

MONIKA RICHARZ

Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

28

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

MONIKA RICHARZ

DER EINTRITT DER JUDEN
IN DIE AKADEMISCHEN BERUFE

Jüdische Studenten und Akademiker
in Deutschland 1678-1848

Mit einem Geleitwort von
ADOLF LESCHNITZER



1 9 7 4

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

THIS PUBLICATION WAS SUPPORTED
BY A GRANT FROM THE
MEMORIAL FOUNDATION FOR JEWISH CULTURE

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London
und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

D 188

©

Leo Baeck Institute London
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1974
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namens-
nennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine
vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN Ln. 3 16 835162 8
eISBN 978-3-16-163136-8 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

ZUM GELEIT

Der Eintritt der Juden in die europäische Kultur und Gesellschaft, der mit der sich anbahnenden politischen Emanzipation seine zunächst – und wie man damals glaubte endgültig – abschließende Legitimation fand, wurde vorbereitet vor allem durch zwei historische Entwicklungen. Die eine war die wachsende Rolle, die eine kleine Gruppe der deutschen Juden im Wirtschaftsleben des 18. Jahrhunderts spielte, repräsentiert in erster Reihe durch die jüdischen Bankiers und Heereslieferanten, die von den deutschen Fürsten als Berater und Finanzagenten engagiert wurden und damit als sogenannte Hof-faktoren durch ihre Tätigkeit zu Reichtum und Einfluß gelangten. Die andere Entwicklung bewirkte die Teilnahme von Juden am intellektuellen Leben in Deutschland, die in summarischen Darstellungen oft von Moses Mendelssohn an datiert wird, tatsächlich aber in gewissem Ausmaß schon vorher begonnen hatte. War doch die Separation der Juden und ihr Ausschluß von europäischem Denken niemals so vollständig gewesen, wie das bei schematischer Betrachtung erscheint. Kontakte auch geistiger Art hat es immer gegeben, und in den oben erwähnten Schichten der Geldaristokratie war eine enge Berührung mit deutscher Literatur und Philosophie zu einer Tatsache geworden, die eine schnelle Wandlung in der geistigen Situation der Juden herbeiführte.

Es war unvermeidlich, daß dieser Prozeß der Zuwendung von Juden zu weltlicher Bildung auch zu deren Hinneigung zu akademischen Berufen führte. Ebenso wie in anderen Sphären des Lebens, hatten die Juden jedoch auch bei ihrem Versuch, in akademischen Berufen Fuß zu fassen, mit vielen Widerständen zu kämpfen. Während aber der wirtschaftliche Aufstieg der Juden seit dem Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus und der beginnenden industriellen Revolution oft behandelt worden ist, gibt es bisher nur wenige detaillierte Untersuchungen über den Zugang der Juden zum Universitätsstudium und zu akademischen Berufen. Die hier vorliegende Arbeit von Monika Richarz, die aus Seminarübungen zur Geschichte der Juden in Deutschland unter meiner Leitung an der Freien Universität Berlin hervorgegangen ist, bedeutet daher einen erheblichen Schritt zur Ausfüllung dieser Lücke. Eine Studie über die tiefgehende Wandlung des jüdischen Bildungsideals, das Aufgeben der kulturellen Separation und die Preisgabe der Beschränkung auf das talmudische Lernen einerseits und die gleichzeitige allmähliche Hinwendung zu akademischen Studien und Berufen andererseits,

leistet einen wichtigen Beitrag zur Sozial- und Geistesgeschichte der Juden in dieser Periode.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Bearbeitung des Stoffes war Sammlung und Sichtung eines weit verstreuten und umfänglichen, ungedruckten und gedruckten Quellenmaterials, wozu auch die deutsch-jüdische Presse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Akten vieler deutscher Universitätsarchive gehörten. Auf diesem nicht immer einfachen Wege war es möglich, für den Fortgang der Untersuchung wesentliche Tatbestände – Zulassung zum Studium, zu Universitäts- und Staatsprüfungen und zur Berufsausübung – zu ermitteln. Eine Fülle aufschlußreicher und bezeichnender biographischer Tatsachen wurde in die Darstellung eingeflochten, die dadurch an Farbigkeit gewann. Ein Beispiel für viele: die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der akademischen Laufbahn jüdischer Gelehrter im Vormärz entgegenstanden, werden an einzelnen Habilitationsverfahren genau erfaßt und plastisch verdeutlicht. Das Anliegen der Verfasserin war es, vielschichtige, einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten umfassende Entwicklungen zu erforschen und sie als einen einzigen großen historischen Prozeß darzustellen. In der präzisen und knappen Zusammenfassung des Schlußkapitels wird die Rolle, die die jüdischen Akademiker vor 1850 gespielt haben, in historischer Perspektive gewürdigt.

Dieses Werk über die Frühgeschichte des Akademisierungsprozesses der Juden in Deutschland ist in hohem Maße geeignet zu einer Vertiefung unseres Verständnisses für den Strukturwandel, den das gesamte Judentum – auch außerhalb Deutschlands – bei seinem verspäteten Eintritt in die Neuzeit durchgemacht hat. Es ist mir daher eine besondere Freude und Genugtuung, daß diese Arbeit dank des dafür bekundeten Interesses des Leo Baeck Instituts als ein Band seiner Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann.

Adolf Leschnitzer

VORWORT

Die vorliegende Arbeit will beitragen zur Bildungs- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland. Indem sie die Entstehung der akademischen Intelligenz unter den Juden Deutschlands behandelt, bietet sie damit auch einen Ausschnitt aus der Geschichte der Assimilation und der Emanzipation des deutschen Judentums. Ausgehend von der Darstellung des traditionellen religiösen Bildungsideals der Juden, wird der Prozeß der „Verweltlichung“ und Assimilierung der jüdischen Bildung am Universitätsstudium der Juden verfolgt. Es geht dabei primär um die Sozialgeschichte der intellektuellen jüdischen Elite, nicht um eine geistesgeschichtliche Analyse der Assimilation, wengleich beide Aspekte eng zusammenhängen.

Bekannt ist, daß die deutschen Juden der Weimarer Zeit in der bürgerlichen Mittelklasse und in vielen akademischen Berufen weit überdurchschnittlich repräsentiert waren. Während die ökonomischen Voraussetzungen dieses Aufstiegs und die wirtschaftliche Entfaltung der Juden Deutschlands in Einzelheiten vielfach geschildert worden sind, fehlt es an Untersuchungen über die Rolle der jüdischen Intelligenz im Prozeß der sozialen Assimilierung an das deutsche Bürgertum. Bewußt wird die Frühgeschichte dieses Vorgangs zum Thema gewählt, weil der Wandel des Bildungsideals und die Erkenntnis der sozialen Funktion der Bildung in der Emanzipationsepoche entscheidend sind für das Verständnis des Aufstiegsprozesses. Bildung und Besitz – diese Grundlagen des Bürgertums – mußten im Kampf um soziale Anerkennung von einer trotz fortschreitender Emanzipation gesellschaftlich diskriminierten Minorität verstärkt erstrebt werden. Gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt Bildung als Mittel zum sozialen Aufstieg bei Juden wie Christen eine hervorragende Rolle zu spielen.

Als an den preußischen Hochschulen erstmals 1886/87 eine Konfessionszählung durchgeführt wurde, zeigte sich, daß Juden im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil unter den Studenten achtmal stärker vertreten waren als Christen. Es gilt, nicht nur Vorgeschichte, Ursache und Folgen dieser Tatsache zu klären, sondern im Zusammenhang damit auch die Auswirkungen der Diskrepanz zwischen Bildungs- und Berufschancen der jüdischen Akademiker zu beleuchten. Erstrebte die Emanzipationsgesetzgebung der meisten deutschen Staaten eine prinzipielle Berufsumschichtung der jüdischen Bevölkerung, so dachte man doch dabei im wesentlichen an die Abziehung von kaufmänni-

schen Berufen durch die Hinführung zu Handwerk und Ackerbau. Zwar hatten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Juden überall Zutritt zu Gymnasien und Hochschulen, durch die Verweigerung von Staatsämtern aber wurde die berufliche Emanzipation der jüdischen Akademiker verhindert und ihre soziale Integration wesentlich erschwert. Zu fragen ist, warum Staat und Gesellschaft in Deutschland nicht bereit waren, Juden in sozialen Führungspositionen zu akzeptieren, und welche Folgen ihre daraus resultierende Konzentration in den freien Berufen bereits im Vormärz zeigte. Zu untersuchen bleibt schließlich, welche Funktion die Gruppe der jüdischen Akademiker im Vorgang der Emanzipation und Assimilation gehabt hat und wieweit sie jüdische Traditionen bewahrte oder fortbildete.

Zeitlich wurde die Untersuchung begrenzt auf die Spanne zwischen der ersten Zulassung jüdischer Studenten an einer deutschen Universität (1678) und der Revolution von 1848, die rein rechtlich gesehen die Berufsfrage der jüdischen Akademiker verbesserte. Dieser Zeitraum umfaßt den Eintritt der Juden in das deutsche Kulturleben und die erste Phase der Emanzipation. Das Hauptgewicht liegt dabei auf der Zeit zwischen der französischen und der deutschen Revolution als der Epoche der schnell voranschreitenden Akademisierung. Für Gliederung und Statistik wurde das Jahr 1800 als Epochen-schnitt gewählt, wenngleich die die Akademisierung stimulierende Emanzipation in einigen in der napoleonischen Zeit von Frankreich besetzten Gebieten schon früher verwirklicht war, im übrigen Deutschland aber erst ab 1807 begann. Eine enge geographische Begrenzung des Themas hätte Vergleiche zwischen der Lage der Juden in den einzelnen deutschen Staaten verhindert und wäre der Mobilität der Studenten und Akademiker nicht angemessen gewesen. Nur die Habsburger Monarchie – in der über die Hälfte der Juden des Deutschen Bundes lebten – mußte aus Gründen des Umfangs der Arbeit vollständig ausgeklammert werden. Unberücksichtigt blieben auch alle getauften Juden, da für diese in damaliger Zeit kaum berufliche Hindernisse bestanden. Aufgenommen wurden dagegen jene Fälle, in denen Juden erst während des Studiums oder danach die Taufe empfangen, weil dies vielfach unter dem Druck beruflicher Benachteiligung geschah. Am Beispiel ausgedrückt: nicht der bereits als Kind getaufte Karl Marx, sondern sein Vater, der zur Erhaltung seiner Stellung als Rechtsanwalt die Taufe nahm, gehört in den Zusammenhang des Themas.

Die Quellenbasis der Untersuchung bilden vor allem die gedruckten und ungedruckten Hochschulmatrikeln, die Akten deutscher Universitätsarchive und Kultusverwaltungen, Akten über jüdische Gemeinden an Hochschulorten, zeitgenössische jüdische Zeitschriften und Publikationen der betroffenen Akademiker selbst. Die Universitätsmatrikeln bieten der Analyse erhebliche Schwierigkeiten, da die Matrikeln des 18. Jahrhunderts keine und die des Vormärz nur in Einzelfällen Konfessionsstatistiken enthalten. Während für das 18. Jahrhundert jüdische Studenten noch mit ziemlicher Wahrscheinlich-

keit am Namen zu erkennen sind, manchmal auch mit dem Zusatz „*judaeus*“ gekennzeichnet werden, fallen solche Anhaltspunkte seit Beginn der Emanzipation meist fort. In Preußen beispielsweise mußten Juden 1810 für die Eintragung in die städtischen Bürgerlisten feste Familiennamen annehmen, wobei die Betroffenen oft bewußt unjüdische oder reine Herkunftsnamen wählten. Über die Zahl der jüdischen Studenten lassen sich deshalb auch nach Durchsicht aller Matrikeln keine vollständigen und statistisch befriedigenden Angaben machen. Eine gültige Verallgemeinerung einzelner Ergebnisse ist aber möglich.

Die vorliegende Untersuchung wurde in ihrer ersten Fassung 1969 von der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommen. Sie erfuhr wesentliche Förderung durch meinen verehrten Lehrer Professor Adolf Leschnitzer (New York), dessen Seminare zur jüdischen Geschichte ich in Berlin als Studentin und später als Berufstätige zehn Jahre lang besuchen konnte. Professor Leschnitzer verdanke ich die grundlegende Einführung in die Geschichte der Juden in Deutschland und die ständige Ermutigung, Hilfe und Beratung bei der Bearbeitung des vorliegenden Themas. An zweiter Stelle gilt mein Dank meinem früheren Kommilitonen Professor Amos Funkenstein, der mir vor allem durch die Übersetzung hebräischer Literatur und die Erklärung theologischer Fragen die für eine Nichtjüdin schwierigeren Probleme erleichterte. Wie kein anderer Forscher hat sich Professor Guido Kisch (Basel) mit der hier behandelten Thematik früher in mehreren Schriften auseinandergesetzt; ihm danke ich für die übersandten Materialien und für sein förderndes Interesse an einer Abhandlung, die versucht, an seine richtungweisenden Studien anzuknüpfen. Eine kritische Durchsicht des Manuskripts verdanke ich Professor Reinhard Rürup (Berlin) sowie Professor Hans Liebeschütz und Dr. Eva Reichmann vom Leo Baeck Institute London. Freundliche Unterstützung erfuhr ich ferner durch Professor Kaiser (Halle) und Dr. Rüdiger Mack, dessen Aufsatz über die Gießener jüdischen Studenten leider – wie auch Jacob Tourys Dokumentation „Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum“ – nur mehr in die Bibliographie aufgenommen werden konnte. – Ich möchte hier auch den zahlreichen Archivaren und Bibliothekaren danken, die mich in Berlin und während meiner Archivreisen freundlich unterstützten; stellvertretend für viele nenne ich Frau Hlaváčová von der Bibliothek des Jüdischen Museums in Prag. Nicht zuletzt gilt mein besonderer Dank Dr. Robert Weltsch vom Leo Baeck Institute London für die Aufnahme dieser Studie in die wissenschaftliche Reihe des Instituts sowie Direktor Arnold Paucker, M. A. für die redaktionelle Betreuung des Manuskripts.

INHALT

Zum Geleit	V
Vorwort	VII
I. Jüdische Bildung im Zeitalter der Aufklärung	
1. Traditionelle Bildung und Erziehung	1
2. Der Wandel der Bildungsidee	5
3. Haskala und Äußere Wissenschaften	9
II. Juden und Universitäten vor der Emanzipationsepoche	
1. Juden als Händler und Lehrer am Hochschulort	15
2. Jüdische Mediziner im 17. Jahrhundert	23
3. Die Erstzulassung jüdischer Medizinstudenten in Deutschland	28
4. Juden an den Landeshochschulen des 18. Jahrhunderts	43
5. Die soziale Lage der jüdischen Studenten	67
III. Jüdische Studenten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	
1. Wirkungen der Emanzipation	83
2. Frequenz, Verteilung und Fakultätswahl der jüdischen Studenten	91
3. Die Situation der Juden an den einzelnen Hochschulen	97
a) Preußen	97
b) Baden	109
c) Bayern	113
d) Übrige Universitäten	121
IV. Die soziale Lage der jüdischen Studenten im Vormärz	
1. Herkunft	132
2. Studienfinanzierung	137
3. Vorbildung	143
4. Nationalgefühl und Burschenschaft	150
5. Assimilation und Taufe	157
V. Jüdische Akademiker im Beruf	
1. Die Ausschließung vom Staatsamt	164
2. Ärzte	172
3. Juristen	178
4. Rabbiner	188
5. Prediger und Lehrer	196
6. Berufe in Presse, Verlagswesen und Buchhandel	202
7. Privatdozenten	206
Schluß	218
Dokumente	223
Bibliographie	238
Personenregister	250

I JÜDISCHE BILDUNG IM ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

1 *Traditionelle Bildung und Erziehung*

Die traditionelle Lebensform der jüdischen Gemeinden Deutschlands war bis in das 18. Jahrhundert hinein gekennzeichnet durch die Einheit von jüdischer Nation, Religion und Kultur. Die Juden Deutschlands lebten an den ihnen vom jeweiligen Landesherrn konzedierte Orten in geschlossenen Korporationen, die nur in wenigen Fällen von Ghettomauern umgeben waren und weitgehende religiöse und soziale Autonomie besaßen. In beruflicher Hinsicht waren Juden fast ausschließlich auf Handelstätigkeit beschränkt. Ökonomisch gesehen, hatten sie in den Einzelterritorien die Aufgabe, durch ihre Steuerkraft die wachsende Macht der absolutistischen Fürsten zu stärken. Diesen standen als Inhabern des Judenregals die Schutzgelder der Juden direkt zur Verfügung, und ihr Interesse an den Schutzgeldern war daher fiskalisch bestimmt.

Das jüdische Religionsgesetz konservierte als nationales Gesetz den festen Zusammenhalt der Gemeinde und beherrschte ihr soziales und geistiges Leben. Während in der christlichen Umwelt seit Beginn der Neuzeit Künste und Wissenschaften sich zunehmend vom Einfluß der Kirchen emanzipierten, blieb das intellektuelle Leben der jüdischen Gemeinden Deutschlands fast ganz auf das Studium von Thora und Talmud beschränkt. Alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft bezogen sich auf das Gesetz. Das Studium von nichtjüdischen, d. h. sogenannten „äußeren Wissenschaften“ wurde nur in dem Maße als erlaubt angesehen, als es dem Verständnis der Thora oder, wie die Medizin, der Erfüllung ihrer Gebote diene. Gerade im 16. und 17. Jahrhundert hatte sich – im Vergleich zum Mittelalter – die kulturelle Abschließung der Juden in Deutschland in einer Weise gesteigert, die die Gefahr der Stagnation mit sich brachte. Auch die Zentren der talmudischen Wissenschaft selbst befanden sich jetzt in Polen.

Der Wille zur Bewahrung der Tradition hatte sich in der jüdischen Geschichte durchaus nicht immer mit geistiger Isolierung von der Umwelt verbunden. In der hellenistischen und später in der arabischen und spanischen Kultur hatten Juden gelebt, die mit Kultur und Wissenschaft ihrer Zeit ebenso vertraut waren wie mit Talmud und Thora. Nicht zufällig wurde gerade Maimonides als Exponent einer solchen Haltung im 18. Jahrhundert

neu entdeckt und zum Vorbild jener Juden, die sich mit den allgemeinen Wissenschaften zu beschäftigen begannen.

Im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts bewirkte der Prozeß der kulturellen Integrierung und staatsrechtlichen Emanzipation einen völligen Wandel im politischen, religiösen und sozialen Selbstverständnis der Juden. Ausdruck dafür wurde auch eine grundlegende Veränderung des jüdischen Bildungsideals. In das Bewußtsein der Öffentlichkeit traten Veränderungen der jüdischen Haltung zur Umweltkultur erst durch das Leben und Werk Moses Mendelssohns (1729–1786). Die Tatsache, daß Mendelssohn, ein Jude, über die philosophische und literarische Bildung seiner Zeit verfügte, erregte Erstaunen und Achtung, wurde aber zu Recht noch als untypische Ausnahme angesehen. Dennoch war Mendelssohn nur der Protagonist einer Entwicklung, an der sich vor und mit ihm zahlreiche weitere Juden beteiligten, die keine vergleichbare Publizität erlangten. Erst in jüngster Zeit ist diese Epoche der frühen jüdischen Aufklärungsbewegung ausführlicher untersucht worden¹.

Es gilt zunächst, ein Modell der traditionellen jüdischen Erziehung und Bildung zu skizzieren, um dann die für die Akademisierung der jüdischen Intelligenz grundlegenden Veränderungen der Bildungsauffassung umreißen zu können². Innerhalb des Judentums wurde von jeher auf Unterricht, Studium und Gelehrsamkeit ein ganz außerordentlicher Wert gelegt. Zu den wichtigsten religiösen Pflichten des Juden gehörten das lebenslängliche Studium der Thora und die Belehrung der Kinder über Gesetz und Geschichte Israels. Jüdische Bildung war religiöse Bildung, die das Verständnis und die Erfüllung des Gesetzes zum Ziel hatte. Das bedeutete praktisch, daß Wissenserwerb kein Privileg und Monopol weniger war, sondern Aufgabe aller. Der Schulbesuch bildete die Grundvoraussetzung der Gesetzeserfüllung, und Analphabetismus gab es unter Juden dementsprechend sehr selten. Wer als Erwachsener im „Lernen“, d. h. im Studium der Thora, aus Mangel an Zeit oder Begabung nur geringe Fortschritte machte, der war gehalten, zumindest das Studium anderer durch Spenden zu unterstützen. Talmudgelehrte genossen ursprünglich ein weit höheres soziales Ansehen als materiell Reiche, die religiös unwissend waren. Einem gut lernenden Schwiegersohn und seiner Familie wurde

¹ Kurze Hinweise gab zuerst der Aufsatz von *J. Eschelbacher*, Die Anfänge allgemeiner Bildung unter den deutschen Juden vor Mendelssohn, Festschrift zum 70. Geburtstag M. Philipppsons, Leipzig 1916; eine ausführliche und materialreiche Darstellung der frühen Haskala (hebr. für Aufklärung) bietet *Azriel Schochet*, Im Chilife Tekufot, Reshit Hahaskala Bejehudat Germania (Im Wandel der Epochen, Der Beginn der Haskala im deutschen Judentum), Jerusalem 1960. In dt. Sprache wird Schochets Material erstmals verwendet und zugänglich gemacht in den ersten Kapiteln des Werkes von *H. M. Graupe*, Die Entstehung des modernen Judentums, Geistesgeschichte der dt. Juden, Hamburg 1969.

² Ein soziologisches Modell des jüdischen Erziehungssystems im 17. Jh. gibt *J. Katz*, Tradition and Crisis, Jewish Society at the End of the Middle Ages, New York 1961, Kap. XVIII.

jahrelang Unterhalt gewährt, damit er seine Studien beliebig fortsetzen konnte. Im polnischen Judentum geschah es sogar nicht selten, daß die Ehefrau die Familie durch Kleinhandel ernährte, während der Mann sich ausschließlich dem religiösen Studium widmen konnte. Höchster Stolz der Gemeinden war es, eine berühmte Talmudhochschule zu besitzen. Testamentarische Stiftungen zugunsten der Lehrhäuser galten als Pflicht der Begüterten, und die Studierenden „lernten“ am Todestag des Stifters zu seinem Gedenken.

Wesentlicher Ausdruck der religiösen Autonomie der jüdischen Gemeinden war ihr völlig eigenständiges Erziehungs- und Schulsystem. Für das 6. bis 13. Lebensjahr galt die Schulpflicht als selbstverständlich. Manche Kinder wurden schon mit vier Jahren zum Lehrer gebracht und dort üblicherweise durch das Ablecken honigbestrichener Buchstaben vorbereitet auf die Freuden des Lernens. Die Schulverhältnisse in den Elementarschulen waren allerdings meist sehr kümmerlich. Der Cheder (hebr. Zimmer) besaß als einklassige Gemeindeschule nur einen einzigen Raum, der gleichzeitig als Schule und Lehrerwohnung diente. Noch viele der jüdischen Akademiker des 19. Jahrhunderts haben in einem solchen Cheder von polnischen Wanderlehrern ihre Elementarbildung erhalten. Diese Gemeindeschulen waren Armenschulen. Familien, die es nur irgend ermöglichen konnten, nahmen Hauslehrer auf. In beiden Fällen aber war das Unterrichten ein Monopol der zahlreich aus Polen kommenden Wanderlehrer, deren Wissen und Methodik zumeist auf bescheidenem Niveau blieben. Das soziale Ansehen dieser Kinderlehrer sank im 18. Jahrhundert immer weiter ab, da sie infolge ihrer ostjüdischen Herkunft im allgemeinen nicht an den Assimilationserscheinungen in Sprache und Sitte der deutschen Juden teilgenommen hatten. Ihre Unterrichtssprache war eine Mischung aus Hebräisch und Ostjiddisch, das in Deutschland oft nur noch schwer verstanden wurde. Den Inhalt des Elementarunterrichts bildete die Erlernung des Hebräischen anhand religiöser Texte, die ständige Beschäftigung mit der Thora und ihrer Kommentare sowie die Einprägung des Gebetkanons. Mnemotechnik war die herrschende Unterrichtsmethode. An nicht religiösem Wissen wurden nur die Grundlagen der Arithmetik gelehrt. Aufgrund dieses Unterrichts waren erwachsene Juden also im allgemeinen nicht fähig, lateinische Schrift und deutschsprachige Bücher zu lesen, wodurch die kulturellen Schranken zur Umwelt lange aufrechterhalten wurden. Gemessen am religiösen Zweck der Bildung galt die Beschäftigung mit außerjüdischem Wissen als Zeitverschwendung oder gar Sünde. Bekannt ist, daß noch Mendelssohn als Knabe nur heimlich deutsche Bücher las. Während so die jüdischen Männer aufgrund ihrer Erziehung meist nur religiöse Werke in Hebräisch studierten, dienten jiddische Bücher – die ja ebenfalls in hebräischen Lettern gedruckt wurden – dem Bedürfnis der Frauen nach Erbauung und Unterhaltung.

Im allgemeinen traten die jüdischen Knaben nach Erreichung der religiösen Volljährigkeit – also mit 13 Jahren – in den Handel des Vaters oder zu-

künftigen Schwiegervaters als Gehilfen ein und erlernten hier alles zum Kaufmannsberuf Notwendige durch die Praxis. In gleicher Weise vererbte sich auch der Arztberuf, solange er noch nicht mit einer akademischen Ausbildung verbunden war. Da im Judentum die Frühehe üblich blieb, wurden die religiös mündigen und in das Berufsleben eingetretenen Knaben auch bald verheiratet und fanden so einen festen Platz im Sozialgefüge der Gemeinde.

Jene Knaben, die sich für das Lernen als besonders befähigt erwiesen hatten, ließ man nach dem 13. Lebensjahr zu den höheren Studien übergehen. In der Jeschiwa (Talmudhochschule) studierten sie jahrelang den Talmud und die rabbinische Literatur. Der Ruf einer Jeschiwa wurde bestimmt durch die wissenschaftliche Autorität des lehrenden Rabbiners. Im Deutschland des 17. Jahrhunderts befanden sich angesehene Jeschiwot in Frankfurt am Main, Altona und Fürth, aber die eigentlichen geistigen Zentren des aschkenasischen Judentums lagen in Osteuropa. Darum war es üblich, daß Juden aus Deutschland zum Zweck der höheren Talmudstudien die berühmten Lehrhäuser in Polen und Böhmen besuchten. Während ihres jahrelangen Lernens und Wanderns lebten die Talmudschüler in größter Anspruchslosigkeit. Die höheren Studien waren kein Privileg Begüterter, sondern hingen allein ab von der Befähigung der Lernenden. Der Unterhalt der Talmudschüler oblag der Gemeinde, in deren Lehrhaus sie lernten, das heißt, die Gemeindemitglieder stellten den Schülern Schlafplätze, Freitische und kleine Spenden zur Verfügung. Diese charakteristischen sozialen Begleitumstände des höheren Studiums sollten – wie zu zeigen sein wird – auch in der Frühzeit des jüdischen Universitätsstudiums ihre Bedeutung nicht verlieren.

In den Jeschiwot bildeten Talmud und Talmudische Literatur den einzigen Gegenstand des Lernens. Das schloß nicht aus, daß auch gewisse Probleme aus profanen Wissensgebieten in diesem Zusammenhang erörtert wurden, wie etwa historische, mathematische, medizinische, naturwissenschaftliche und astronomische Fragen, die im Talmud eine Rolle spielen. Die Profanwissenschaften wurden unter dem Begriff „Äußere Wissenschaften“ (Chochmot chizonijot) zusammengefaßt und nur als Hilfswissenschaften geduldet. Das Talmudstudium war zeitlich nicht begrenzt und wurde auch von verheirateten Studenten fortgesetzt. Die Begabtesten konnten nach mehr als zehnjährigem Studium den Titel eines Rabbiners erhalten und waren damit befähigt, das Gesetz verbindlich auszulegen und zum Rabbineramt von einer Gemeinde gewählt zu werden. Nicht alle der mit dem Rabbinerdiplom Ausgezeichneten amtierten später auch als Rabbiner, vielmehr trug die religiöse Gelehrsamkeit ihren Wert in sich selbst und wurde nicht als Berufsbildung angesehen. Die Achtung vor ihrem Wissen sicherte den Gesetzesgelehrten, auch wenn sie als Kaufleute lebten, besonderes Ansehen. Das Rabbineramt war bis ins 14. Jahrhundert hinein überhaupt unentgeltlich, also nebenberuflich, ausgeübt worden.

2 Der Wandel der Bildungsidee

Das geschilderte Modell der traditionellen jüdischen Bildung erfuhr, wie Schochet gezeigt hat, seit Ende des 17. Jahrhunderts gewisse Einbußen und Erweiterungen³. Aufgrund wirtschaftlicher und religiöser Faktoren eintretende Veränderungen bewirkten ein stärkeres Interesse der Juden an Bildung, Kultur und Wissenschaft ihrer Umwelt. Damit begann die jüdische Bildungsidee sich grundlegend zu wandeln.

Eine große geistige Erschütterung erlebte die jüdische Welt in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg durch das Auftreten des Pseudomessias Sabbatai Zwi. Erfüllt von messianischen Hoffnungen hatten sich auch viele Judengemeinden Deutschlands schon zum Aufbruch nach Jerusalem gerüstet, als sie 1666 vom Glaubensabfall des Sabbatai Zwi hörten. Enttäuschung und Erschütterung lösten einerseits kritische Ernüchterung aus, ließen auf der anderen Seite aber eine Sabbatianische Bewegung entstehen, die gerade in der Sünde des Messias geheimen Sinn sah. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein wurde das Geistesleben der Juden Deutschlands noch beunruhigt von der Auseinandersetzung mit der Sabbatianischen Theologie. Dies zeigte sich vor allem in dem aufsehenerregenden Amulettenstreit der Hamburger Rabbiner Jakob Emden und Jonathan Eybeschütz während der fünfziger Jahre. Mit dem Sieg der Theologie Emdens, an deren Rationalismus dann Moses Mendelssohn anknüpfte, gelangte die Haskala in Deutschland zum Durchbruch und wurde der mystischen Tradition – wie später auch dem polnischen Chassidismus – die Einflußmöglichkeit genommen.

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges war das Judenregal endgültig in die Hände der einzelnen Territorialherren übergegangen. Das Kapitalbedürfnis der absolutistischen Landesherren ließ eine schmale jüdische Oberschicht von Hoffaktoren entstehen, deren Aufgabe es war, den Machtausbau und die merkantilistische Wirtschaftspolitik der Fürsten zu sichern und die Landesherren so gegenüber den Ständen weitgehend unabhängig zu machen. Die Berührung mit dem Hofleben blieb auf diese Gruppe von jüdischen Großkaufleuten und Bankiers nicht ohne Wirkung. Einzelne Hofjuden – wie der bekannte Württembergische Hoffaktor Süß – imitierten in ihrem Lebensstil die höfische Aristokratie, trugen ihre Kleidung, sammelten Bücher und Kunstwerke und ließen sich barocke Palais erbauen⁴. Auch die jüdischen Klein-

³ A. Schochet, Haskala, bes. Kapitel 16: Die Krise der Erziehung, vgl. H. M. Graupe, Modernes Judentum, Kapitel 3.

⁴ S. Stern, The Court Jew, A Contribution to the History of the Period of Absolutism in Central Europe, Philadelphia 1950. H. Schnee, Die Hoffinanz und der moderne Staat, Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus, Bd. 1–6, Berlin 1953–67. Zur Kritik an diesem während des Nationalsozialismus begonnenen Werk s. G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, 1686–1730, Veröff. d. Hist. Kommission zu Berlin, Bd. 32, Berlin 1970, S. 9, Anm. 15.

händler waren nach der Vertreibung der Juden aus den meisten Städten jetzt auf den notwendigen Handels- und Hausierreisen zu stärkeren Sozialkontakten mit Christen gezwungen. Im schriftlichen Geschäftsverkehr wurde eine gewisse Kenntnis des Hochdeutschen und – bei Handel mit Hofkreisen – auch des Französischen notwendig. Dementsprechend begannen wohlhabende jüdische Kaufleute, ihren Kindern durch Privatunterricht – teilweise sogar bei christlichen Lehrern – auch eine weltliche Allgemeinbildung geben zu lassen, die sie zu ihrer neuen sozialen Rolle befähigen sollte. Zu den profanen Bildungsinhalten gehörten neben Hochdeutsch in Wort und Schrift, Französisch und Buchhaltung auch die geselligen Künste Musik, Tanz und Fechten. Rabbiner beklagten den Rückgang des religiösen Lernens zugunsten solchen Unterrichts. Sie erörterten in ihren Gutachten die plötzlich wichtig werdende Frage, ob Juden das Zeitunglesen am Sabbat erlaubt sein sollte, und verpflichteten Talmudschüler dazu, keine „fremden Bücher“ zu lesen, was zeigt, daß die Lektüre nichtjüdischer Werke begonnen hatte.

Die jüdischen Gemeindeschulen blieben von diesen Veränderungen unberührt, sanken aber gerade deshalb im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer mehr im Ansehen. Bestrebungen zur Reform der Elementarbildung beschäftigten die Autoren der Haskala das ganze Jahrhundert hindurch. Schon 1706 übte der hessische Landjude Aron ben Samuel in seinem jiddischen Gebetbuch „Liebliche Tefilloh“ scharfe Kritik an der Erstarrung und dem Formalismus der Chedarim⁵. In wohl pietistisch beeinflusster Frömmigkeit beklagt er, daß das unverständene Hebräisch die Kinder daran hindere, sich die Lehren und Gebete wirklich zu Herzen gehen zu lassen, und er schlägt daher die Einführung der Muttersprache beim Erlernen des Lesens und Schreibens vor. Er selbst benutzte für die jiddische Psalmenübersetzung seines Gebetbuches unter anderem auch die Übersetzung Luthers als Vorlage. Zielten diese Vorschläge primär auf eine Vertiefung der religiösen Erziehung, so erstrebte um die Jahrhundertmitte der Kaufmann Isaak Wetzlar aus Celle bereits eine inhaltliche Reform des Unterrichts. Wie alle späteren Maskilim (Aufklärer) verurteilte er die spitzfindige Methodik des Pilpul, die im Talmudunterricht zum Selbstzweck entartet sei, und forderte die Beschränkung des Talmudstudiums zugunsten biblischen und moralischen Unterrichts. In dieser Zeit befürwortete auch der schon genannte Rabbiner Jakob Emden ein gewisses Maß an allgemeiner Bildung, da dieses dem Juden als Menschen zukomme und im Umgang mit Christen nützlich sei. Emden empfahl, die Kinder in lateinischer Schrift, Rechnen, Morallehre, Grammatik und Medizin zu unterrichten, mahnte aber gleichzeitig, über dem Lesen von Büchern in fremden Sprachen nicht die Pflicht zum Lernen der Thora zu vernachlässigen⁶.

⁵ S. Stein, *Liebliche Tefilloh, A Judaeo-German Prayer Book printed in 1709*, in: *LBI Year Book XV*, 1970.

⁶ Über die pädagogischen Vorstellungen von Isaak Wetzlar und Jakob Emden s. A. Schochet, *Haskala*, S. 199 ff.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelten sich die pädagogischen Reformideen unter dem Einfluß Moses Mendelssohns rasch weiter. Mendelssohn selbst bewirkte vor allem durch sein persönliches Vorbild bei vielen Juden eine Veränderung ihrer Bildungsauffassung, die sie dann bald über die von ihm errungene Harmonie zwischen voller Teilnahme an der europäischen Kultur und Bewahrung eines rationalistisch verstandenen Judentums hinausführte. Mendelssohn war nicht nur gleichzeitig ein orthodox lebender Jude und ein berühmter philosophischer und literarischer Schriftsteller deutscher Sprache, sondern wurde auch als erster „gebildeter Jude“ von der Elite der Aufgeklärten öffentlich als gleichrangig akzeptiert. Hier zeigte sich erstmals die Bedeutung, die die Beherrschung des Hochdeutschen und der Erwerb allgemeiner Bildung für die soziale Assimilation haben mußten. In sozialer Hinsicht konnte jetzt der einzelne „gebildete“ Jude als Gelehrter oder Teilnehmer eines Salons zum ebenbürtigen Partner werden⁷. Dabei verkörperten die Jüdinnen der bekannten Berliner Salons im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts bereits einen ganz anderen Bildungstyp als den in den Gelehrtenzirkeln der Aufklärung vorherrschenden. Bildung wurde im Salon primär als eine Verbindung literarischer Kenntnisse mit geselliger Begabung verstanden und war das Hauptkriterium der Zugehörigkeit zu einer Salongesellschaft, die sich über die alten Standesschranken hinwegsetzte und sowohl Adlige als auch Bürger und Juden umfaßte. Für die hier verkehrenden Juden stand ihre Zeitbildung ganz im Dienst der sozialen Assimilation, und sie begannen, sich der jüdischen Religion und Kultur schnell zu entfremden. Ein zweites Assimilationsstadium war erreicht.

Der Wandel der Bildungsauffassung hatte auf die traditionelle jüdische Elementarschule nur geringen Einfluß. In Berlin erhielten 1761 zwei Münzunternehmer die Regierungserlaubnis zur Eröffnung einer ersten modernisierten jüdischen Schule, in der neben Thora auch Latein, Französisch und Mathematik unterrichtet werden sollten⁸. Als Lehrer waren auch Christen vorgesehen. Die Unternehmer betonten in ihrer Eingabe ausdrücklich, das Ziel des Unterrichts seien moralische Verbesserung und Heranbildung dem Staate nützlicher Untertanen. Damit wurden Maßstäbe der aufgeklärten Beamtenschaft – wie sie später der preußische Staatsrat Dohm popularisierte – von Juden selbst an ihr Schulwesen gelegt. Im Jahr 1778 gründeten auf Anregung Moses Mendelssohns die Großkaufleute Isaak Daniel Itzig, David Friedländer und Hartwig Wessely eine kaufmännische Freischule für arme jüdische Kinder, die in Religion und Hebräisch sowie in Deutsch, Französisch, Rechnen und Buch-

⁷ Zur Entstehung einer „neutralen Gesellschaft“ der Aufgeklärten als Voraussetzung der sozialen Assimilation jüdischer Intellektueller s. *J. Katz*, Die Entstehung der Judenassimilation in Deutschland und deren Ideologie, Diss. Frankfurt a. M. 1935. *Ders.*, Tradition and Crisis, S. 245 ff.

⁸ *S. Stern*, Der Preußische Staat und die Juden, Teil III, Die Zeit Friedrichs des Großen, Tübingen 1971, Bd. 1, S. 417.

haltung unterrichtet wurden⁹. In Breslau entstand 1791 unter staatlicher Beihilfe die Wilhelmschule, die mit 120 Schülern (1792) die größte der aufgeklärten jüdischen Schulen war. Außerhalb Preußens wurde im 18. Jahrhundert nur in Dessau die Franzschule als weitere moderne jüdische Schule gegründet. Im ganzen gesehen blieb die Bedeutung dieser wenigen Schulen gering, da orthodoxe Eltern ihre Kinder von ihnen fernhielten, die Assimilierten es aber vorzogen, ihre Kinder direkt zum Gymnasium zu schicken.

Mit der Öffnung für die allgemeine Bildung der Zeit ergab sich auf die Dauer notwendig die Frage nach der Vereinbarkeit der beiden Bildungswelten, in denen Juden jetzt lebten. Hatte Mendelssohn hier für sich persönlich ein Gleichgewicht gefunden, so erwies sich doch schon durch seine Freunde und Schüler die Unwiederholbarkeit dieses Beispiels. Hartwig Wessely, der Mitbegründer der Berliner Freischule, veröffentlichte 1782 die pädagogische Schrift „Worte der Wahrheit und des Friedens“, die den heftigen Widerspruch vieler Rabbiner hervorrief¹⁰. Wessely wollte mit dem Werk die Erziehungsreform unterstützen, die das Josefinische „Toleranzedikt“ den Juden Österreichs auferlegte. Er kritisierte noch einmal die traditionelle jüdische Elementarbildung und entwickelte dann eine neue Bildungskonzeption, die die ganze Zwiespältigkeit des Problems bewußt machen mußte. Wessely, der selbst gesetzestreu lebte, unterschied allgemeine und religiöse Bildung voneinander als „Wissenschaft des Menschen“ und „Wissenschaft des Israeliten“. Er betrachtete die Allgemeinbildung als Voraussetzung der religiösen Erziehung und stellte sie daher im Erziehungsprozeß voran, obgleich er andererseits der Religion, da sie göttlichen Ursprungs ist, den höheren Rang einräumt. Dieses Konzept entspricht der Auffassung der jüdischen Religion als einer Vernunftreligion, die also zu ihrem Verständnis notwendig zuerst Verstandesbildung verlangt. Aber auch aus sozialen Gründen legt Wessely großen Wert auf die „Wissenschaft des Menschen“: wenn ein Jude das Gesetz befolgt, aber keinen Anteil nimmt an seiner Umwelt und ihren Interessen, so werde er durch die Absonderung „lästig und unnützlich und sein Wissen verächtlich“. Hier zeigt sich, daß Wessely seine Glaubensgenossen von einem Standpunkt aus betrachtet, der sich bereits außerhalb des traditionellen Judentums befindet. Er urteilt als Mitglied der Geisteselite der Aufgeklärten.

Die Sprengung der im traditionellen Judentum bestehenden Einheit von Religion, Kultur und Bildung und die Verdünnung der jüdischen Religion zur Konfession zeitigten in der Erziehungspraxis verwirrende Folgen. Dies veranschaulicht ein Brief David Friedländers an einen Glogauer Kaufmann, der plante, seinen Sohn vormittags Talmud lernen zu lassen, nachmittags aber in

⁹ L. Geiger, *Geschichte der Juden in Berlin*, Berlin 1871, Bd. II, S. 136 f. u. 234 ff. – Zum jüdischen Schulwesen der Zeit allgemein s. *Mordechai Eliav*, *Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation*, LBI Bulletin, 3. Jahrg. 1960.

¹⁰ J. Katz, *Die Entstehung der Judenassimilation*, S. 44 ff.

eine christliche Schule zu schicken. Friedländer rät ihm dringend, er solle sich für eine der beiden Erziehungen entscheiden und das Kind nicht in Zweifel stürzen, denn „in ein jeder dieser Anstalten wird ein ganz anderer, ein ganz verschiedener, ein ganz entgegengesetzter Mensch erzogen“¹¹. Indem Friedländer das Talmudstudium als eines aufgeklärten Menschen unwürdig schildert und die beiden Bildungswelten als einander ausschließend gegenüberstellt, unterstützt er indirekt die Aufgabe des Judentums. Die Mehrheit der Juden allerdings dachte in dieser Zeit noch so wie der Oberrabbiner von Lissa, der, als er Wesselys Erziehungsschrift in Bann tat, ihm entgegenschleuderte: „Gegen wen unter den Geheiligten erfrecht er sich? Wer ist unter denen, die die Gesetze Gottes erforschen und sich nach ihnen richten, nicht auch eine Zierde als Mensch, wenn er verständig und gerade ist, wenn er die Wissenschaft der Thora richtig versteht, auch wenn er keine Wissenschaft und Bildung in den Sprachen der Völker erlernte?“¹²

Etwa seit der Jahrhundertmitte und besonders dann im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts beschleunigt sich der Prozeß der Assimilation immer mehr. War das Erwachen des Interesses für die Umweltkultur nur eine notwendige Vorstufe der Assimilation, so kann doch da bereits von einer ersten Assimilationstufe gesprochen werden, wo – wie bei Mendelssohn – zwar die orthodoxe Lebensform beibehalten wird, aber die Beschäftigung mit der allgemeinen Kultur schon den Hauptinhalt des Lebens ausmacht, und auch die Auffassung vom Judentum mehr von der Aufklärungsphilosophie der Zeit bestimmt ist als von der talmudischen Tradition. Einige der Schüler Mendelssohns erreichten schon ein zweites Stadium der Assimilation, indem sie sich vom Gesetz abwandten, eine Reform des Judentums erstrebten, sich mit der Zeitbildung identifizierten und die traditionelle talmudische Bildung als schädlich für einen aufgeklärten Menschen ablehnten.

3 Haskala und Äußere Wissenschaften

Dem Bildungswandel im Schulwesen entsprach eine sich verändernde Haltung der Juden zu Wissenschaften und Universitäten. Auch hier wurden Stufen der Assimilation durchlaufen. Die Äußeren Wissenschaften waren, wie erwähnt, für den Talmudgelehrten des traditionellen Judentums bloße Hilfswissenschaften oder galten als Kenntnisse, die bei theologischen Disputationen mit Christen von Nutzen sein konnten. Gerade den intellektuell bedeutendsten Rabbinern und Ärzten hat es an solchen Kenntnissen oft nicht gefehlt. Ablesbar ist der Stand der Beschäftigung mit den Äußeren Wissenschaften an den zunächst sehr vereinzelt, seit Beginn des 18. Jahrhunderts zu-

¹¹ Brief D. Friedländers an Meier Eger, 30. 3. 1799. Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten, hrsg. F. Kobler, Wien 1935, S. 120.

¹² J. Katz, Entstehung der Judenassimilation, S. 55 f.

nehmend, erscheinenden Enzyklopädien in hebräischer Sprache über historische, mathematische und naturwissenschaftliche Themen. Wie die Veränderung der Schulbildung wurde die Öffnung für die Profanwissenschaften – verbunden mit einer Neubelebung der hebräischen Sprache und Philologie – eines der Hauptanliegen der Maskilim.

Als historischer Autor trat schon um 1600 David Gans hervor, ein Schüler des Hohen Rabbi Löw ben Bezalel (Maharal) in Prag. Er hatte sich neben rabbinischen Studien mit Geschichte, Mathematik und Astronomie beschäftigt und war auch in persönliche Beziehung zu Kepler und Tycho de Brahe getreten. Gans veröffentlichte 1592 die Geschichtsschönik „Zemach David“, die im ersten Teil jüdische Geschichte, im zweiten aber vorwiegend allgemeine Weltgeschichte aus nichtjüdischen Quellen enthält. Dieses ungewöhnliche Werk konnte nicht ohne apologetisches Vorwort des Autors erscheinen. Gans berief sich hierin auf das Vorbild jener jüdischen Denker, „die es verstanden haben, aus den Werken des Aristoteles und anderer Philosophen, den gesunden Kern herauszuschälen, die Schale aber wegzuwerfen“¹³. Diese im Ursprung talmudische Lehre von Kern und Schale sowie die indirekte Berufung auf Gelehrte wie Maimonides sollten bis ins 18. Jahrhundert alle jene Juden wieder aufnehmen, die ihr Interesse für die Äußeren Wissenschaften apologetisch zu motivieren suchten. Gans wußte, wie gering die Kenntnis außerjüdischer Ereignisse bei seinen Glaubensgenossen war: „Wir leben mitten unter den anderen Völkern, sobald wir aber über die Ereignisse der Vorzeit befragt werden, wissen wir gleich Neugeborenen keine Antwort zu geben.“ Solche Erfahrungen konnten nur im Umgang mit Christen gemacht werden. Gans leitete aus ihnen sein zweites apologetisches Argument ab, das ebenfalls immer wieder aufgegriffen worden ist: die Beschäftigung mit den Äußeren Wissenschaften ermöglicht erst die Disputation mit Christen. Ähnlich schrieb der Kabbalist Abraham Horowitz, ein Zeitgenosse von Gans: „Auch die Erfahrung lehrt uns, daß nur diejenigen aus einem Streit mit Ketzern siegreich hervorzugehen vermögen, die gründliche Kenner der Bibel und der (weltlichen) Wissenschaften sind“¹⁴.

Auffallend und bezeichnend ist, daß der erste jüdische Student in Deutschland, Tobia Cohen, wie Gans ein Bewußtsein der Unterlegenheit seines Volkes in den Wissenschaften entwickelte und daraus die gleiche Konsequenz zog, indem er später als Arzt eine Enzyklopädie zur wissenschaftlichen Information seiner Glaubensgenossen veröffentlichte. In diesem hebräischen Werk „Maaseh Tobiah“ (1708), das in mehreren Auflagen Verbreitung fand, berichtete Tobia über Streitgespräche mit Professoren und Studenten der Universität Frankfurt an der Oder, die er gemeinsam mit seinem jüdischen Kommilitonen zu bestehen hatte: „... wir waren an derlei Disputationen nicht gewöhnt,

¹³ Zitate von Gans nach S. Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Berlin 1925–29, Bd. IV, S. 279.

¹⁴ Ebenda.

wenn wir auch, Gott sei Dank, der Heiligen Schrift, des Talmud und des Midrasch kundig waren, dennoch – im Disputieren mit ihnen waren wir arm.“¹⁵ Dieses Erlebnis der Rückständigkeit in den Profanwissenschaften gab den Anstoß zur Abfassung der Enzyklopädie, die betont aufklärende Tendenzen verfolgte und für die Juden dieser Zeit zu einer Hauptquelle weltlichen Wissens wurde. Sie machte sie erstmals mit den großen Fortschritten der Naturwissenschaften vertraut. Tobia beschrieb beispielsweise das Kopernikanische System und erklärte den Blutkreislauf nach Harvey. Den Aberglauben bekämpfend, vertrat er unverkennbar rationalistische Haltungen. Der erste Teil seiner Enzyklopädie gibt einen Abriss der Religionsphilosophie, Anthropologie, Astronomie, Geographie und Kosmographie, während der zweite, versehen mit Abbildungen, eine Übersicht über den damaligen Stand der Physik, Anatomie, Physiologie und Medizin bietet.

Aus naheliegenden Gründen zeigten gerade die jüdischen Ärzte das größte Interesse an den Äußeren Wissenschaften. Sie gehörten zu der einzigen jüdischen Berufsgruppe, für die ein solches Interesse aufgrund ihrer medizinischen Aufgaben als berechtigt galt, denn ein Arzt befolgt nach jüdischer Auffassung durch die Ausübung seines Berufes das religiöse Gebot zur Erhaltung des Lebens. Einzelne jüdische Ärzte des 17. Jahrhunderts besaßen auch Universitätsbildung, die sie – solange ihnen die deutschen Universitäten verschlossen blieben – in Italien oder den Niederlanden erworben hatten. Während die Kenntnis des Lateinischen unter Rabbinern seltener war, gehörte sie zur Voraussetzung des Medizinstudiums, das, wie damals üblich, an der Artistenfakultät mit den Humaniora begann. Da von Ärzten auch gute talmudische Kenntnisse erwartet wurden, waren sie die vielseitig gebildetsten Juden ihrer Zeit. Am profiliertesten verkörperte im 17. Jahrhundert den Typ des allseitig gelehrten Mediziners Joseph Salomon Delmedigo, den die Gemeinde Frankfurt am Main 1631 als Armenarzt anstellte¹⁶. Er hatte in Padua zu den Schülern Galileis gehört und dort neben Naturwissenschaften und Medizin auch Philosophie, Mathematik und Astronomie studiert. Gleichzeitig war Delmedigo Kabbalist und hielt in Frankfurt halachische Vorträge. Sein Schüler, Nachfolger und Schwiegersohn, Dr. Salomon Bing, promovierte ebenfalls in Padua zum Doktor der Medizin und der Philosophie. Ein anderer Arzt in Frankfurt am Main, Dr. Anselm Wolf Worms, veröffentlichte um 1721 in Offenbach das mathematische Lehrbuch „Schlüssel der Algebra“. Er widmete das Werk in einer lateinischen Vorrede dem Frankfurter Rabbiner Moses

¹⁵ L. Lewin, Jüdische Studenten an der Universität Frankfurt/Oder, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft XIV, 1921, S. 226. Über Tobia s. ebd., S. 222–227, A. Schochet, Haskala, S. 241 f. u. J. Eschelbacher, Anfänge allg. Bildung, S. 170. Druckbeschreibung und Inhaltsangabe des Maaseh Tobiah (2. Auflage, Jeßnitz 1721) bei M. Freudenthal, Aus der Heimat Mendelssohns, Berlin 1900, S. 259 f.

¹⁶ M. Horowitz, Jüdische Ärzte in Frankfurt a. M., Beilage zum Jahresbericht der Israelischen Religionsschule, Frankfurt a. M. 1886, S. 13 ff.

Kann und nannte sich auf dem Titelblatt stolz „Kandidat des Rabbinats, der Medizin und der Philosophie“¹⁷. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm der spätere Hamburger Arzt Mordechai Gumpel Levison noch einmal die Tradition der hebräischen Enzyklopädien auf mit seinem 1771 in London erschienenen „Essay über Thora und Wissenschaft“¹⁸. Während zeitgenössische Mediziner wie die noch zu behandelnden Kantschüler Markus Herz und Isaak Euchel bereits entscheidend von der deutschen Aufklärungsphilosophie beeinflusst sind, sieht der Arzt und Talmudgelehrte Gumpel noch einmal Thora und Wissenschaft als Einheit und versucht, in seiner enzyklopädischen Darstellung die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse – er behandelt z. B. Newtons Bewegungsgesetze – mit dem traditionellen Judentum zu verbinden.

Gegen naturwissenschaftliche und mathematische Studien hatten die führenden Rabbiner der Zeit nichts einzuwenden, sofern darüber die Thora nicht vernachlässigt wurde. Jakob Emden unterschied in der Beurteilung der Äußeren Wissenschaften streng zwischen der Philosophie und den Naturwissenschaften. Als Gegner des Maimonides betrachtete er die Beschäftigung mit Philosophie als eine Gefahr und warnte vor jedem Studium, das über das für die Disputation mit Christen Notwendige hinausgehe. Was dabei unter den für einen angesehenen Rabbiner notwendigen Allgemeinkenntnissen zu verstehen ist, zeigt z. B. ein Bewerbungsbrief um das Rabbinat in Metz, in dem Eybeschütz 1742 hervorhob, daß er auch über Kenntnisse in Logik, Rhetorik, Syllogistik, Grammatik, Geometrie, Astronomie und Naturwissenschaften verfüge¹⁹. Emden stellte Naturwissenschaften und Medizin über alle anderen Äußeren Wissenschaften, da diese die Schöpfung Gottes zum Gegenstand haben und das Leben seiner Kreaturen bewahren helfen. Seine Ablehnung philosophischer Studien ist gegen die beginnende Maimonidesrenaissance gerichtet. Es war ein wichtiges Ereignis der jüdischen Geistesgeschichte, als 1742 in der hebräischen Druckerei zu Jeßnitz in Anhalt-Dessau eine Neuauflage des „More Newuchim“ (Führer der Verirrten) erschien²⁰. Dieses religionsphilosophische Hauptwerk des Maimonides, in dem er jüdischen Offenbarungsglauben und aristotelisches Denken zu vereinen suchte, wurde damit seit zweihundert Jahren erstmals wieder gedruckt, obgleich es noch immer zahlreiche Gegner hatte. Aber es gab wohl kaum einen jüdischen Studenten der Medizin oder einen Autodidakten der Philosophie im 18. Jahrhundert, der nicht Maimonides las und in diesem jüdischen Arzt und rationalistischen Philosophen ein ermutigendes Vorbild sah. Jede Beschäftigung mit weltlichen Wissenschaften konnte sich auf sein Beispiel berufen. An Mai-

¹⁷ J. Eschelbacher, Anfänge allgemeiner Bildung, S. 170 f.

¹⁸ H. M. Graupe, Mordechai Gumpel (Levison), LBI Bulletin, 5. Jahrg. 1962, S. 8 f.

¹⁹ A. Schochet, Haskala, S. 199.

²⁰ Verzeichnis der Drucke der Wulffschen Presse Nr. 82 in M. Freudenthal, Aus der Heimat Mendelssohns, S. 259.

monides geschult war auch die rationalistische Kritik der Maskilim an der traditionellen rabbinischen Denk- und Studienweise.

Die Verbindung von naturwissenschaftlichen und religionsphilosophischen Interessen wurde ein besonderes Kennzeichen der jüdischen Aufklärer. Ein früher Vertreter der Maskilim war Rabbi Israel Samosz aus Galizien, der mehrere Werke über Astronomie, Mathematik und Physik veröffentlichte und besonders durch sein philosophisches Begriffswörterbuch zum „More Newuchim“ und einen Kommentar zu den Werken Jehuda Halevis bekannt wurde²¹. Nachdem Israel Samosz sich wegen der Drucklegung seiner naturwissenschaftlichen Werke bei der hebräischen Druckerei in Frankfurt an der Oder aufgehalten hatte, kam er 1741 nach Berlin, wo in den folgenden Jahren das erste Zentrum der Haskala entstand. Als höchst anregender Lehrer bildete er den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüdischer junger Männer, die sich unter seiner Anleitung den Wissenschaften widmeten. Zu diesen gehörten vor allem die beiden Prager Aron Emmerich Gumperz und Abraham Kisch sowie der Knabe Moses Mendelssohn aus Dessau²². Mendelssohn wurde von Israel Samosz in Mathematik und hebräischer Literatur, von Kisch in Latein und von Gumperz in Englisch und Französisch unterrichtet – fand also in Berlin jüdische Freunde, die schon eine umfangreiche Allgemeinbildung besaßen und auch bereits mit christlichen Gelehrten verkehrten.

Über solche autodidaktisch erworbene Bildung führte der Weg einer wachsenden Zahl junger Juden zum Universitätsstudium. Bezeichnend für die Relation zwischen Haskala und Universitätsstudium ist, daß aus jenem frühen Berliner Zirkel sich später sowohl Kisch als auch Gumperz dem Medizinstudium zuwandten und an deutschen Universitäten promovierten. Da Juden nur die medizinische Fakultät offenstand, immatrikulierten sich hier auch jene, die – wie Gumperz – mehr philosophisches und literarisches Interesse hatten und den Arztberuf später nicht ausübten. Dem Vorbild von Gumperz und Kisch folgten in der nächsten Generation die bekannten Maskilim Markus Herz und Isaak Euchel, die als Kantschüler in Königsberg gleichzeitig Medizin und Philosophie studierten²³. Sie prägten mit den übrigen Autoren der 1784 in Königsberg gegründeten Zeitschrift *Ha Meassef* (Der Sammler) die letzte Epoche der Haskala in Deutschland. Die Mehrzahl der Maskilim waren allerdings wie Mendelssohn Autodidakten. Zweifellos aber hat die Haskala vielen jungen Juden den Weg zur Universität gewiesen, indem sie

²¹ J. Eschelbacher, Anfänge allgemeiner Bildung, S. 173 f.

²² Zu Gumperz (1723–69), Dr. med. Frankfurt a. O. 1751, s. D. Kaufmann u. M. Freudenthal, Die Familie Gomperz, Frankfurt/M. 1907, S. 167–200. Über Kisch (1725–1803), Dr. med. Halle 1749, s. G. Kisch, Die Prager Universität und die Juden 1348–1848, Mährisch-Ostrau 1935, S. 27 ff.

²³ Siehe S. 56 f.

das Interesse der Jugend an Sprachen, Naturwissenschaften und Philosophie weckte und legitimierte. Zwischen dem Ansteigen der Haskala-Bewegung und der Zunahme der Zahl jüdischer Studenten ist, wie zu zeigen sein wird, eine deutliche Parallele zu erkennen.

Wachsende allgemeine und wissenschaftliche Bildung unter den Juden waren aber nicht die einzigen Veränderungen, die ein Universitätsstudium begünstigten. Hinzu kam als fördernder Faktor die veränderte soziale Haltung einer aufgeklärten Gesellschaft zu dem „gebildeten“ Juden. In Gelehrtenzirkeln und Salons wurde, wie erwähnt, Ende des 18. Jahrhunderts der einzelne Jude, der über Bildung und Lebensart der Umwelt verfügte, als sozial gleichwertiger Partner aufgefaßt. Auch in den ersten Edikten und Streitschriften zur Judenemanzipation zeichnete sich ab, daß Staat und Gesellschaft eher bereit waren, den einzelnen „Gebildeten“ zu emanzipieren als die jüdische Minorität schlechthin. „Bildung“ und „Verbesserung“ des angeblich durch den Handel verdorbenen jüdischen Charakters wurden Aufklärern wie Dohm nahezu synonym²⁴. Die Idee, daß kulturelle Assimilation eine notwendig zu erbringende Vorleistung für den Anspruch auf Emanzipation sei, findet auch unter Juden Anhänger. Bildung wird hier von Aufklärern beider Religionen gesehen als Mittel zur sozialen Integration, womit sie im Zeitalter der Emanzipation über ihren Selbstzweck hinaus eine besondere soziale und politische Bedeutung erlangen sollte.

²⁴ *Chr. W. Dohm*, *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*, 2 Bde., Berlin 1781 und 1783. – Die Schrift Dohms löste eine allgemeine Emanzipationsdiskussion aus und beeinflusste die aufgeklärte Judenpolitik.

II JUDEN UND UNIVERSITÄTEN VOR DER EMANZIPATIONSEPOCHE

1 *Juden als Händler und Lehrer am Hochschulort*

Die deutschen Universitäten des 17. Jahrhunderts genossen geringen Ruf und geringes Ansehen – zumal nach dem Dreißigjährigen Krieg, der auch sie schwer getroffen hatte. Infolge der territorialen und konfessionellen Zersplitterung des Reiches waren sie nichts weiter als kleine, schlecht ausgestattete Landeshochschulen, an denen ein schulischer Lehrbetrieb herrschte, die Professoren auf zusätzlichen Broterwerb angewiesen blieben und das Studentenleben vom Pennalismus bestimmt wurde. Die Konfessionalisierung des Geisteslebens in den einzelnen deutschen Staaten prägte die Universitäten und verursachte die religiöse Intoleranz und die geistige Enge dieser Anstalten. Wo die Landeshochschulen streng in katholische, evangelische und reformierte geschieden waren und die jeweilige Rechtgläubigkeit von Professoren und Promovenden beschworen werden mußte, lag eine Immatrikulation von Juden außerhalb des Vorstellungsbereichs.

Doch schon vor der Zulassung jüdischer Studenten gab es zwischen Juden und Universitäten verschiedenartige Berührungsfelder. Vielfach übten Professoren staatliche Aufsichtsfunktionen über das jüdische Kultus- und Medizinwesen sowie über die hebräischen Druckereien aus. Aufgabe von Theologen war die Zensur hebräischer Bücher und die Überwachung jüdischer Gebete wegen der angeblichen Gefahr antichristlicher Äußerungen. In Brandenburg-Preußen wurde 1707 der hebräischen Druckerei des Moses Abraham Wulff ein Privileg für Halle erteilt mit der Auflage, daß die theologische Fakultät alle Drucke vorzensurieren solle. Als sich Wulff hieran nicht hielt, veranlaßte die Fakultät 1714 seine Ausweisung, weil durch seine Bücher „hiesiger Universität eine üble blâme entstehen könnte“¹. Die theologische Fakultät der Universität Frankfurt an der Oder wurde 1709 vom König ebenfalls mit der Vorzensur aller Werke der dortigen jüdischen Druckerei

¹ *M. Freudenthal*, *Aus der Heimat Mendelssohns*, S. 187; *G. Kisch*, *Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle*, S. 70 ff. – An der Universität Prag war die Zensur hebr. Werke vom 16. bis zum Ende des 18. Jh. Aufgabe der Theologen, vgl. *G. Kisch*, *Die Prager Universität und die Juden*, S. 12 u. S. 77 Anm. 66.

beauftragt². Schon seit 1703 fand in Brandenburg-Preußen eine Überwachung des jüdischen Gottesdienstes durch Theologen statt, nachdem ein getaufter Jude das Gebet „Alenu“ als christenfeindlich angezeigt hatte und es daraufhin teilweise verboten worden war. In der Königsberger Synagoge gab es noch bis 1778 einen Inspektorensitz, den jeweils gegen besondere Dotation einer der Theologieprofessoren einnahm³.

Wie die Bücherzensur so erstreckte sich auch die Medizinalaufsicht der Universitäten nicht allein auf Juden. Aufgabe der Landeshochschulen war in den meisten Staaten die Approbation christlicher wie jüdischer Ärzte, die Prüfung der Chirurgen und auch die Überwachung der Bader und Hebammen sowie der reisenden Heilkünstler. Die kurpfälzische JudenkonzeSSION von 1717 erlaubte z. B. Juden, „die Medizin zu practiciren, wann einer dazu qualificirt und von unserer medicinischen Facultät zu Heidelberg behörent examinirt“⁴. Die medizinische Fakultät in Mainz setzte sich 1663 und 1734 für die Ausweisung zweier jüdischer Ärzte ein, die ihr nicht genügend qualifiziert zu sein schienen⁵. In Gießen dagegen unterstützten die Medizinprofessoren 1710 die Beschwerde eines gelehrten Judenarztes gegen die unlautere Konkurrenz eines Bruchschneiders⁶. Auch die theologischen Fakultäten wirkten auf die berufliche Tätigkeit jüdischer Ärzte ein, allerdings ausschließlich negativ, da sie immer wieder vergeblich versuchten, das Verbot der Behandlung christlicher Patienten durch jüdische Ärzte durchzusetzen. Noch im Jahr 1700 erklärten die theologischen Fakultäten von Wittenberg und Rostock die Konsultation eines jüdischen Arztes für eine schwere Sünde⁷. Im Kurfürstentum Köln, wo es in Bonn und Deutz angesehene jüdische Ärzte gab, die auch Christen behandelten, mußten christliche Ärzte zeitweise bei ihrer Approbation durch die Kölner medizinische Fakultät beschwören, nicht mit jüdischen Ärzten zusammenzuarbeiten⁸.

² Reskript vom 2. 1. 1709, gedr. bei *S. Stern*, *Der preußische Staat und die Juden*, I, 2, S. 261 f.

³ Ebd. III, 1, S. 334 ff.; *H. J. Krüger*, *Die Judenschaft von Königsberg in Preußen 1700–1812*, Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mittel-europas, hrsg. vom Johann Gottfried Herder-Institut, Marburg 1966, S. 33 f.

⁴ *P. Rieger*, *Deutsche Juden als Heidelberger Studenten im 18. Jahrhundert*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Festschrift zum 70. Geburtstag von M. Philippson, hrsg. vom Vorstand der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft vom Judentum, Leipzig 1916, S. 179.

⁵ *A. Kober*, *Rheinische Judendoktoren vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Festschrift zum 75jährigen Bestehen des jüdisch-theologischen Seminars Fraenckelscher Stiftung, Teil 2, Breslau 1929, S. 185 f.

⁶ U. A. Gießen, Med. 02, Akte Meyer Löw von Vetzberg; *O. Buchner*, *Der erste Jude als praktischer Arzt in Hessen*, in: *O. Buchner*, *Aus Gießens Vergangenheit*, *Culturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten*, Gießen 1893, S. 187 ff. – Vgl. S. 40 f.

⁷ *R. Landau*, *Geschichte der jüdischen Ärzte*, S. 119.

⁸ *A. Kober*, *Rheinische Judendoktoren*, S. 204. – Diese Eidesformel galt von 1624 bis 1660 für die auswärts promovierten Ärzte.

Bedeutsamer als die Aufsichtsfunktionen der Landeshochschulen gegenüber Juden waren für das gespannte Verhältnis zur Universität die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Studenten und jüdischen Händlern. Hier muß die Ursache dafür gesucht werden, daß sich die studentische Jugend gegen die jüdischen Gemeindeglieder der Universitätsstädte immer wieder Pöbeleien und Ausschreitungen erlaubten, die die Hochschulen und städtischen Behörden einzudämmen versuchten⁹. Manche Universitätsstädte, wie z. B. Köln, Würzburg und Freiburg, besaßen bis zum 19. Jahrhundert das *ius de non tolerandis Iudeis*, was nicht hinderte, daß hier Juden aus Nachbargemeinden zu wehrlosen Befriedigungsobjekten studentischen Mutwillens gemacht wurden. Das Memorbuch von Deutz berichtet 1665 über Angriffe der Kölner Studenten auf Deutzer Juden, in welche schließlich Geistliche schlichtend eingriffen¹⁰. Die Studenten der Nassauischen Hohen Schule zu Herborn warfen mit faulen Eiern die Fenster der Judenschule ein, und 1712 beschwerte sich ein Herborner Jude, daß ihm ein studentischer Schuldner die Scheiben zertrümmert habe¹¹. Die Heidelberger Juden beklagten sich 1714 darüber, daß kein Jude auf der Straße vor Studenten sicher sei und sie sogar in ihren Häusern von der studierenden Jugend belästigt würden¹². Der Akademische Senat der Universität warnte noch 1736 die Studierenden vor einer Bedrohung der Juden, beschloß aber, den Kurfürsten darauf hinzuweisen, daß nicht alle Angriffe auf Juden von Studenten ausgingen und die Einrichtung einer ständigen Garnison zur Vermeidung von Unruhen wünschenswert sei¹³. In den Memoiren der jüdischen Kaufmannsfrau Glückel von Hameln heißt es am Ende des 17. Jahrhunderts über Helmstedt bezeichnenderweise: „Dort ist eine Hochschule, daher ist es (für Juden) ein böser Ort.“¹⁴ Wie bekannt und verbreitet diese Zustände an deutschen Universitäten waren, zeigt auch der Schutzbrief, den 1721 der erste jüdische Doktorand Deutschlands vom preussischen König erhielt. Es wurde ihm hierin besonders Schutz gegen die in Frankfurt an der Oder mit ihm studierende Jugend zugesichert¹⁵.

Die aggressive Haltung der Studenten gegenüber Juden ist nicht nur aus

⁹ E. Hecht, Studentenübermut gegen die Juden, MGWJ 10, 1861, S. 357 f. Weitere Literatur bei G. Kisch, Die Prager Universität und die Juden, S. 76, Anm. 57.

¹⁰ Z. Asaria, Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, in: Die Juden in Köln, hrsg. Z. Asaria, Köln 1959, S. 63.

¹¹ C. Heiler, Der Herborner Student 1584–1817, Nassauische Annalen Bd. 55, 1935, S. 90.

¹² B. Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart, Bühl/Baden 1927, S. 117.

¹³ L. Löwenstein, Geschichte der Juden in der Kurpfalz, Frankfurt a. M. 1895, S. 204.

¹⁴ Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln, hrsg. u. übers. von A. Feilchenfeld, Berlin 1914, S. 132.

¹⁵ Gedruckt bei G. Kisch, Der erste in Deutschland promovierte Jude, MGWJ 32 NF, 1934, S. 359.

traditioneller Judenfeindschaft und jugendlichem Mutwillen zu erklären, sondern war wesentlich bedingt durch die ökonomische Abhängigkeit, in die viele Studenten gerieten, die – wie üblich – einen weit über ihre finanziellen Möglichkeiten gehenden Lebensaufwand trieben und dann bei Juden Kredit aufnahmen. Für die Bürger der Universitätsstädte – und damit auch für die Juden – bildeten ja die Hochschulen und ihre Studenten oft den wichtigsten Wirtschaftsfaktor der Stadt. Aus Angst vor Verlust oder Minderung ihrer „Nahrung“ durch die Studenten wagten die Städte nicht einmal, ein ernsthaftes Vorgehen gegen den Pennalismus zu fordern. Von den Wechseln der Studenten lebten die Hausbesitzer ebenso wie die Händler und Gewerbetreibenden. Es gab keine Universitätsstadt, in der nicht auch Juden – seien es ansässige oder täglich aus Nachbarorten kommende – am Wirtschaftsverkehr mit Studenten beteiligt waren. Ihre typischen Funktionen hierbei bildeten Wechsel- und Kreditgeschäfte, Pfandleihe, Einzel- und Hausierhandel sowie der Handel mit Gebrauchsgütern.

Mit dem Problem des Judenhandels in Universitätsstädten beschäftigte sich der Göttinger Professor Johann David Michaelis in seiner systematischen Darstellung der protestantischen Universitäten Deutschlands¹⁶. Zwar hält er die jüdischen Händler für die Verführer der Studenten zu immer neuen Modetorheiten, aber – merkantilistisch denkend – erkennt er kühl ihre Mittlerrolle bei der Abschöpfung des Geldes zugunsten des Fiskus. Die Juden haben nach Michaelis auch die notwendige Funktion, durch ihre oft billigere Konkurrenz die Preise in den Universitätsstädten so niedrig zu halten, daß der weitere Zuzug von Studenten gesichert ist. Hinzu kommt, daß in Universitätsstädten ohne Großhandel und Banken oft allein die begüterten Juden auswärtigen Studenten ihre Wechsel auszahlen konnten. Michaelis empfiehlt also die Beibehaltung der Juden an den Hochschulorten – allerdings unter strenger Kontrolle und offener Ausnutzung ihrer rechtlichen Abhängigkeit: „Scharfe Gesetze, die genau exsequirt werden, müssen hier das Beste thun: Der Jude hat keine Bürgerrechte, man kann ihm also, wenn er Schutz verlangt, Gesetze zur Bedingung machen, wie man sie gut findet. – Auf einigen Universitäten hat man dieses: wenn ein Jude ungerufen auf eine Burschenstube kommt, so ist seine Waare verfallen, und der, auf dessen Stube er kam, kann sie sogleich zurückbehalten. Dis ist zu wenig und zu viel: Der bemittelte Student wird es nicht thun, höchstens einmal dem Juden, der ihn incommodirt, angst machen: aber aus Hoffnung künftigen Gewinnes vergißt der hungrige Jude seine Angst bald wieder. Auch ist das nur die Nebensache, daß der Jude Waaren bringt: er kann ja Credit und Waaren anbieten, und welches das schlimmste ist, dem Studenten alles, was er hat, als unmodisch zuwider, und denn feil machen, so giebt sich der übrige Handel von selbst. –

¹⁶ *J. D. Michaelis*, Raisonement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, 4 Teile, Göttingen 1768–76. Zum Judenhandel s. Teil 4, S. 563–568.

Besser wäre es, wenn dem Juden, der sich durch Überlaufen der Studenten, sonderlich der Neuankommenden, durch ungeforderte Anbietetung des Credits, durch Feilmachen ihrer Sachen, durch leihen auf Unterpfand gegen hohe Zinse, als Verführer zu Depensen qualificirt hätte, der Schutz aufgesagt würde. Ob er denn aber auch wirklich die Stadt wird räumen müssen? das glaube ich kaum: aber wenn er denn nun auch Schutz von neuem kaufen, und vielleicht ziemlich viel geheime Präsente machen müßte, so schreckt das doch aufs künftige ab.“¹⁷

In Göttingen, wo Michaelis Theologie und Orientalistik lehrte, entsprachen die Verhältnisse den geschilderten genau. Größe und Exklusivität dieser Adelsuniversität garantierten einen guten Absatzmarkt, und die Mehrzahl der elf konzessionierten jüdischen Familien ernährte sich, indem sie den ständigen Bedarf der Studenten an Geld und Luxuswaren deckte. Vergeblich verboten die Universitätsbehörden immer wieder Juden das Pfandleihen und Hausieren bei Studenten und drohten den Verlust der Schutzbriefe an¹⁸. Die Bürgerschaft beklagte sich 1777, daß der Handel mit Studenten allein in der Hand der Juden sei. – Reibungsloser gestalteten sich die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Universität in Halle, wo die Hochschule und die jüdische Gemeinde nicht zufällig zur gleichen Zeit emporwuchsen. Schon zwei der ersten Judenschutzbriefe – in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts ausgestellt – galten Großkaufleuten und Bankiers, die den zahlreichen adligen Studenten die nicht unbeträchtlichen Wechsel auszuzahlen bereit waren. Der spätere Gemeindevorsteher Assur Marx erhielt 1696/97 von der Universität und einzelnen Professoren mehrere Atteste darüber, daß er sich „dienstfertig gegen jeden erzeiget und vor allen Dingen denen Studiosis nicht nur an die Hand gegangen, sondern auch sich öffentlich erboten, ihre Wechsel von andern Orten her ihnen um billigen Profit punktuell auszuzahlen, und daher, soviel an ihm ist, unserer Universität guten Nutzen und Vorteil gemacht“¹⁹. Mit dem Anwachsen der Universität Halle zur besuchtesten Hochschule des 18. Jahrhunderts konzessionierte der König weitere Schutzjuden. In der Universitätsstadt lebten 1713 erst 20 privilegierte Familien, 1733 waren es schon 49, von denen, wie die Magdeburgische Kriegs- und Domänenkammer berichtete, „die meisten ohnedem nur von denen Studenten sich unterhalten“²⁰.

¹⁷ Ebd. Teil 4, S. 566 f.

¹⁸ Der Akademische Senat erreichte schließlich, daß 1796 die Schutzbriefe von nur vier Göttinger jüdischen Familien erneuert wurden. – U. A. Göttingen, Kundebuch der Universität, Stichworte „Juden“ und „Wucher“. StadtA. Göttingen, Judenakte Nr. 10, I, p. 24 f. u. 99, II, p. 2 ff.

¹⁹ Attest Prof. J. Stryke, Halle 25. 4. 1696, gedr. bei G. Kisch, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 135 f. Über die wirtschaftlichen Beziehungen der Juden zur Universität ebd. S. 30, 35 f., 134 ff.

²⁰ Bericht vom 28. 11. 1733, gedr. bei S. Stern, Der preußische Staat und die Juden II, 2, S. 701. Zu den Gemeindezahlen s. ebd. I, 2, S. 586 u. II, 2, S. 702 ff.

Dies war zweifellos ein gewolltes Ergebnis staatlicher Wirtschaftspolitik, denn durch die Abgaben der Schutzjuden floß ein guter Teil der Gewinne direkt an den Fiskus.

Bildeten die Juden so einerseits einen notwendigen und staatlich geförderten Faktor im Wirtschaftsleben der Universitätsstädte, so fanden sie andererseits an manchen Orten auch innerhalb der Universität selbst allerdings sehr bescheidene Positionen als Privatlehrer, Redakteure oder Buchdrucker. Ihr Aufgabenbereich erstreckte sich dabei auf gewisse Hilfsdienste innerhalb der christlichen Hebraistik. In der Epoche des Humanismus entstanden, von der lutherischen und stärker noch der reformierten Theologie gepflegt, spielte die Hebraistik an allen protestantischen Universitäten eine wichtige Rolle bei der Ausbildung der Theologen. Stand dabei die hebräische Philologie im Vordergrund, so bemühten sich doch gerade im 17. Jahrhundert einige Theologen auch erfolgreich um Studien und Übersetzungen zum Talmud und zur talmudischen Literatur. Eine sich von der Theologie allmählich emanzipierende Hebraistik und semitische Philologie erwuchs im 17. Jahrhundert an der berühmten niederländischen Universität Leiden, die Ausbildungsstätte zahlreicher deutscher Orientalisten wurde²¹. Alle intensiveren rabbinischen Studien, wie sie zeitweise beispielhaft an der Universität Uppsala betrieben wurden, konnten nicht auf die Hilfe jüdischer Gelehrter verzichten²². Vornehmlich bedienten sich die Theologen zu diesem Zwecke getaufter Rabbiner, von welchen es nach der großen Erschütterung des Judentums durch die pseudomessianische Bewegung eine nicht unbeträchtliche Zahl gab. Wahrscheinlich war Leiden die erste Universität, die infolge der weitreichenden niederländischen Geistesfreiheit und der religiösen Toleranz gegen Juden dazu übergehen konnte, auch *ungetaufte* Gelehrte als Lektoren aufzunehmen. So immatrikulierte sie 1644 einen „Judaeus Maroccensis, in Hebrais versatissimus“, 1645 einen „Judaeus instituens linguae hebraicae studiosus“ und im gleichen Jahr „Rabbi Moses, Polonus Judaeus“²³. Mit der Immatrikulation standen diese Juden als Universitätsverwandte unter dem Schutz der Gerichtsbarkeit der Hochschule.

²¹ H. Schnepfen, *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben. Von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jh.*, Neue Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, hrsg. K. v. Raumer, Bd. 6, Münster 1960, S. 92 ff.

²² Beispiele für Deutschland s. S. 21 f. In Uppsala unterrichtete Rabbi Moses ben Ahron aus Krakau, ein Sabbatianer, der 1696 in Schweinfurt nach messianologischen Religionsgesprächen die Taufe nahm und sich dann Johan Kemper nannte. Während seiner Amtszeit in Uppsala, wo er 1714 starb, erschienen über 40 Dissertationen, die sich auf talmudische Literatur stützten. H. J. Schoeps, *Barocke Juden, Christen, Judenchristen*, Bern 1965, S. 60 ff.

²³ 1. 11. 1644 Zaadas Abraham, 21. 2. 1645 Salomon Levi, 12. 12. 1645 Rabbi Moses. Als Lektor aus Dt. erscheint am 14. 7. 1667 u. am 12. 2. 1680 Israel ben Abraham „Anhaltinus Judaeus“. *Album Studiosorum Academiae Lugdano Batavae 1575–1875*, hrsg. W. du Rieu, Den Haag 1875.

Die rabbinischen Studien und die Bereitschaft christlicher Theologen, nach dem Vorbild der Humanisten auch Juden dazu heranzuziehen, nahmen mit dem Pietismus in Deutschland einen neuen Aufschwung. Die pietistische Judenmission nämlich verlangte von ihren Missionaren nicht nur Achtung und Liebe für das Volk Israel, sondern auch genaue Kenntnisse der Religion und des Lebens der Juden²⁴. In Halle, der am stärksten pietistisch beeinflussten Universität, wurde schon 1705 der jüdische Buchdrucker Israel Moses inskribiert, der mit seiner zahlreichen Familie am Druck der neuen Bibelausgabe beteiligt war, die der Haller Theologe und Orientalist J. H. Michaelis in der Offizin des Franckeschen Waisenhauses herstellen ließ²⁵. Nebenbei erteilte Moses Abraham, der Vater der Familie, den Schülern des Theologen Michaelis Talmudunterricht. Anfänglich wohnte die jüdische Buchdruckerfamilie im Waisenhaus selbst, später in der Stadt Halle. Daraufhin meldete die Magdeburgische Regierung dem König, daß diese Juden ohne den notwendigen königlichen Schutzbrief seien, und durch das Reskript sah sich die Universität veranlaßt, den König nachträglich um ein Privileg für die Juden zu bitten, obgleich diese akademische Bürger waren. – Der preußischen Universität Königsberg gelang es dagegen schon 1712, einen Juden selbst zu privilegieren, indem sie den polnischen Rabbiner Salomon Fürst immatrikulierte, der als Lektor, Talmudschüler und Dolmetscher für Hebräisch und Jiddisch fungierte²⁶. Durch die Immatrikulation erhielt Fürst das akademische Bürgerrecht, stand also unter dem Schutz der Universität und wurde als *civis academicus* vom Schutzgeld ausdrücklich befreit. Gönner des Rabbiners war der Oberhofprediger Johann Jacob Quandt, der ein besonderes Interesse für Judaica zeigte. Während Fürst nebenbei einen kleinen Antiquitätenhandel treiben konnte, wurden dem in Herborn unterrichtenden Rabbiner Levi 1747 Handel und Pfandleihe vom Universitätsgericht streng verboten²⁷.

An manchen protestantischen Hochschulen war die Position des „Universitätsrabbiners“ im 18. Jahrhundert ein ständiges Amt, das nach Tod oder Weggang des Inhabers neu besetzt wurde. Für die reformierte Universität Marburg ist die Personalakte der Universitätsrabbiner erhalten, die von Beginn des Jahrhunderts bis 1781 sechs Inhaber oder Bewerber um dieses Amt

²⁴ Zur pietistischen Judenmission in Halle s. S. 48 f.

²⁵ *M. Freudenthal*, Aus der Heimat Mendelssohns, S. 175 ff.; *G. Kisch*, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 70 ff. Akten abgedruckt bei *S. Stern*, Der Preußische Staat und die Juden, I, 2, Nr. 409 u. 410 sowie II, 2, Nr. 514. Der König verordnete 1707, daß auch für jeden jüd. Studenten in Halle ein Schutzbrief eingeholt werden müsse, was aber später nicht durchgeführt wurde.

²⁶ Fürst wurde am 9. 11. 1712 immatrikuliert und am 20. 7. 1713 von der Zahlung des Schutzgeldes befreit. *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 40 f. u. 91.

²⁷ *C. Heiler*, Der Herborner Student, S. 90 – Levi unterrichtete seit 1745, wurde 1747 angeklagt, Studenten durch Geldgeschäfte geschädigt zu haben, mußte den Handel einstellen und war 1751 wieder Lehrer.

nennt²⁸. Von ihnen waren zwei getaufte Juden, die allgemein eine ständige Bedrohung und Konkurrenz für jüdische Lektoren darstellten, weil hochgestellte Paten die neu Getauften gern mit einem Lektoramt versorgten. Beide Proselyten hatten in Marburg keine Chance, da der dortige Orientalist Johann Joachim Schröder den einen von ihnen 1716 wegen grundloser Beschuldigung und Denunzierung des damaligen Universitätsrabbiners abweisen ließ und den zweiten 1718 aufgrund schlechter Kenntnisse in Rabbinicis nicht annahm. Schröder, der in seiner wissenschaftlichen Arbeit auf die Hilfe der Rabbiner angewiesen war, unterstützte diese auch gegen den Landesherren. Als der Lektor Rabbi Alexander Samuel aus Metz 1714 beim Landgrafen um einen festen Jahreszuschuß der Universität zu seinem geringen Einkommen aus Privatunterricht bat, befürwortete Schröder das Gesuch und fügte hinzu: „Daß ein fleißiger und qualifizierter Rabbi bei einer wohlbestell-ten Universität hochnötig sei, ist hoffentlich extra controversiam“. Doch der Landgraf gestattete nur gelegentliche Geldgeschenke an den Rabbi, da es „bei allen Universitäten eine unerhörte Sache sei, daß einem solchen in seiner Verstockung beharrenden Juden ein ordentlich Salarium gereicht werde . . .“. Als der Landgraf dann zwei Jahre später den Rabbi aufgrund der haltlosen Denunziation des Proselyten auswies, protestierte Schröder energisch. Er betonte dabei die Bescheidenheit und besondere Qualifikation des Rabbiners, der bereits niederländischen, schwedischen und englischen Theologen große Dienste bei Editionen geleistet habe und auch ihm für das geplante Corpus Iuris Iudaici unentbehrlich sei. Sollte Rabbi Alexander Marburg verlassen müssen, wäre das ganze Projekt und damit der Ruhm der Hochschule in Frage gestellt. Daraufhin gab der Landgraf nach und gestattete dem Rabbiner den weiteren Aufenthalt, verbot ihm aber den Unterricht von Studenten.

Solche primär von wissenschaftlichen Bedürfnissen geprägte Zusammenarbeit zwischen Juden und Christen war an den Universitäten damals sicherlich nicht die Regel, zeugt aber von einem im Zuge des Pietismus und der beginnenden Aufklärung sich ändernden Klima. Die meisten protestantischen Universitäten beschäftigten wohl getaufte Juden als Lektoren. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind von ihnen mindestens acht nachzuweisen als Lehrer an den Hochschulen in Halle, Frankfurt an der Oder, Jena, Leipzig, Helmstedt, Erlangen und Tübingen²⁹. In der zweiten Jahrhunderthälfte ver-

²⁸ Hess. St. A. Marburg, Rep. 305 a, A. XVII, 3, Nr. 5: „Rabbi ordinarius“ waren nacheinander Löw von Gosfeld, Alexander Samuel aus Metz (1711–16) und Ephraim Israel aus Prag (1732–ca. 1770). Für letzteren enthält die Akte, in der es zumeist um das Jahresgehalt geht, ein Dienstgelöbnis von 1735. – Vgl. Zeugnis für Alexander Samuel, Dokumentenanhang Nr. 4.

²⁹ 1705 wurde als Lektor in Fft. a. O. Aaron Margalita immatrikuliert, der zuvor 7 Jahre Lektor in Leiden war (*A. Lewin*, Jüd. Stud. Fft. a. O. XV, S. 60) – 1735 konvertierte in Berlin der Rabbiner Wolf Salomo, dem der König erlaubte, in Halle zu lehren. (*A. Schochet*, Haskala, S. 179) – In Dessau konvertierte 1722 Josua Herschel, der in Jena und Leipzig als Lehrer für orientalische Sprachen wirkte (*Schochet*,

besserten sich die Möglichkeiten jüdischer Lehrer an den Hochschulen, was daran zu erkennen ist, daß jetzt einige Juden auch in nichtjüdischen Fächern Privatunterricht erteilen konnten. So war Salomon Haas aus Worms, der bei dem jüdischen Leibnizschüler Raphael Levi in Hannover Mathematik studiert hatte, zuerst in Marburg und ab 1754 in Gießen als Universitätsrechenmeister immatrikuliert³⁰. Isaac Bach, ein Jude aus Dänemark, unterrichtete zunächst in Göttingen als Englischlehrer und war dann von 1777–1802 in Marburg als Sprachmeister an der Universität eingeschrieben³¹. Diese Lehrverhältnisse wurden einerseits erst durch die fortschreitende Ausbreitung der Aufklärung möglich, andererseits aber waren sie auch die Folge der wachsenden kulturellen Assimilation der jüdischen Intelligenz.

2 Jüdische Mediziner im 17. Jahrhundert

Akademisch ausgebildete Mediziner, sogenannte gelehrte Ärzte, waren im Deutschland des 17. Jahrhunderts allgemein nur in den größeren Städten anzutreffen³². Die Heilkunst lag noch weitgehend in den Händen von medizinischen Praktikern wie Chirurgen, Wundärzten, Badern und Hebammen, die gewisse handwerkliche Grundkenntnisse durch eine Lehrzeit erworben hatten, Analphabeten oder tüchtige Autodidakten sein konnten, in jedem Fall aber geringes soziales Ansehen besaßen. Gelehrte Ärzte dagegen, vor allem, wenn sie als Stadt- oder Hofärzte in den Residenzstädten lebten, standen in Lebens-

S. 180) – Der 1739 in Leipzig getaufte Christian Heinrich Gottfried Austerlitz lehrte in Helmstedt. (*Schochet*, S. 182) – *Christoph Bernhard*, Lektor des Hebräischen in Jena, veröffentlichte 1722 einen Konversationsbericht „Die Hütte Davids“. (*Schochet*, S. 187) – Der 1709 in Heilbronn getaufte Moses Prager lehrte Hebräisch u. Talmud an verschiedenen Universitäten. (*Schochet*, S. 187) – 1750 wurde in der Erlanger Universitätskirche Nathan Aron London aus Altona getauft, der als Johann Gottfried in Erlangen Theologie studierte, gleichzeitig Lektor der hebräischen Sprache war und dann nach Tübingen überwechselte. (*Schochet*, S. 188; Reg. zur Matr. d. Univ. Erlangen, bearb. *K. Wagner*, München, Leipzig 1918) – Als Karl Anton unterrichtete der 1748 in Wolfenbüttel konvertierte Moses Gerschom Cohen in Helmstedt. (*Schochet*, S. 188) – Zu den meisten der Taufen vgl. *J. F. A. De Le Roi*, Geschichte der evangelischen Judenmission, Leipzig 1899.

³⁰ 29. 5. 1754, „Salomon Haas, Judaeus, arithmeticae valde peritus ... sicut in academia Marburgensis fecit, hoc loco docet“. Die Matrikel der Universität Gießen, 2. Teil, 1708–1807, bearb. v. *O. Prätorius* u. *F. Knöpp*, Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde 23, Neustadt a. d. Aisch 1957. Zur Biographie s. *F. W. Strieder*, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Bd. 5, Kassel 1785, S. 203 f. u. Bd. 15, S. 341.

³¹ Catalogus Professorum Academiae Marburgensis, bearb. *F. Gundlach*, Marburg 1927, S. 417 f.

³² Zum Medizinalwesen des 17. Jahrhunderts s. *J. H. Baas*, Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaft, Wiesbaden 1967 (Neudruck der Ausgabe von 1896) S. 238 ff.

stil und Sozialprestige dem Adel oft kaum nach. Sie stellten teure Diagnosen, bedienten sich für die Therapie aber dann der Praktiker, die die Kuren unter ihrer Aufsicht durchführten. Doch weder die gelehrte noch die praktische Medizin erreichte die Landbevölkerung, die auf die Versorgung durch umherziehende Volksmediziner angewiesen blieb, unter denen es bekanntlich viele Quacksalber und Kurpfuscher gab. Entsprechend diesen Verhältnissen spielten die medizinischen Fakultäten ihrem Umfang nach an den Universitäten eine recht geringe Rolle. Sie wurden weit weniger frequentiert als die theologischen und juristischen Fakultäten, die den notwendigen Nachwuchs für Staat und Kirche ausbildeten. Der Anteil der Medizinstudenten betrug noch im 18. Jahrhundert durchschnittlich nur zehn Prozent der Hochschüler, obgleich die Zahl der akademisch vorgebildeten Ärzte in diesem Jahrhundert erheblich zunahm³³.

Auch unter den Juden gab es im 17. Jahrhundert nur wenige akademische Ärzte und eine größere Anzahl medizinischer Praktiker. Beide Bereiche der Medizin wurden aber bei Juden nicht scharf getrennt, was einerseits durch die Art der Ausbildung, andererseits durch die geringe Zahl der Judenärzte bedingt war. Der Arztberuf vererbte sich fast immer vom Vater auf den Sohn bzw. Schwiegersohn, und in jedem Fall begann die Ausbildung mit einer praktischen Lehrzeit als Gehilfe des Vaters oder eines anderen Judenarztes. So entstanden Dynastien jüdischer Ärzte, die, wie etwa die Wallichs, über viele Generationen zu verfolgen sind³⁴. Den Lernenden standen hebräische Lehrbücher der Medizin zur Verfügung, so daß eine Verbindung von Theorie und Praxis gewährleistet war, die vielleicht gerade die besondere Qualität der Judenärzte ausmachte. Ob ein Jude die Ausbildung an einer Universität vollendete und das Doktordiplom erwarb, war weitgehend auch eine Finanzfrage. Wer seinen Sohn an die Universität senden wollte, mußte ihn zunächst Latein lernen lassen und dann, solange die deutschen Universitäten Juden verschlossen blieben, die erheblichen Kosten für ein Auslandsstudium aufbringen können.

Aufgabe der jüdischen Ärzte war in erster Linie die Behandlung von Juden, da diese die Vorschriften über rituelle Reinheit auch bei Heilmitteln beachten mußten und deshalb nur in besonderen Notfällen christliche Ärzte konsultierten. Aber es ist bekannt, daß Judenärzte oft auch bei Christen Vertrauen genossen und schon im Mittelalter selbst Kaiser und Päpste zu ihren Patienten zählten³⁵. Obgleich vom 13. Jahrhundert an bis ins 18. Jahrhundert hinein Päpste, Konzilien und protestantische Fakultäten die Konsul-

³³ S. Tabelle bei *F. Eulenburg*, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Abhandlungen der Königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft, Philos.-hist. Klasse 24, 2, Leipzig 1904, S. 153.

³⁴ *H. Schultze*, Geschichte der Familie Wallich, MGWJ 13 NF, 1905. Weitere Beispiele bei *A. Kober*, Rheinische Judendoktoren.

³⁵ *R. Landau*, Geschichte der jüdischen Ärzte, Berlin 1895, S. 28 ff.

tation jüdischer Ärzte immer wieder als Sünde verdammt und verboten, ist gerade daraus zu ersehen, daß Juden immer auch christliche Patienten behandelten. Aus den Kölner Ratsprotokollen geht beispielsweise hervor, daß die Judenärzte von Deutz und Mühlheim – aus Köln selbst waren die Juden vertrieben – von 1650–1675 allein 338 Genehmigungen erhielten, die Stadt Köln zu betreten, um dort Patienten behandeln zu können³⁶. Dem Judenarzt Hayum, den Kurfürst Karl Ludwig 1674 für Mannheim konzessionierte und später als Hofarzt heranzog, bescheinigte der Mannheimer Stadtrat, er sei „etzlich Hunderten, sowohl armen, bresthaften Mannheimer Bürgern und Beisassen als Soldaten mit Hilf und Rat umsonst und ohne Zahlung des geringen Hellers beigesprungen“³⁷. Solche Beispiele zeigen, daß die Bedeutung der Judenärzte oft über die doch verhältnismäßig kleinen jüdischen Gemeinden hinausging.

Es ist nicht zu übersehen, daß die medizinische Versorgung der Juden weit besser war als die der Christen, was sich nicht allein damit erklären läßt, daß die jüdische Bevölkerung vorwiegend in Städten lebte. Vielmehr gehörten die Anstellung eines Arztes und die medizinische Betreuung der Armen zu den religiösen Pflichten der jüdischen Gemeinde. Heißt es doch im Talmud „Es ist verboten, in einer Stadt zu leben, in der kein Arzt ist . . .“ (Jer. Talmud, Kiduschin) Infolgedessen war das kommunale Medizinalwesen unter Juden besonders ausgeprägt, und selbst kleinere Gemeinden beschäftigten oft einen Arzt. Krankenpflege und Beerdigung fielen in die Verantwortung der örtlichen Chewra Kadischa (Heilige Bruderschaft), einer seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland üblichen Gemeindeinstitution, die häufig selbst den Armenarzt anstellte und ein einfaches Spital unterhielt, das der Versorgung durchreisender Armer und Kranker diente³⁸. In Frankfurt am Main, der mit etwa 3000 Personen am Ende des 17. Jahrhunderts größten Judengemeinde in Deutschland, waren jüdische Ärzte seit 1360 ununterbrochen nachweisbar³⁹. Einige Ärzte amtierten gleichzeitig auch als Rabbiner oder wurden zu Gemeindevorstehern gewählt, denn durch ihre Tätigkeit und ihre gleichermaßen religiösen und medizinischen Kenntnisse besaßen sie das Vertrauen vieler.

Ärzte mit Universitätsbildung sind im 17. Jahrhundert nur für einige große Gemeinden, wie Frankfurt am Main, Hamburg-Altona, Mannheim und Prag

³⁶ Die Deutzer Judenärzte, alle ohne akademische Ausbildung, durften Köln nur mit einem Geleitboten betreten und dort nicht übernachten. *A. Kober*, Rheinische Judendoktoren, S. 203 ff.

³⁷ *S. Felsenthal*, Jüdische Ärzte in Alt-Mannheim, Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin, hrsg. *H. Sigerist*, Bd. 23, 1930, Neudruck Wiesbaden 1965. – Zitat nach *M. Spira*, Meilensteine zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland, Melemata, Festschrift für Werner Leibbrand zum 70. Geburtstag, hrsg. *J. Schumacher*, Mannheim 1967, S. 152.

³⁸ *J. R. Marcus*, Communal Sick-Care in the German Ghetto, Cincinnati 1947.

³⁹ *I. Kracauer*, Geschichte der Juden in Frankfurt/Main, 1150–1824, Frankfurt a. M. 1927, Bd. 2, S. 173–218.

nachzuweisen. Die meisten dieser Ärzte hatten ihre Doktordiplome an den Universitäten von Padua oder Leiden erworben – beide zu ihrer Zeit hochberühmte Stätten der medizinischen Wissenschaft. Die mittelalterlichen Universitäten verbanden als christliche Korporationen wissenschaftliches und religiöses Leben so eng, daß sie Juden zunächst nicht immatrikulierten. Seit Ende des 15. Jahrhunderts aber erteilten verschiedene Päpste italienischen Universitäten Privilegien zur Aufnahme von jüdischen Studenten. So kam es, daß Juden aus Deutschland, die gelehrte Bildung suchten, zum Studium nach Italien zogen – was damals auch unter christlichen Studenten häufig war. Im 16. Jahrhundert promovierten Juden an den Universitäten von Neapel, Bologna, Pisa, Padua, Pavia und Perugia⁴⁰. Vor allem die international berühmte medizinische Fakultät zu Padua zog Studenten aus ganz Europa an. Hier studierten die meisten Juden aus Deutschland. Insgesamt wurden in Padua 1517 bis 1619 etwa 80, und 1619 bis 1721 nicht weniger als 149 Juden zu Doktoren der Medizin promoviert⁴¹. Bekannte Frankfurter Ärzte, die in Padua studierten, waren die schon genannten Doktoren Joseph Salomon Delmedigo und sein Schwiegersohn Salomon Bing sowie der 1650 promovierte Abraham Isaak Wallich aus Metz⁴². Als der Prager Judenarzt Salman Emmerich Gomperz, der als Sprößling der Klevischen Hofjudenfamilie Gomperz in Leiden studiert hatte, 1716 in Prag seinen Sohn Moses verheiratete, verpflichtete er sich im Ehevertrag, diesem ein Studium in Padua zu finanzieren⁴³. In dieser Zeit konnten zwar an vier deutschen Universitäten schon Juden Medizin studieren, aber nach der Erstzulassung eines jüdischen Studenten im Jahre 1678 vergingen noch über vierzig Jahre, ehe 1721 erstmals auch einem Juden an einer deutschen Universität die Promotion gestattet wurde. Das Auslandsstudium setzte sich deshalb in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch fort, und in einigen Fällen studierten Juden zwar schon in Deutschland, promovierten aber dann in Italien. So haben der schon genannte Tobia Cohen und sein Freund Gabriel ben Mose, beide 1678 in Frankfurt an der Oder immatrikuliert, sowie Abraham Heymann, 1698 erster jüdischer Student in Gießen, später ihre Doktordiplome an der Universität Padua erworben⁴⁴.

⁴⁰ R. Landau, Geschichte jüdischer Ärzte, S. 64 ff. M. Spira, Meilensteine zur Geschichte der jüdischen Ärzte, S. 153.

⁴¹ Jewish Encyclopedia 9, S. 459 f. Literatur bei G. Kisch, Universitätsgeschichte und jüdische Familienforschung, Jüdische Familienforschung 10 (1934), Heft 35, S. 567. – Die genaue Zahl der Juden aus Deutschland, die in Padua studierten, ist noch nicht bekannt. – Ende des 16. Jh. erreichte der Besuch Paduas durch Deutsche seinen Höhepunkt. 1580–1589 immatrikulierten sich 1608 Studenten aus Deutschland. F. Eulenburg, Die Frequenz der dt. Universitäten, S. 123.

⁴² M. Horowitz, Jüd. Ärzte aus Frankfurt a. M., S. 13, 25, 30.

⁴³ D. Kaufmann u. M. Freudenthal, Die Familie Gomperz, S. 376.

⁴⁴ Tobia und Gabriel, beide aus Polen, promovierten 1683 in Padua. L. Lewin, Die jüdischen Studenten an der Universität Frankfurt an der Oder, XIV, S. 233. – Abra-

Im 17. Jahrhundert gewannen mit der großen wirtschaftlichen und kulturellen Entfaltung der Niederlande die dortigen Hochschulen starke Bedeutung. Die 1575 gegründete Universität Leiden wurde die führende Hochschule Europas. Daß die Niederlande von den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges verschont blieben, trug sicher ebenso wie der Weltruf der Leidener Philologen, Mediziner und Naturwissenschaftler dazu bei, den Anteil der Studenten aus Deutschland zeitweise bis auf 27 Prozent anwachsen zu lassen⁴⁵. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde Leiden auch zum nahegelegenen Studienort für Juden aus Deutschland. So immatrikulierten sich 1681, 1712 und 1719 Mitglieder der sephardischen Ärztesfamilie Fonseca aus Hamburg in Leiden⁴⁶. Die verwandtschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen der Hamburger zu den niederländischen Sepharden spielten hierbei sicher eine Rolle, doch später promovierten mit Gerson Davids (1734) und seinem Sohn Hartog Gerson (1758) auch zwei aschkenasische Hamburger Mediziner in Leiden⁴⁷. In der Matrikel finden sich ferner mehrere jüdische Studenten vom Niederrhein; unter ihnen zwei Düsseldorfer und zwei Mitglieder der reichen Klevischen Hoffaktorenfamilie Gomperz, von denen sich der spätere Prager Arzt Salman Emmerich Gomperz 1682 zusammen mit dem Binger Juden Gump Schlamm einschrieb und 1684 promoviert wurde⁴⁸.

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen scheint sich an der Universität Leiden unproblematisch gestaltet zu haben. So konnte es vorkommen, daß der 1734 als weiterer Abkömmling der Hoffaktorenfamilie immatrikulierte Bernhard (Baer) Gomperz eine Hymne zu Ehren der Promotion eines befreundeten christlichen Juristen verfaßte, seinerseits 1737 Promotionshymnen von zwei christlichen Freunden erhielt und seine Dissertation gleichzeitig jüdischen Verwandten und Leidener Professoren widmete⁴⁹. Allerdings ist zu bedenken, daß es sich hier – wie wohl häufig bei jüdischen Auslandsstudenten – um Angehörige einer schmalen jüdischen Oberschicht handelte, die aufgrund ihrer Finanzkraft und ihres gesellschaftlichen Umgangs bei

ham Heymann, Sohn des Mannheimer Hofarztes, bezeugt sein Gießener Lehrer Prof. Valentini 1710 als in Padua promoviert. U. A. Gießen, Med 02, Akte Meyer Löw Vetzberg. Dies korrigiert die Angaben von S. *Felsenthal*, *Jüdische Ärzte in Alt-Mannheim*, S. 187.

⁴⁵ In den Jahren 1625–1650 betrug der Anteil 27 0/0, von 1675–1725 noch 20 0/0. *H. Schnepfen*, *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben*, S. 11.

⁴⁶ Ebd. S. 56; Josephus da Fonseca 28. 7. 1681, Abrahamus da Fonseca 27. 9. 1712, Jacobus da Fonseca 8. 9. 1719. *Album studiosorum Academiae Lugdano Batavae*. – Da die Matrikel keine Judaeus-Zusätze enthält, sind Juden aus ihr allein nur schwer nachzuweisen, zumal viele der Reformierten alttestamentarische Vornamen tragen.

⁴⁷ *M. Grunwald*, *Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811*, Hamburg 1904, S. 63.

⁴⁸ Beide immtr. 7. 12. 1682. Die Düsseldorfer sind Moyses Cohen (26. 10. 1738) und Meyer Kalman Cohen (14. 9. 1761). *Album studiosorum Lugdano Batavae*.

⁴⁹ *D. Kaufmann u. M. Freundenthal*, *Die Familie Gomperz*, S. 59 f.

Hofe überall sozial akzeptiert wurden. Diese Schicht verbanden wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen mit der Aristokratie jener jüdischen Flüchtlinge, die aus Spanien und Portugal – aber auch aus deutschen Staaten – vertrieben, zu Tausenden in den Niederlanden eine neue Heimat gefunden hatten und zum wirtschaftlichen Aufstieg des Landes einen erheblichen Beitrag leisteten. Da die Niederlande in ihrer Blütezeit eine Art von politischem Studienmodell des deutschen Adels wurden, konnten hier reformierte Fürstensöhne wie der spätere Große Kurfürst und mehrere Pfälzer Kurprinzen, die in Leiden studierten, sich einerseits selbst von der Bedeutung der Juden für den niederländischen Handel überzeugen, andererseits Juden als volle Akademische Bürger der Universität kennenlernen. Beide Eindrücke sollten in der Judenpolitik deutscher Fürsten sichtbar fortwirken.

3 *Die Erstzulassung jüdischer Medizinstudenten in Deutschland*

Entsprechend der Territorialisierung des Heiligen Römischen Reiches fand die Zulassung von Juden zu Studium und Promotion an den einzelnen Landeshochschulen zu höchst unterschiedlicher Zeit statt. Im ganzen zog sich dieser Prozeß über mehr als hundert Jahre hin und endete in den katholischen Staaten erst mit dem Beginn der eigentlichen Emanzipationsepoche. Unterschiedlich waren auch die Faktoren, die dabei auf die letztlich allein maßgebende Entscheidung des jeweiligen Landesherrn einwirkten. Immer erwies sich die Frage der Zulassung als eng verflochten mit konfessionellen und ökonomischen Faktoren, und sie muß daher ebenso im Zusammenhang der Judenpolitik wie der Hochschul- und Wirtschaftspolitik der einzelnen Staaten gesehen werden.

Die folgende Aufstellung (S. 29) gibt zunächst eine tabellarische Übersicht über die bisher nachzuweisenden Erstzulassungen und Erstpromotionen von Juden an deutschen Hochschulen. Berücksichtigt wurde hierbei auch das Collegium medico-chirurgicum, eine Berliner Fachschule von Ruf, die viele Juden besuchten, die später an Universitäten promovierten⁵⁰.

Die Tabelle nennt von den dreißig Hochschulen des 18. Jahrhunderts nur 16, darunter die größten und bedeutendsten in Halle, Leipzig, Jena und Göttingen. Bis auf die vier zuletzt in der Tabelle aufgeführten Universitäten fehlen katholische Hochschulen wie Köln, Ingolstadt-Landshut, Bamberg, Fulda und Paderborn. Dies erklärt sich daraus, daß allgemein die katholischen Anstalten für das Studium von Juden im 18. Jahrhundert fast keine Bedeutung hatten. Als meist kleine, oft von Jesuiten geleitete Landeshochschulen waren sie nur für Katholiken bestimmt und schlossen auch Protestan-

⁵⁰ Literatur und Nachweise zur Tabelle befinden sich im folgenden Text. Die jährliche Durchschnittsfrequenz der Hochschulen, errechnet für den Zeitraum 1700–1790 nach *F. Eulenburg*, *Die Frequenz der deutschen Universitäten*, S. 153.

Universität	Studentenzahl	Erstzulassung von Juden	Erstpromotion von Juden
Frankfurt a. O.	175	1678	1721
Halle	988	1695	1724
Gießen	181	1697	[1710]
Marburg	187	vor 1710	1758
Duisburg	77	1708	1727
Heidelberg	158	1724	1728
Königsberg	308	1731	1781
Göttingen	665	1735	1743
Berlin (Coll. med. chir.)	ca. 100	1738	—
Leipzig	741	1752	1784
Erlangen	168		1755
Bützow-Rostock	135	1764	1766
Jena	932	1784	1784
Mainz	238	1770	1787
Würzburg	286	1786	
Freiburg	170		1791
Bonn		1786	—

ten von der Graduierung aus. Sie dienten primär der Heranbildung des Klerikernachwuchses und entsprachen in ihrem kontrollierten Lehrbetrieb mehr geistlichen Schulen als Stätten auch weltlicher Lehre und Forschung⁵¹. Dieser Rückständigkeit begegnete man erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit einigen Reformen. In der Frage der Zulassung von Protestanten und Juden wurde von katholischen Hochschulen allgemein die habsburgische Politik zum Vorbild gewählt. Nachdem Maria Theresia per Dekret die A catholicos 1749 noch einmal ausdrücklich von der Promotion ausgeschlossen hatte, öffneten Juden dann erst die „Toleranzpatente“ Josefs II. von 1781 den vollen Zugang zu den österreichischen Hochschulen⁵². Die bei Promotionen übliche *professio fidei* und das *iuramentum de immaculata conceptione* wurden abgeschafft, so daß jetzt auch Nichtkatholiken promoviert werden konnten. Die Universität Wien verlieh erstmals 1789 den medizinischen Doktorgrad einem Juden. An der Universität Mainz wurde zwar schon 1770 ein jüdischer Student aus Bonn immatrikuliert, aber erst 1787 erfolgte die erste Promotion eines einheimischen Juden, nachdem sich die theologische Fakultät per Gutachten prinzipiell für die Graduierung von jüdischen Kandidaten ausgesprochen hatte und die Formel des Promotionseides für Juden und Pro-

⁵¹ F. Eulenburg, Die Frequenz dt. Universitäten, S. 91 ff. Eine Schilderung der kath. Universitäten aus aufgeklärter Sicht gibt C. Meiners, Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdteils, Bd. 1, Göttingen 1802, S. 310 ff.

⁵² S. J. Plaschkes, Die ersten jüdischen Ärzte der Wiener Universität und ihre Schicksale, LBI Bulletin, 5. Jahrg. 1962. G. Kisch, Die Prager Universität und die Juden, S. 50 f. R. Kestenberg-Gladstein, Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern, 1. Teil, Das Zeitalter der Aufklärung 1780–1830, Tübingen 1969, S. 40.

testanten von der zweiten Kurmainzischen Universität in Erfurt übernommen worden war, die bisher allein dem Studium der Mainzer Nichtkatholiken offengestanden hatte⁵³. Für die bischöfliche Hochschule in Würzburg ist 1786 die Einschreibung eines einheimischen Juden nachzuweisen, und an der vorderösterreichischen Universität in Freiburg konnte als erster Jude 1791 der spätere Fürther Arzt Dr. Simon Höchheimer aus Veitshöchheim promovieren⁵⁴. Die 1777 in Bonn errichtete aufgeklärte Hochschule Kurkölns nahm ab 1785 Juden auf, promovierte sie aber nicht⁵⁵. Ebenso lehnten die Universitäten in Köln und Trier die Graduierung von Juden weiterhin ab. Durch die Auswirkungen der französischen Revolution wurden dann die katholischen Hochschulen vielfach aufgelöst oder später so umgestaltet, daß nach 1815 Juden die Promotion überall ebenso an katholischen wie an protestantischen Universitäten möglich war.

Die Tatsache, daß in katholischen Staaten die Juden noch fast während des ganzen 18. Jahrhunderts keinen Zugang zur Universität hatten, führte dazu, daß nicht wenige der an protestantischen Universitäten studierenden Juden aus den verhältnismäßig dicht jüdisch besiedelten Gebieten Böhmens, Galiziens, Ungarns und Polens kamen. Wie die jüdisch-religiöse Bildung für viele Talmudschüler aus Deutschland mit dem Besuch der osteuropäischen Jeschiwot verbunden war, so kamen umgekehrt jetzt Juden um der akademischen Studien willen aus den Zentren rabbinischer Wissenschaft an die deutschen Universitäten. Im buchstäblichen Sinne begann ein „Bildungsweg“ in umgekehrter Richtung zu verlaufen.

Bestimmten primär konfessionelle Rücksichten die Universitätspolitik katholischer Staaten, so gab es in protestantischen Territorien auch andere Momente, die bei der Frage der Zulassung von Juden starkes Gewicht erlangten. Man kann davon ausgehen, daß ursprünglich die religiösen Schranken gegen Juden an protestantischen Universitäten keine geringere Bedeutung hatten als an katholischen, daß aber die Interessen der merkantilistischen

⁵³ Der Kurfürst hatte zunächst die Promotion von Protestanten und Juden in Mainz abgelehnt, da diese bereits an seiner zweiten Landesuniversität in Erfurt möglich sei, ließ dann aber 1787 Joseph Hamburg gratis promovieren. *H. Mathy*, Um die Promotion von Protestanten und Juden an der alten Mainzer Universität, Jahrbuch der Vereinigung der Freunde der Universität Mainz, Bd. 11, 1962. *A. Kober*, Jüdische Studenten und Doktoranden der Universität Duisburg, *MGWJ* 75, 1931, S. 119.

⁵⁴ Zu dem am 26. 11. 1786 in Würzburg immtr. Isaac Bamberger aus Heidingsfeld vgl. S. 75. Die Matrikel der Universität Würzburg, 1582–1830, hrsg. *S. Merkle*, München u. Leipzig 1922. – Für Freiburg s. Bericht der Schwäbischen Chronik vom 6. 4. 1791, zitiert bei *L. Löwenstein*, Zur Geschichte der Juden in Fürth, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft Nr. VIII, Frankfurt a. M. 1910, S. 68; vgl. auch *L. Lewin*, Jüd. Studenten der Univ. Frankfurt a. O., Jahrbuch der jüd.-lit. Gs. XIV, S. 217.

⁵⁵ *A. Kober*, Jüd. Studenten der Univ. Duisburg, S. 120 – Immtr. wurden 1786–91 nur Salomon Ansel und Joseph Gottschalk von Geldern.

Wirtschaft- und Bevölkerungspolitik einerseits und die Einflüsse von Pietismus und Aufklärung andererseits hier schneller zur Beseitigung dieser Barrieren beitrugen. Es war kein Zufall, daß Juden an den in der Aufklärungsepoche gegründeten protestantischen Hochschulen in Halle und Göttingen von Anfang an Aufnahme fanden, ging doch von diesen Universitäten die Befreiung der Forschung und der Lehre von den allzu engen konfessionellen Fesseln aus. Das Vorbild Halles und Göttingens wirkte dann auch in der Frage der Immatrikulation von Juden positiv auf die übrigen deutschen Hochschulen.

Die protestantischen Hochschulen Deutschlands, die im 16. und 17. Jahrhundert gegründet worden waren, trugen stark landeskirchliche Züge und müssen entsprechend der Zusammensetzung ihrer Lehrkörper noch einmal in lutherische und reformierte unterteilt werden. In Gießen beispielsweise wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg die Universität von Hessen-Darmstadt als rein lutherische Hochschule neu errichtet, während an der Hochschule Hessen-Kassels in Marburg und an der pfälzischen Universität Heidelberg die Professoren Calvinisten waren. In Duisburg gründete der Große Kurfürst 1655 eine reformierte Hochschule; an der preußischen Universität Königsberg dagegen blieb der Lehrkörper entsprechend den Statuten bis ins 19. Jahrhundert hinein rein lutherisch, doch unter den Studenten wurden hier reformierte und nach der Eroberung Schlesiens auch katholische Landeskinder zugelassen⁵⁶. Die Tendenz, Landeskinder zum – mindestens zeitweisen – Studium an der Landesuniversität zu zwingen, brachte in manchen Territorien schon eine konfessionelle Mischung der Studenten mit sich. Für Juden spielte die Verpflichtung zum Inlandsstudium kaum eine Rolle, da sie nicht den angedrohten Sanktionen der Verweigerung von Staatsstellungen unterlagen.

Im 18. Jahrhundert waren, abgesehen von protestantischen Lehrinhalten und Lehrmeinungen, auch Gottesdienste, Gebete, christliche Immatrikulations- und Promotionseide sowie die feierliche Promotion in der Kirche noch immer selbstverständlicher Bestandteil des Lebens an den protestantischen Hochschulen. Für Juden wurde von den medizinischen Fakultäten ein spezieller Doktoreid eingeführt, aber andere Grade konnten Juden wegen der christlichen Eidesformeln nicht erwerben. „Wenn Moses Mendelssohn hier Magister werden sollte (wirklich die distinguierteste Ehre, die eine philosophische Fakultät wünschen könnte), so müßten wir ihn abweisen ...“, schrieb 1776 der

⁵⁶ *L. v. Baczko*, Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs, Königsberg 1804, S. 332. Die Matrikel der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen, hrsg. *G. Erler*, Leipzig 1910–17, Publikationen des Vereins für die Geschichte Ost- und Westpreußens, Bd. I, S. XCVI. Über den konf. Hochschulcharakter allgemein *F. Paulsen*, Wesen und geschichtliche Entwicklung der dt. Universität, in: Die dt. Universität, hrsg. *W. Lexis*, Bd. 1, Berlin 1893, S. 23 ff.

Göttinger Orientalist Michaelis, ohne daß ihm dieser Zustand schon änderungsbedürftig erschien⁵⁷.

Die Zulassung der ersten jüdischen Studenten fällt in die Epoche der sich konsolidierenden deutschen Territorialstaaten. Nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges widmeten die Landesherren sich nicht nur dem Aufbau der Wirtschaft und der „Peuplierung“ des Landes, sondern auch dem Ausbau der Universitäten, die jene Beamten ausbildeten, auf die sich das absolutistische Regiment zunehmend stützte. Während des Krieges hatten die Hochschulen vielfach zu bestehen aufgehört, jetzt galt es, sie zu erneuern und auch im merkantilistischen Sinne zu entwickeln, indem man die geringen Studentenzahlen durch die Anwerbung ausländischer Studierender zu erhöhen strebte, die eigenen Landeskinder aber auf die heimatliche Universität verpflichtete. Dabei fällt auf, wie sehr die Universitäten im 17. und 18. Jahrhundert unter kameralistischen Gesichtspunkten gesehen wurden: die Studenten verzehren am Hochschulort ein Kapital, also wird durch ausländische Studenten der erwünschte Kapitalimport erhöht. Michaelis rechnet 1768 damit, daß ein Student im Jahresdurchschnitt 300 Rhtlr. zum Leben benötigt, und folgert optimistisch: „Man nehme nun nur eine mäßige Anzahl von fünfhundert Studierenden an, so ziehet sie jährlich 150 000 Rhtlr. in das Land; und könnte man durch Bestellung der besten Professoren, und Einführung einer artigen Lebensart, die Anzahl auf tausend verdoppeln, so erhielte das Land jährlich drey Tonnen Goldes.“⁵⁸. Von solchen Spekulationen war die wirtschaftliche Realität der meisten Hochschulen weit entfernt, aber sie machen begreiflich, daß selbst bei der Zulassung einzelner Studenten, zumal wenn es um Söhne von Hoffaktoren ging, ökonomische Interessen mitspielten.

Die stärkste Aktivität in der Förderung der Landeshochschulen wie auch in der Heranziehung von Juden zur Entfaltung der Wirtschaft entwickelten nach 1648 der Große Kurfürst und Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz. Beide waren Calvinisten, die in den Niederlanden studiert hatten und durch das niederländische Vorbild in ihrer Politik entscheidend geprägt wurden⁵⁹. Der Große Kurfürst gründete nicht nur die reformierte Hochschule in Duisburg als eine Brücke zu den Niederlanden, sondern ließ auch die älteren Landeshochschulen in Frankfurt an der Oder und Königsberg erneuern. Im

⁵⁷ *J. D. Michaelis*, Räsonnement über die prot. Universitäten, Bd. IV, S. 154 f. Über Universitätseide ebd. S. 98–163. Vgl. S. 42 f.

⁵⁸ Ebd. Bd. I, S. 4. Nicht zufällig behandelt Michaelis wohl die Universität als Wirtschaftsfaktor in Bd. I auf S. 1–88; s. dazu die Versuche zur Bevölkerung der Universität Marburg: *H. Hermelink* u. *S. A. Kaehler*, Die Philipps Universität zu Marburg 1527–1927, Marburg 1927, S. 417 u. 456.

⁵⁹ *H. Schneppen*, Niederl. Universitäten und dt. Geistesleben, S. 66 f. – Der Große Kurfürst wurde 1634–38 in den Ndl. erzogen, Kf. Karl Ludwig studierte dort 1628–36 und hielt sich später zeitweise dort im Exil auf. Zur Judenpolitik beider Herrscher s. *S. Stern*, Der Preußische Staat und die Juden I, 1, Kapitel 3–5. *B. Rosenthal*, Heimatgeschichte des badischen Juden, S. 101 ff.

Jahre 1671 nahm er fünfzig vermögende jüdische Familien in Brandenburg auf, wo Juden seit 1573 nicht mehr geduldet worden waren. Die Ansiedlung dieser aus Wien ausgewiesenen Familien entsprang politisch-ökonomischen Interessen des Kurfürsten, denn als Handelsjuden und Hoffaktoren dienten sie der finanziellen Stützung des Absolutismus im Kampf gegen die Stände. Ähnlich benutzte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz seit 1660 die Wirtschaftskraft der von ihm wieder ins Land gerufenen Juden beim Aufbau der Stadt Mannheim. Während des Krieges hatte der Pfälzer in Amsterdam und anderen niederländischen Städten als Verbannter die Bedeutung der Juden für einen florierenden Handel studieren können. Karl Ludwig war es auch, der die Universität Heidelberg unter dem Einfluß des Leidener Vorbilds 1652 erneuerte und 1673 mit der – allerdings gescheiterten – Berufung Spinozas nach Heidelberg seine religiöse Toleranz unter Beweis stellen wollte. Dem entsprach die Absicht des Großen Kurfürsten, in seine geplante *Academia Gentium* auch Juden aufzunehmen. Der 1667 von Benedykt Skytte ausgearbeitete Akademieplan sah vor, daß in Brandenburg für Gelehrte aller Konfessionen und Religionen ein Zentrum unabhängiger Forschung errichtet werden sollte⁶⁰. So bestimmten niederländische Einflüsse nicht nur die Wirtschaftspolitik, sondern auch die aufgeklärte Geisteshaltung der beiden Kurfürsten, die Wissenschaft und Politik von starren konfessionellen Bindungen befreiten. Hier sind die wesentlichen Ursachen dafür zu suchen, daß der Große Kurfürst als erster deutscher Herrscher Juden ein Universitätsstudium ermöglichte.

Die beiden ersten jüdischen Studenten, Tobia Cohen und Gabriel ben Mose, die der Kurfürst 1678 in Frankfurt an der Oder immatrikulieren ließ, kamen aus Polen in die Hochschulstadt. Tobia Cohen war 1653 als Sohn eines aus Polen stammenden Rabbiners in Metz geboren worden, hatte in polnischen Talmudschulen gelernt, in Krakau die Freundschaft des Gabriel ben Mose aus Brody gewonnen, dann mit ihm in Danzig bei einem jüdischen Arzt medizinische Kenntnisse erworben und war schließlich mit dem Freund zum Medizinstudium nach Brandenburg gereist. Tobia bat den Kurfürsten in einem hebräischen Lobgedicht, dem er eine lateinische Übersetzung beifügte, um Zulassung zum Studium. Er erklärte, daß sie die Medizin und die deutsche Sprache erlernen wollten und erbot sich, den Studenten Unterricht in Hebräisch zu geben. Sichtlich beherrschten beide Juden das Lateinische bereits, was in damaliger Zeit durchaus selten war. Am 29. 4. 1678 befürwortete der Kurfürst die Petition beider, befahl, ihnen die gleichen Universitätsprivilegien zu geben, wie den übrigen Studenten, und ließ ihnen darüber

⁶⁰ C. Hinrichs, Die Idee des geistigen Mittelpunkts Europas im 17. und 18. Jahrhundert, in: C. Hinrichs, Preußen als Historisches Problem, Gesammelte Abhandlungen, hrsg. G. Oestreich, Veröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin Bd. 10, Berlin 1964, S. 288 ff.

hinaus ein Geldgeschenk von 20 Talern überreichen⁶¹. Im Vorwort seiner schon genannten Enzyklopädie berichtete Tobia sogar von einem alljährlichen Stipendium des Kurfürsten. In jedem Fall waren die bereitwillige Gunst und die betonte Großzügigkeit des Kurfürsten auffällig – von einem Stipendium eines Herrschers für einen jüdischen Studenten ist später nie mehr die Rede. Man muß annehmen, daß der Kurfürst die Immatrikulation bewußt hervorheben wollte, um damit zugleich weitere Juden zum Studium in Frankfurt zu ermutigen. Als Messestadt und Durchzugsort der Talmudstudenten auf dem Weg von und nach Polen bot Frankfurt dafür gute Voraussetzungen. Sicher waren hier ökonomische Überlegungen im Spiel, denn für Frankfurt an der Oder bildeten die Hochschule und der Handel mit Polen die wichtigsten Grundlagen des Wirtschaftslebens. Schon 1688 lebten hier 20 jüdische Familien, die zusammen mit 23 außerordentlichen Schutzjuden, unter denen sich mehrere Handelsagenten des polnischen Adels befanden, eine bedeutende Rolle im Osthandel spielten⁶². Die sinkende Frequenz der Hochschule wurde durch die Immatrikulation polnischer Studenten verbessert. Geht man davon aus, daß bei einer Frequenz von 220 Studierenden im Jahre 1685, wie üblich, auch in Frankfurt nur fünf bis zehn Prozent der Immatrikulierten Medizinstudenten waren, so kam es tatsächlich auf jeden einzelnen Studenten an⁶³.

Bezeichnend für das Selbstverständnis der Frankfurter Universität ist es, daß diese – wie später auch die Königsberger Hochschule – zunächst der vom Landesherrn angeordneten Immatrikulation der Juden ablehnend begegnete. Sie gab in ihrer Antwort dem Kurfürsten zu bedenken, daß die Aufnahme der Juden gegen die Universitätsstatuten verstoße, die allein für Christen gedacht seien. Nach Meinung der Universität stellten Juden eine religiöse Gefahr für die übrigen Studenten dar. Tatsache ist, daß die Statuten der Hochschule, wie wohl überall, keine direkten Bestimmungen über die Immatrikulation von Juden enthielten. Der Kurfürst ging auf die Vorstellungen der Universität nicht ein und erneuerte am 10. 6. 1678 seinen Befehl, fügte aber hinzu, daß zu beobachten sei, ob die Studenten in Gesprächen mit Kommilitonen „zu ihrem jüdischen Glauben etwa jemand zu persuadieren sich unterfangen, auf welchen Fall ihr uns forderlichst bericht zu Unserer ferneren Verordnung abzustatten“. Der Kurfürst erhoffte einen missionarischen Erfolg dadurch, „daß wenn sie mit den Christen viel umgehen, sie desto

⁶¹ *L. Lewin*, Jüdische Studenten der Universität Frankfurt a. O. XIV, S. 222–234. – Lewins überzeugende Darstellung der Erstimmatrikulation stützt sich auf den Bericht des Tobia und die teilweise abgedruckten Universitätsakten, die in ihrer Gesamtheit von mir nicht eingesehen werden konnten. Eine frühere Immatrikulation eines Juden ist für keine deutsche Universität nachzuweisen, kann aber nicht mit völliger Sicherheit ausgeschlossen werden. – Zur Erstimmatrikulation vgl. Dokumentenanhang Nr. 1.

⁶² *S. Stern*, Der preußische Staat und die Juden, I, 2, S. 527.

⁶³ *F. Eulenburg*, Frequenz deutscher Universitäten, S. 292.

bessere Opinion von dem christlichen Glauben schöpfen, und vielleicht durch die Gnade Gottes bekehrt werden mögen“⁶⁴. Dieser Passus scheint die Professoren der Universität zu den beständigen Streitgesprächen und Missionsversuchen ermuntert zu haben, über die Tobia in seiner Enzyklopädie berichtet. Am 17. 6. 1678 wurden dann Tobia und Gabriel gegen normale Gebühr immatrikuliert, blieben mehrere Jahre in Frankfurt, mußten sich aber wegen der Promotion nach Italien wenden, wo sie 1683 in Padua den Dokortitel erwarben. Tobia lebte später als Hofarzt türkischer Sultane in Konstantinopel und starb 1729 in Jerusalem.

Die nächste Hochschule, die Juden aufnahm, war die 1694 eröffnete Universität Halle, die sich schnell zur bedeutendsten Hochschule Deutschlands entwickelte. Als Zentrum der Aufklärung und des Pietismus wirkte sie durch Lehrer wie Thomasius, Wolff und August Hermann Francke weit über die Grenzen Brandenburg-Preußens hinaus. Die medizinische Fakultät konnte sich als einzige Deutschlands mit ihrem Vorbild in Leiden vergleichen⁶⁵. Da zudem die kleine, aber wohlhabende jüdische Gemeinde von den um die Entwicklung der Stadt sehr bemühten Kurfürsten bewußt gefördert wurde, verwundert es nicht, daß sich in der Matrikel von Halle schon 1695 der erste jüdische Student findet⁶⁶. Am Anfang wurde die Universität Halle stark vom Adel besucht, und auch der erste immatrikulierte Jude, Salomon Liebmann, stammte als Sohn des Berliner Hofjuweliers Jost Liebmann aus der sozialen Oberschicht der Hoffaktoren. Sein Stiefbruder, der Großkaufmann Salomon Israel, hatte auf Ersuchen des Hofjuweliers 1688 als erster Jude das Recht zur Niederlassung in Halle erhalten⁶⁷. Aus unbekanntem Gründen blieb Salomon Liebmann nur kurz in Halle und wurde auf besonderen kurfürstlichen Befehl noch im gleichen Jahr in Frankfurt an der Oder immatrikuliert⁶⁸. Der Kurfürst erteilte ihm auf Bitten seines Vaters, wie bei den ersten Immatrikulationen häufiger nachzuweisen, einen besonderen Schutzbrief als Student der Universität Frankfurt, aus dem hervorgeht, daß Liebmann bereits Lateinunterricht erhalten und in Polen die praktische Medizin erlernt hatte. Aus-

⁶⁴ L. Lewin, Jüdische Studenten der Universität Frankfurt a. O., XIV, S. 232.

⁶⁵ W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität Halle, Berlin 1894. W. Kaiser u. K. H. Krosch, Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jh., Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Math.-Natws. Reihe, XIV. Jahrg., 1965.

⁶⁶ Salomon Liebmann, immtr. 4. 6. 1695. Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, bearb. von Fritz Junke, Bd. 1, 1690–1730, Halle 1960. Diese Erstimmatrikulation wurde bisher in der Literatur übersehen. Daß S. Liebmann mit dem Frankfurter Studenten (vgl. Anm. 68) identisch ist, kann wegen des Namens und seiner Verwandtschaft in Halle mit Sicherheit angenommen werden.

⁶⁷ G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 25 ff. u. S. 127 f.

⁶⁸ Immtr. 3. 11. 1695. L. Lewin, Jüd. Studenten der Univ. Frankfurt a. O., XIV, S. 235, Schutzbrief gedr. bei G. Kisch, Der erste in Dt. promovierte Jude, MGWJ 1934, S. 355. – S. Dokument Nr. 2 im Anhang.

drücklich gestattete der Kurfürst ihm das Studium mit dem – später nicht verwirklichten – Ziel, „ad gradum doctoralem zu habitieren“. Stellt schon das ein bisher einmaliges Vorrecht dar, so machte der Kurfürst überdies die Universität dafür haftbar, daß dem Studenten von niemandem „Schimpf, Tort oder Hinderung widerfahren möge“. Beide Bestimmungen finden sich auch in dem 1721 für Moses Salomon Gumperts ausgestellten Schutzbrief, mit dem dieser – wohl nicht zufällig ebenfalls Mitglied einer brandenburgischen Hofjudenfamilie – als erster Jude in Deutschland von der Universität Frankfurt promoviert wurde⁶⁹. Diese Dokumente zeigen deutlich, daß die Fürsten mit der Zulassung jüdischer Studenten den von ihnen aus politisch-wirtschaftlichen Gründen begünstigten Handelsjuden ein weiteres Privileg einräumten, das ihren Söhnen ermöglichte, weltliche Bildung zu erwerben und zugleich am Hochschulort zum Nutzen des Landes Kapital zu verzehren.

In der Matrikel von Duisburg, der westlichsten und kleinsten Hochschule Brandenburg-Preußens, findet sich erstmals 1708 ein Jude eingetragen⁷⁰. Als letzte Hochschule des Landes nahm 1731 die preußische Universität Königsberg einen jüdischen Medizinstudenten auf, wozu sie allerdings von König Friedrich Wilhelm I., der sonst keine liberale Judenpolitik trieb, geradezu gezwungen werden mußte⁷¹. Bei keiner Erstimmatrikulation zeigte sich auf Seiten der Universität so starke Judenfeindlichkeit und auf Seiten des Herrschers so deutlich die Tendenz, das Judenregal als Instrument im Kampf gegen die Stände und städtischen Korporationen zu benutzen. Abraham Moses Levin, Sohn eines Königsberger Schutzjuden, konnte sich zunächst unangefochten in der Artistenfakultät inskribieren – wobei er vom Immatrikulations- eid wegen dessen christlicher Fassung befreit wurde – und die philosophischen Grundstudien absolvieren. Als er sich aber dann in die Liste der medizinischen Fakultät eintragen wollte, verlangte der Dekan von ihm als „Fremden“ eine Gebühr von 50 Rthl. Diese enorm überhöhte Summe kam einer Ablehnung und Beleidigung gleich. Levin reagierte mit einer sehr energischen Beschwerde beim König und verwies in seinem Immediatgesuch auf die jüdischen Studenten in Halle, die normale Gebühren zahlten. „Da nun Eure kgl. Majestät die Königsbergische Academie nicht weniger in florisantem Stande wollen gehalten wissen“, so habe sicherlich nicht der König selbst diese überhöhte Gebühr festgesetzt, bemerkte Levin, auf das Problem der Hochschulfrequenz hinweisend⁷². Daraufhin erging ein königlicher Befehl an die Medizinische Fakultät, den Juden gegen die übliche Bezahlung aufzunehmen. Die Fakul-

⁶⁹ Vgl. S. 42. Schutzbrief gedr. bei *G. Kisch*, Der erste in Dt. promovierte Jude, S. 359.

⁷⁰ Oscher Lazarus aus Bingen, immtr. 14. 6. 1708. – *A. Kober*, Jüdische Studenten der Univ. Duisburg, S. 121.

⁷¹ Akten im St.A. Königsberg (Archivlager Göttingen) Etatsmin. 139 c III 9. Vgl. Darstellung bei *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 56 f. u. 91.

⁷² Immediatgesuch vom 18. 11. 1732. Ebd.

tät war jetzt sichtlich aufgebracht gegen Levin, der es gewagt hatte, sich über sie beim König zu beschweren, und verfaßte ein ausführliches Antwortschreiben an den König, in dem sie sich dagegen verwahrte, einen Juden zu immatrikulieren. Sie gestand offen zu, daß sie mit der hohen Gebühr den Juden vom Studium habe zurückhalten wollen, weil sie die Vermischung von Juden und Christen für höchst gefährlich halte, und erbat die sofortige Streichung dieses Studenten. Interessanterweise sind die von der Fakultät aufgeführten Argumente nicht – wie noch in Frankfurt – primär religiöser Natur, sondern werden stärker geprägt von sozialer Verachtung der Juden. Die Fakultät betont, daß sie fürchte, an Ansehen zu verlieren, wenn sie mit Juden umgehe, was die übrigen Fakultäten nicht auf sich nehmen müßten, „zu geschweigen, daß wir dadurch unsere Auditores, und die dem Studio Medico sich gewidmete Studiosos, wenn sie denen Collegiis mit Juden zusammen sitzen sollten, in ihrem Fleiß stöhren, und ihnen gar wohl zu unterschiedenen inconvenientien Gelegenheit geben würden“⁷³. Eine Immatrikulation könne, wenn der König darauf bestehe, keineswegs zur üblichen Gebühr vorgenommen werden, da ein Jude die akademische Freiheit selbstverständlich höher zu bezahlen habe, weil er durch sie volle Immunität genieße und vom Schutzgeld befreit sei. Levin, der als unverheirateter Sohn eines Schutzjuden selbst keinen Schutzbrief benötigte, wird als Fremder, als „ganz extraordinäre Person, die wir gern entbehren wollen“, bezeichnet. Zum Schluß bezweifelt die Fakultät herablassend, daß ein Jude sich erfolgreich den Wissenschaften widmen könne: „Mit seinen Glaubens-Genossen in die Synagoge zu gehen, undt Academische Wissenschaften zu erlernen (ist) ein großer Unterscheid.“ – Diese Eingabe der Fakultät blieb völlig ergebnislos, der Aufnahmebefehl wurde am 13. 1. 1733 erneuert, woraufhin die Fakultät sich auf die Verzögerungstaktik verlegte. Jetzt wandte sich der Vater, Moses Levin, als Schutzjude für seinen Sohn an den König und erbat unter Hinweis auf die beiden fruchtlosen Reskripte und die Promotion von Juden in Halle und Frankfurt an der Oder einen erneuten königlichen Befehl an die Universität⁷⁴. Hierauf erging ein königlicher Spezialbefehl an die Königsberger Kriegs- und Domänenkammer, für die „gehörige Parition“ der Fakultät Sorge zu tragen⁷⁵. Vermutlich wurde Levin jetzt zwar aufgenommen, fand aber nach dieser halbjährigen Auseinandersetzung wohl kaum ein ihm günstiges Klima an der Medizinischen Fakultät. Am 10. 11. 1738 schrieb sich Abraham Levin am Berliner Collegium medico-chirurgicum als Student aus Königsberg ein und war damit vielleicht auch in Berlin der erste Medizin studierende Jude⁷⁶.

⁷³ Med. Fak. an den König am 12. 12. 1732. Ebd.

⁷⁴ Gesuch vom 26. 1. 1733 mit beigefügtem Attest der Universität Halle vom 10. 12. 1732. Die Universität Halle bestätigt, daß sie 1731 den Juden Adolphi aus London promoviert hat und gegenwärtig ein ungarischer Jude in Halle studiert. Ebd.

⁷⁵ Spezialbefehl vom 26. 3. 1733; ebd.

⁷⁶ Die Matrikel des preußischen Collegium medico-chirurgicum in Berlin 1730–

Außerhalb Brandenburg-Preußens wurden Juden zuerst an den hessischen Hochschulen in Gießen und Marburg immatrikuliert, die als kleine und konfessionell unterschiedliche Universitäten der beiden hessischen Landgrafschaften miteinander um die Studentenzahl konkurrierten. An beiden Hochschulorten waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts einige jüdische Familien ansässig⁷⁷. Trotz einzelner Ausweisungen von Juden gab es in Hessen eine nicht unbedeutende jüdische Bevölkerung und in den Residenzen seit dem 16. Jahrhundert zahlreiche Hoffaktoren. Das Matrikelbuch der lutherischen Universität Gießen bezeichnet erstmals 1697 einen Studenten als Juden: „Abraham Heimans, Hebraeus ex Manheim“⁷⁸. Heimans kam also aus der vom Pfälzer Kurfürsten so stark geförderten Judengemeinde Mannheim, wo sein 1682 gestorbener Vater Hayum nicht nur als Gemeinde- und Hofarzt, sondern auch als Bauunternehmer eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Als Sohn dieses bekannten Arztes hatte sich Heimans an den Gießener Medizinprofessor Valentini mit der Bitte um Erlaubnis zum Besuch der Universität gewandt. Valentini nahm daraufhin, wie er später selbst berichtete, über den Fall Rücksprache mit dem Universitätskanzler, und beide stimmten darin überein, daß man Heimans unbeschadet des Ansehens der Universität aufnehmen könne, da diese als *schola publica* auch ihm offenstehe⁷⁹. Der Landgraf wurde sichtlich wegen der Immatrikulation gar nicht befragt. Nach dreijährigem Studium in Gießen erhielt Heimans dann ein Abgangszeugnis, mit dem er in Padua promovierte und sich 1701 als Gemeindefeindarzt in Mannheim niederlassen konnte. Wenn es auch naheliegt anzunehmen, daß Heimans als auswärtiger Student aus vermöglicher Familie an der Hochschule willkommen war, so ist doch der Grund für die Aufnahme eines Juden in diesem Fall wohl vorwiegend in der nachweisbar pietistischen Haltung Pro-

1797, Archiv für Sippenforschung, Jahrg. 11, 1934, S. 129–158; Jahrg. 12, S. 97–135. – Abraham Levin ist der erste mit Sicherheit an dieser Medizinschule nachzuweisende Jude, dem viele weitere folgten. Vgl. Dokumentenanhang Nr. 6.

⁷⁷ 1713 lebten in Gießen 44 Juden. R. Bodenheimer, Beiträge zur Geschichte der Juden in Oberhessen von ihrer frühesten Erwähnung bis zur Emanzipation. Diss. Gießen 1931, S. 22. In Marburg gab es 1718 sechs jüdische Familien. W. Kürschner, Die Stellung der Juden in einer hessischen Stadt (Marburg) von den Anfängen bis zur Neuzeit. Hessenland, 49. Jahrg. 1938, S. 122.

⁷⁸ 18. 4. 1697. Die Matrikel der Universität Gießen 1608–1707, hrsg. E. Klewitz u. K. Ebel, Gießen 1898. – In einem Schreiben der Med. Fakultät an den Landgrafen vom 9. 5. 1710 behauptet dieser, daß bereits vor 30 Jahren ein Jude in die Gießener Matrikel aufgenommen worden sei, was aber aus dieser nicht nachzuweisen ist. U.A. Gießen, Med 02, Akte Meyer Löw. – Zur Herkunft Heimans s. S. Felsenthal, Jüdische Ärzte in Alt-Mannheim, S. 185 ff. Felsenthal war noch unbekannt, daß Heimans in Gießen studierte.

⁷⁹ Über die Zulassung Heimans' und seine Promotion in Padua berichtet der Medizinprofessor Valentini in einem Gutachten zum Schreiben der Fakultät aaO. Vgl. O. Buchner, Der erste Jude als praktischer Arzt in Hessen, S. 192.

fessor Valentins zu suchen⁸⁰. Gießen war noch vor Halle durch die Theologen May und Bilefeld ein früher Mittelpunkt des Pietismus. Das Entgegenkommen Valentinis entspricht der Absicht der Pietisten, Juden mit Aufgeschlossenheit und christlicher Liebe zu begegnen, sie als Menschen nicht zu disqualifizieren und dann im Gespräch zu versuchen, sie zu Christus als dem bereits erschienenen Messias zu bekehren.

Wann an der Universität Marburg erstmals Juden aufgenommen wurden, ist aus der Matrikel der Hochschule nicht zu ersehen. Als aber in Marburg 1710 der Jude Meyer Löw durch Professor Valentini die Erlaubnis zur medizinischen Praxis ohne Prüfung erhielt und der Landgraf die Fakultät deshalb schwer rügte, da führte Valentini in seiner Verteidigung an, daß Meyer Löw bei ihm und zuvor an der Nachbaruniversität Marburg studiert habe, wo außerdem schon zwei jüdische Arztsöhne medizinische Collegia gehört hätten⁸¹. In der Marburger Matrikel finden sich die Namen dieser Juden nicht, so daß man es vielleicht absichtlich vermied, sie dort einzutragen – wie hier auch später der Zusatz „Judaeus“ bei jüdischen Studenten fast immer fehlt.

Von den übrigen protestantischen Hochschulen ließ die kurpfälzische Universität Heidelberg zuerst 1724 zwei Juden zu und erlaubte ihnen dann auch 1728 die Promotion⁸². Die beiden Petenten entstammten wiederum der Mannheimer Hofärztfamilie Heimans und waren Bruder und Sohn des 1697 als erstem Juden in Gießen immatrikulierten Abraham Heimans. In ihrem Promotionsgesuch beriefen sie sich auf § 15 der kurpfälzischen Judenkonzession von 1717, der Judenärzte das Praktizieren erlaubte, wenn sie entsprechend vorgebildet und von der Heidelberger Medizinfakultät geprüft seien. Hierauf gestattete der Kurfürst die Promotion und verhielt sich damit konsequent im Sinne der von Kurfürst Karl Ludwig begonnenen Judenpolitik.

Mit dem Voranschreiten der Aufklärung wurde die Immatrikulation von Juden an den protestantischen Hochschulen zur Selbstverständlichkeit. Die Universität Göttingen, nach dem Vorbild Halles als aufgeklärte Hochschule

⁸⁰ W. Köhler, Die Anfänge des Pietismus in Gießen 1689–1695, in: Die Universität Gießen 1607–1907, Beiträge zu ihrer Geschichte, Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier, Bd. II, Gießen 1907, S. 235. – Zur pietistischen Judenmission s. S. 48.

⁸¹ U.A. Gießen, Med 02, Akte Meyer Löw, Brief vom 9. 5. 1710. – O. Buchner, Der erste Jude als praktischer Arzt in Hessen, S. 194. Die Marburger Matrikel nennt auch nicht den 1740 in Gießen promovierten Aser Anselm Worms, der laut Dekanatsbuch der Med. Fak. Gießen zuvor in Marburg studierte. Ebensowenig findet sich in ihr der Lektor Salomon Haas, der nach der Gießener Matrikel (29. 5. 1754) zuvor in Marburg immatrikuliert war. *Catalogi studiosorum Marpurgensium*, hrsg. Th. Birt, Marburg 1875–1914.

⁸² P. Rieger, Deutsche Juden als Heidelberger Studenten im 18. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der dt. Juden. Festschrift zum 70. Geburtstag Martin Pihlippsons, hrsg. vom Vorstand der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, Leipzig 1916, S. 179.

gegründet und diese bald in vieler Beziehung überragend, erlaubte schon vor ihrer eigentlichen Eröffnung dem polnischen Juden Gintzburg 1734 die Einschreibung und 1743 auch die Promotion⁸³. Ähnlich liberal verhielt sich die 1743 gegründete Universität Erlangen, die in die Statuten der medizinischen Fakultät einen Abschnitt „De promotionibus Judeorum“ aufnahm⁸⁴. Auch die 1760 in Mecklenburg errichtete Hochschule Bützow ließ jüdische Studenten zu⁸⁵.

Nur in solchen protestantischen Staaten, die keine oder nur geringe jüdische Bevölkerung duldeten, erfolgten die Erstimmatrikulationen von Juden spät. In Sachsen, wo selbst die Hoffaktoren meist auswärtige Juden waren, konnte sich in Leipzig, der von Juden viel besuchten Messestadt, als wahrscheinlich erster Jude 1752 Jonas Jeitteles aus Prag immatrikulieren, der später in Halle promovierte und der „Vater der Prager Aufklärung“ wurde⁸⁶. Auch er entstammte einer reichen und angesehenen Familie. Erst 1784 gab dann der Kurfürst von Sachsen die Erlaubnis zur Promotion von Juden an seinen beiden Landesuniversitäten in Leipzig und Wittenberg⁸⁷. Für Jena, der nach Halle zweitgrößten Universität, genehmigten die vier die Universität unterhaltenden Herzöge die Immatrikulation und Promotion von Juden im gleichen Jahr⁸⁸.

Wie aus der Tabelle (S. 29) ersichtlich, lag zwischen der Erstzulassung zum Studium und der Erstpromotion eines Juden an der gleichen Universität oft eine lange Zeitspanne – besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Das Promotionsrecht wurde Juden zögernder eingeräumt, da sich hier wegen des Zeremoniells, der Formel des Doktoreides und der oft mit der medizinischen Promotion verbundenen Approbation größere Schwierigkeiten ergaben.

Eine Art Teilpromotion eines Juden fand erstmals in Gießen statt – wiederum mit Unterstützung des pietistischen Professors Valentini. Der schon genannte Medizinstudent Meyer Löw wurde 1710 von der medizinischen

⁸³ 2. 6. 1735 Benjamin Wolff Gintzburg, Polonus Judaeus. Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837, hrsg. v. Götz v. Selle, Hildesheim und Leipzig 1937. – Promotionsakte im U.A. Göttingen, Med. Fak. 1743.

⁸⁴ U.A. Erlangen, Statuten der Med. Fak. vom 6. 11. 1755, cap. II, sect. IV b: De promotionibus Judaeorum. – Vgl. S. 43.

⁸⁵ Die Universität Bützow, 1789 mit Rostock vereint, immtr. am 27. 11. 1765 Israel Meyer aus Schwerin, gentis Judaeus, Die Matrikel der Universität Rostock, 1419–1831, hrsg. A. Hofmeister, Bd. 4, Rostock 1904.

⁸⁶ Die Matrikel enthält keine Judaeus-Zusätze, so daß die Angabe nicht voll zu sichern ist. Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig, bearb. G. Erler, Bd. III (1709–1809), Leipzig 1909. Zur Biographie von Jeitteles s. R. Kestenberg-Gladstein, Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern, Bd. I, S. 118 ff.

⁸⁷ J. Hartenstein, Die Juden in der Geschichte Leipzigs, Berlin 1938, S. 113. Der erstpromovierte Jude war Salomon Hirsch Burgheim aus Burg bei Magdeburg. Der Kurfürst genehmigte Promotionen am 7. 7. 1784, schloß aber jüdische Doktoren vom Recht der Privatdozentur dabei ausdrücklich aus.

⁸⁸ U.A. Jena, A. 802 (Auskunft des U.A. Jena vom 19. 11. 1968).

Fakultät geradezu ermahnt und gebeten, diese Prüfung abzulegen, da die Fakultät ihn nach Vollendung des dreijährigen Studiums sehr wohlwollend gegen einen ihm Konkurrenz machenden Bruchschneider unterstützt und ihm die Ausübung der medizinischen Praxis bereits vor Zustimmung des Landesherrn gestattet hatte, wodurch sie sich die scharfe Rüge des Landgrafen zuzog, der sie nun durch ein Prüfungszeugnis besser begegnen zu können hoffte⁸⁹. Über das Examen selbst liegt ein Bericht nicht vor, aber aus den noch bis 1781 in Gießen gleichartigen „Judenpromotionen“ – wie sie in den Akten auch genannt werden – läßt sich erkennen, daß der jüdische Kandidat zunächst wie ein christlicher Doktorand vor der medizinischen Fakultät eine mündliche Prüfung, das sogenannte Tentamen, ablegte und dann seine Dissertation überreichte; über diese aber durfte er nicht vor dem Akademischen Senat disputieren, und auch die feierliche Promotion entfiel. Der Jude erhielt vielmehr nur privatim von der Fakultät die Lizentiatenwürde und die Erlaubnis zur medizinischen Praxis⁹⁰. Dies scheint aber einer Promotion fast gleich geachtet worden zu sein, denn bis 1773 legten 12 Juden dies Examen ab⁹¹. Sie hätten den Dokortitel ebensogut in Halle oder an der Nachbaruniversität Marburg erwerben können, die allerdings erst 1758 einen Juden promovierte⁹².

Die erste rechtsgültige Promotion eines Juden wurde 1721 an der Universität Frankfurt an der Oder vollzogen, und wiederum handelte es sich – wie bei der Frankfurter Erstimmatrikulation – um einen Juden aus dem östlichen Einzugsgebiet der Universität⁹³. Der Doktorand Moses Salomon

⁸⁹ U.A. Gießen, Med. 02 (Akte Meyer Löw) u. Annalen der Med. Fak. 19. 2. u. 2. 4. 1710. – Das Wohlwollen zeigt sich z. B., wenn Meyer Löw vom Dekan als „unser Hebräer“ bezeichnet wird oder Valentini schreibt, der Jude müsse „so viel verdienen, daß er wieder brocken könne“. – Vgl. Kabinettsordre des Landgrafen, Dokumentenanhang Nr. 3.

⁹⁰ U.A. Gießen, Med 02, Promotion Simon Meyer Cassel 1781. Hier wird das alte Verfahren vom Doktoranden mit der Bitte um Verbesserung beschrieben. – U.A. Gießen, Allg. 09, Nr. 3. Darstellung aller „Judenpromotionen“ bis 1773 anlässlich des heftig ausbrechenden Streites über die Verteilung der Promotionsgelder der Juden, die sie voll zu zahlen hatten. – Die Tatsache der ersten Prüfung von 1710 erwähnen die Annalen der Med. Fac. am 6. 9. 1729.

⁹¹ Siehe S. 65 ff.

⁹² Nathanael Speyer aus Hof. Hess. St.A. Marburg 305 XIII B, 785 dr. Diese Promotion fand – laut Titelblatt der Dissertation – öffentlich vor dem Akademischen Senat statt.

⁹³ G. Kisch, Der erste in Deutschland promovierte Jude. Im Anhang zu dieser ausführlichen Darstellung des Falles sind der Prüfungsbericht der Prager Med. Fak., der königliche Schutzbrief für den Studenten Gumperts und die Promotionsakten einschließlich Doktordiplom abgedruckt. Auffallend ist, daß es im Promotionsgesuch der Fakultät vom 10. 9. 1721 heißt, daß wegen der Promotion Juden an „holländischen wie auch einigen teutschen Universitäten“ keine Schwierigkeiten gemacht würden (S. 360) – eine frühere Promotion ist für Deutschland aber nicht nachzuweisen. – Vgl. Schutzbrief und Promotionserlaubnis für Gumperts, Dokumentenanhang Nr. 5.

Gumperts, in Metz als Sprößling der bekannten Hofjudenfamilie geboren, war der Sohn des Prager Gemeindefarztes Dr. Salman Gomperz, der – wie erwähnt – in Leiden den Doktorgrad erworben hatte. Auch der Sohn studierte zunächst die Humaniora in den Niederlanden, lernte dann bei seinem Vater die Medizin, wurde 1719 von der medizinischen Fakultät der Universität Prag mit sehr gutem Erfolg geprüft und als Adjunkt seines Vaters unter der Bedingung approbiert, daß er „den Gradum Doctoratus medici auf einer solchen Universität, wo dergleichen Religionsleute promovieret zu werden pflegen, erhalten möchte“⁹⁴. Zu diesem Zweck wandte sich Gumperts an den preußischen König, der ihm einen Schutzbrief für die Universität in Frankfurt an der Oder ausstellte. Ende Juli 1721 kam Gumperts nach Frankfurt und erlangte aufgrund seiner guten Zeugnisse schon am 15. 10. 1721 das Doktordiplom. Er disputierte zwar, wie üblich, öffentlich über die Thesen seiner Dissertation, ein feierlicher Promotionsakt aber scheint nicht stattgefunden zu haben, zumal dieser in Frankfurt damals noch in der Kathedralkirche abgehalten zu werden pflegte. Sicherlich ist es kein Zufall, daß dieser erstpromovierte Jude, dessen prominenten Vater der Kaiser vom Tragen des Judenabzeichens befreit hatte, wiederum der jüdischen Oberschicht entstammte und mit einer brandenburg-preußischen Hoffaktorenfamilie verwandt war. Wie bei der Zulassung zum Studium, so spielten auch bei der Erringung des Promotionsrechtes die Hofjuden eine bahnbrechende Rolle.

Auf die Frankfurter Erstpromotion von 1721 folgten schon bald Judenpromotionen der anderen preußischen Universitäten. In Halle promovierte man 1724 Moyses Sobernheim aus Bingen, in Duisburg 1727 Abraham Philipp Levy aus Trier⁹⁵. Nur in Königsberg, wo die Universität sich so hartnäckig gegen die Aufnahme von Juden gestäubt hatte, dauerte es bis 1781, ehe man mit Jehuda Jacob Hirschberg dem ersten Juden den Dokortitel verlieh⁹⁶.

Ähnlich wie im Falle von Gumperts wurden auch die folgenden Judenpromotionen ohne die sonst übliche Feierlichkeit vollzogen. Die Heidelberger Erstpromotion von 1728 geschah „sine solemnitate in des promotoris hauss“, wobei neben dem Stadtdirektor und den beiden Bürgermeistern auch der Heidelberger Rabbiner anwesend war⁹⁷. Seine Gegenwart erforderte die vorschriftsmäßige Ablegung des speziellen jüdischen Promotionseides. Die Hochschulen pflegten bei jüdischen Doktoranden die christlichen Formeln des Promotionseides durch solche des üblichen Judeneides zu ersetzen, so daß überall ein ähnlicher Wortlaut der Eidesformel entstand. Der Erlanger jüdische Dok-

⁹⁴ AaO, S. 358.

⁹⁵ A. Kober, Jüdische Studenten der Univ. Duisburg, S. 121.

⁹⁶ H. J. Krüger, Die Judenschaft von Königsberg, S. 96.

⁹⁷ U.A. Heidelberg, Med. Fak. III 4 a, Nr. 13. Die Akte enthält auch die Formel des Heidelberger Promotionseides für Juden sowie Beschreibungen der Judenpromotionen von 1728, 1731, 1744, 1750, 1756 u. 1762 in Heidelberg.

totheid von 1755 beginnt: „Ego N. N. per sanctum Dei nomen Adonay creatorem coeli et terrae; Deum Abrahae, Isaaci et Jacobi Maiorum Nostrorum, per sacram legem Moysis, sanctaque decem praecepta iuro . . .“ Der Schluß enthält eine für damalige Judeneide bezeichnende Poenformel, in der der Schwörende für den Fall seines Eidbruches folgende Verdammungen auf sich herabrufen muß: . . . omnis maledictio, quam Thorah continet, me perdat, ignis Sodomae et Gomorrae eversor me consumat, sanctumque a deo promissum patrimonium me exspuat.“⁹⁸ Das Statut der Erlanger medizinischen Fakultät bestimmte ferner, daß Juden für das Rigorosum nicht die cathedra publica benutzen durften und ihnen auch verboten blieb, der Dissertation den Namen des Prüfungsvorsitzenden beizudrucken. Selbst in Halle war es Juden bis 1749 noch nicht erlaubt, ihre Dissertation in der Aula „extra cathedram“ zu verteidigen⁹⁹. Über die Erstpromotion eines Juden in Mainz (1787) berichtete Wilhelm von Humboldt, daß sie „zwar noch nicht eigentlich publice, sondern nur im anatomischen Theater“ stattfand¹⁰⁰. Gravierender als solche Zurücksetzung im Zeremoniell waren andere Auflagen, die jüdischen Promovenden gemacht wurden; hierzu gehörte vor allem, daß sie grundsätzlich „a juribus Facultatis et Academiae“ ausgeschlossen blieben, d. h. durch die Promotion nicht, wie im 18. Jahrhundert noch üblich, gleichzeitig das Recht erhielten, als Privatdozenten zu wirken¹⁰¹. Nicht selten mußten Juden auch ausdrücklich darauf verzichten, im Lande als Ärzte zu praktizieren¹⁰².

Die mit der Promotion verbundenen Ausnahmebestimmungen entsprangen – soweit sie nicht religiöse Notwendigkeiten waren – der Tendenz, die soziale Sonderstellung und Isolierung der Juden aufrechtzuerhalten. Der feierliche Promotionsakt war ein Ausdruck sozialer Anerkennung, der einem Juden nicht gewährt werden konnte, weil er als außerhalb der Gesellschaft stehend angesehen wurde. Das kränkende Verbot, das Katheder zu betreten, mußte den Juden auch bei der Promotion daran erinnern, daß er nirgends berechtigt, sondern nur toleriert war.

4 Juden an den Landeshochschulen des 18. Jahrhunderts

Die Studentenzahl der deutschen Universitäten nahm im Laufe des 18. Jahrhunderts kontinuierlich ab. Betrug die Gesamtzahl aller Studierenden

⁹⁸ U. A. Erlangen, Statut Med. Fak. vom 6. 11. 1755, Cap. II, sect. IV B.

⁹⁹ G. Kisch, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 193 ff. Die letzten Besonderheiten bei der Promotion von Juden wurden in Halle erst 1784 aufgehoben. Ebd., S. 198 f.

¹⁰⁰ Tagebuch Wilhelm von Humboldts vom 7. 10. 1788, zitiert nach A. Kober, Rheinische Judendoktoren, S. 193.

¹⁰¹ J. Hartenstein, Die Juden in der Geschichte Leipzigs, S. 113. Vgl. Anm. 87.

¹⁰² L. Lewin, Jüdische Studenten an der Univ. Frankfurt a. O., XIV, S. 220. G. Kisch, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 196 u. 198.

1735/1740 etwa 8500, so 1795 nur noch etwa 6000, womit ein Rückgang von mehr als zwanzig Prozent zu verzeichnen war¹⁰³. Von dieser Entwicklung ausgenommen blieb allerdings die den Juden ausschließlich zugängliche medizinische Fakultät, in der sich vielmehr eine genau gegenteilige Entwicklung zeigte. Über die Zunahme der Medizinstudenten im 18. Jahrhundert liegen für einige Universitäten Zahlen vor, die den prozentualen Anteil der Mediziner an den Neuimmatrikulationen angeben¹⁰⁴:

	1700–1710 in ‰	1790–1800 in ‰
Halle	4	8
Würzburg	1	21
Heidelberg	1	6
Freiburg	2	38

In absoluten Zahlen ausgedrückt, hat sich die Menge der Medizinstudenten im Laufe des Jahrhunderts etwa verachtfacht¹⁰⁵. Mit dem Fortschreiten der Aufklärung und dem Ausbau der Landesverwaltung wurde das Medizinalwesen in vielen Territorien entscheidend verbessert, so daß der Bedarf an qualifizierten Ärzten wuchs. In Preußen, wo die bestgeordnete Medizinalverwaltung bestand, gab es 1786 bereits 131 staatlich besoldete Physikatsärzte¹⁰⁶. Die Baderzunft wurde allmählich überall abgeschafft und die Ausbildung der Chirurgen vor allem durch die Errichtung militärärztlicher Schulen so angehoben, daß die Kluft zwischen den Chirurgen und den akademischen Ärzten sich verringerte, zumal die allmähliche Modernisierung der medizinischen Fakultäten den Studenten jetzt auch den Erwerb praktisch-klinischer Kenntnisse während des Studiums ermöglichte.

Bei Juden spielte der Unterschied zwischen akademischen Ärzten und Praktikern kaum noch eine Rolle, waren doch in der zweiten Jahrhunderthälfte die jüdischen Gemeindeärzte gewöhnlich bereits promoviert, hatten aber ihre Ausbildung mit einer praktischen Lehrzeit begonnen. Die Akademisierung des ärztlichen Standes scheint bei Juden noch schneller als bei christlichen Medizinern vor sich gegangen zu sein, denn einerseits hatten Juden keine Chancen in der Baderzunft oder als Militärärzte, andererseits aber strebten sie jetzt beruflich über die Grenzen der jüdischen Gemeinden hinaus und konnten, waren sie durch ein Doktordiplom legitimiert, im Zeitalter der Aufklä-

¹⁰³ *F. Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 131.

¹⁰⁴ Ebd. S. 208 f. u. 309–311.

¹⁰⁵ *E. Nauck*, Die Zahl der Medizinstudenten an dt. Hochschulen im 14.–18. Jh. *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften*, Bd. 38, 1954, S. 182. – *Naucks* Tabelle zeigt im ersten Dezennium des 18. Jh. 421, im letzten 3234 Immatrikulationen von Medizinern, wobei er allerdings nicht alle dt. Univ. berücksichtigt, andererseits aber Straßburg, Basel und Salzburg aufnimmt.

¹⁰⁶ *J. Baas*, Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes, S. 350.

rung immer mehr Christen als Patienten gewinnen. Verstärkt wurde die Zahl der jüdischen Medizinstudenten auch dadurch, daß die philosophisch, mathematisch oder naturwissenschaftlich interessierten Juden sich in der medizinischen Fakultät immatrikulieren mußten, selbst wenn sie nicht den Arztberuf erstrebten, der ihnen allerdings noch bis zur Emanzipation fast die einzige Alternative zum Handelsstand bot.

Wegen des Fehlens von Konfessionsregistern in allen Matrikeln des 18. Jahrhunderts lassen sich statistisch völlig exakte Angaben über den Besuch der einzelnen Landeshochschulen durch Juden nicht machen. An gesonderter Stelle wurden jüdische Studenten einzig in der Matrikel der Universität Heidelberg verzeichnet¹⁰⁷. Zwar befindet sich in den übrigen Matrikelbüchern oft der Zusatz „Judaeus“ neben den Namen jüdischer Studenten, aber diese Kennzeichnung wurde meist nicht konsequent durchgehalten – außer in Königsberg, wo sie als Abrechnungsgrundlage diente, da Juden hier doppelte Immatrikulationsgebühren zu zahlen hatten¹⁰⁸. Die jüdischen Namen sind aber im 18. Jahrhundert noch mit ziemlicher Sicherheit als solche zu erkennen, so daß es möglich ist, nach namenkundlichen Anhaltspunkten Listen jüdischer Studenten aufzustellen. Für die Universitäten Frankfurt an der Oder, Königsberg, Heidelberg und Duisburg – soweit es die Promovierten betrifft auch für Halle – liegen in der Literatur bereits biographisch kommentierte Verzeichnisse jüdischer Studenten vor¹⁰⁹. Diese Einzeldarstellungen wurden in der folgenden Übersicht zusammengefaßt und ergänzt durch die Immatrikulationszahlen jüdischer Studenten, die aus den Matrikeln der Universitäten Göttingen, Leipzig und Gießen sowie aus dem Besucherverzeichnis des als Medizinschule sehr bedeutenden Collegium medico-chirurgicum in Berlin hervorgehen¹¹⁰:

¹⁰⁷ U.A. Heidelberg, Handschriftliche Matrikel Bd. 8 (1704–1810), Blatt 363 f. Von 1724–1804 sind hier 20 Juden eingetragen.

¹⁰⁸ Die Matrikel der Albertus-Universität Königsberg, Bd. 1, Einleitung, S. CIII.

¹⁰⁹ Es handelt sich dabei um die schon genannten Einzeluntersuchungen: *L. Lewin*, Jüdische Studenten an der Univ. Frankfurt a. O.; *P. Rieger*, Dt. Juden als Heidelberger Studenten im 18. Jh.; *A. Kober*, Jüdische Studenten und Doktoranden der Univ. Duisburg; *H. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg i. Pr. (Studentenliste im Anhang); *W. Kaiser* u. *A. Piechocki*, Anfänge des Medizinstudiums jüdischer Studenten in Halle, vgl. dazu ergänzend die Liste bei *G. Kisch*, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 80.

¹¹⁰ Die Tabelle enthält für Halle nur die Zahl der dort promovierten Juden. Die Jahreszahl in der Kopfzeile gibt die Erstzulassung von Juden an. – Die für Göttingen, Leipzig, Gießen und Berlin gewonnenen Zahlen stellen nur Mindestwerte dar, da alle unsicheren Namen weggelassen wurden. Unberücksichtigt blieben überall auch die immatrikulierten Nichtstudenten, wie z. B. Rabbiner u. Buchdrucker. Literaturnachweise s. in den folgenden Einzeldarstellungen.

Immatrikulationen von Juden im 18. Jahrhundert

ab	Halle 1724	Berlin 1730-97	Frf. O. 1678	Köngb. 1731	Duisbg. 1708	Göttg. 1735	Leipz. 1752	Hdbg. 1724	Gießen 1697	Summe
bis 1730	2	–	9	–	4	–	–	2	8	25
1731-40	5	1	2	1	5	2	–	4	1	21
1741-50	7	1	11	–	3	–	–	5	2	29
1751-60	7	9	5	–	3	2	1	3	5	35
1761-70	6	27	15	5	2	4	1	2	4	66
1771-80	9	28	17	11	–	7	9	1	1	83
1781-90	9	33	19	37	–	14	10	1	2	125
1791-1800	14	15	20	21	3	12	1	–	–	86
	[59]	114	98	75	20	41	22	18	23	470

Die Tabelle enthält nur die von Juden am meisten besuchten Hochschulen, umfaßt also nicht alle jüdischen Studenten des 18. Jahrhunderts. Sie läßt aber deutlich werden, daß sich die Zahl der Immatrikulationen von 1730/1740 bis 1780/1790 mit steigender kultureller und sozialer Assimilation etwa versechsfachte. Da Juden durchschnittlich etwa zwei Hochschulen besuchten, kann man aus dieser Immatrikulationstabelle, fügt man noch schätzungsweise 100 Immatrikulationen für Halle hinzu, auf etwa 280 Studenten schließen¹¹¹. Demnach dürfte die Gesamtzahl der jüdischen Studenten an allen deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert mindestens bei 300 Studierenden gelegen haben. Wenn von diesen ein nicht geringer Teil auch aus der Habsburger Monarchie sowie aus Polen und Rußland kam, so bleibt die Zahl doch erstaunlich hoch und beweist die enorme Bedeutung, die die deutschen Universitäten für die kulturelle Integration der jüdischen Intelligenz gehabt haben. Der prozentuale Anteil der Juden an den Studierenden der Medizin überhaupt erreichte gegen Ende des Jahrhunderts in Berlin zeitweise schon zehn Prozent und in Königsberg und Frankfurt an der Oder sogar 25 Prozent¹¹².

¹¹¹ An der Zusammenstellung der Zahl aller in Halle immatrikulierten Juden wird nach Mitteilung von Prof. Kaiser noch gearbeitet. Erfahrungsgemäß promovierte aber nur etwa ein Drittel der Immatrikulierten, so daß für Halle mit ca. 160 Immatrikulationen gerechnet werden kann. – Daß Juden durchschnittlich zwei Hochschulen besuchten, zumal das Berliner Collegium kein Promotionsrecht besaß, zeigt die Doktorandentabelle mit Angabe der Studienorte bei G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 80.

¹¹² Legt man den durchschnittlichen Anteil von 10 % Medizinern an den Immatrikulierten zugrunde, so hatte 1791-95 Frankfurt a. O. nur 16, Königsberg 23 Medizinstudenten. F. Eulenburg, Frequenz dt. Universitäten, S. 164. Allein 1794-95 wurden aber in Frankfurt a. O. 4, in Königsberg 7 Juden immatrikuliert.

Der Besuch einer bestimmten Universität durch jüdische Studenten hing von einer Vielzahl von Faktoren ab, die teils spezifisch jüdische, teils mehr universitätsbezogene waren. Eine wesentliche Rolle spielte dabei natürlich der Zeitpunkt der Erstzulassung jüdischer Studenten und der Einfluß der europäischen Aufklärung auf die einzelnen Hochschulen. Ebenso ausschlaggebend waren aber der Umfang der jüdischen Siedlung im Einzugsgebiet der Universität, der Assimilationsgrad der dortigen Juden und die Beschaffung der jüdischen Gemeinden am Hochschulort. Besonders anziehend mußten Hochschulen auf Juden wirken, die sich in Städten mit regem jüdischen Wirtschafts- und Geistesleben befanden, wie dies vor allem in Preußen der Fall war.

In der obigen Tabelle wurde deutlich erkennbar, daß die preußischen Judengemeinden in Berlin, Halle, Königsberg und Frankfurt an der Oder die frühen Zentren der Akademisierung waren, während die Universitätsstädte im Westen und Süden Deutschlands allgemein eine noch geringe Bedeutung für jüdische Studenten besaßen. Hierbei ist allerdings der verhältnismäßig starke Bevölkerungsanstieg der Juden in Preußen zu bedenken, sowie die Tatsache, daß polnische Juden Preußen als Studienort bevorzugten. Nicht zuletzt aber bildeten die Judengemeinden Brandenburg-Preußens – vor allem in Berlin und Königsberg – den Mittelpunkt der jüdischen Aufklärungsbewegung, so daß es hier zu einer sich gegenseitig verstärkenden Wechselwirkung zwischen Haskala und Akademisierung kam.

Halle

Die Universität Halle hatte im 18. Jahrhundert zweifellos die höchste Zahl jüdischer Studierender aufzuweisen. Allein 59 Juden erwarben 1724–1800 in Halle den medizinischen Doktorgrad und stellten damit in diesem Zeitraum etwa drei Prozent der Promovierenden an der medizinischen Fakultät¹¹³. Da die Zahl der überhaupt immatrikulierten jüdischen Studenten durchschnittlich etwa dreimal höher liegt als die Zahl der an einer Hochschule dann auch Promovierten, dürften also in Halle schätzungsweise 150–180 Juden studiert haben.

Für den starken Besuch der Universität durch Juden waren mehrere Ursachen ausschlaggebend. Einmal hatte die Universität Halle als die in der ersten Jahrhunderthälfte modernste und aufgeklärteste Hochschule Deutschlands mit einer Jahresdurchschnittsfrequenz von 988 Studenten den größten Zustrom an Studierenden überhaupt. Hinzu kam, daß sich auch die medi-

¹¹³ Nach W. Kaiser promovierte die Med. Fak. Halle im 18. Jh. ca. 2000 Studenten. W. Kaiser u. W. Piechocki (s. Anm. 109) nennen für das 18. Jh. 54 Judenpromotionen, G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 80, druckt eine Liste der bis 1784 für jeden Studenten notwendigen landesfürstlichen Konzessionen zur Promotion, in der fünf weitere Juden genannt werden.

zinische Fakultät gleich zu Beginn durch so bedeutende Gelehrte wie Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl eines internationalen Rufes erfreute und Studenten aus ganz Europa anzog. In Halle wurde dann 1717 mit der Begründung des Collegium clinicum Halense im Hospital der Franckeschen Anstalten erstmals in Deutschland der klinisch-praktische Unterricht für Studierende eingeführt und damit eine ganz entscheidende Verbesserung in der medizinischen Ausbildung erreicht. Die medizinische Fakultät stand unter dem Einfluß des Halleschen Pietismus, und das brachte, wie schon in Gießen, Aufgeschlossenheit und Interesse für jüdische Studenten mit sich. Es gab an der Universität Halle mehrere pietistische Professoren, die sich mit rabbinischen Studien beschäftigten und aus diesem Grund Kontakt mit gebildeten Juden suchten. Dem späteren Vorsteher der jüdischen Gemeinde, Assur Marx, bestätigte schon 1696 der Hallenser Historiker Cellarius, er sei in „ebräischen und rabbinischen Schriften so erfahren, daß er auch mit Liebhabern solcher Studien vergnügend konversiren kann“¹¹⁴. In der Druckerei der Franckeschen Anstalten wurden Juden und getaufte Juden beim hebräischen Druck beschäftigt¹¹⁵. Am stärksten zeigte sich das pietistische Interesse an Judaica – allerdings unter missionarischem Aspekt –, als 1724 der spätere Ordinarius Johann Heinrich Callenberg, ein Schüler Speners, an der Universität Halle das Institutum Judaicum begründete. Callenberg sammelte auf zahlreichen Missionsreisen ausgedehnte Kenntnisse über die religiöse und soziale Situation der Juden seiner Zeit und verfaßte neben seinen wertvollen Reiseberichten auch ein Lehrbuch des Jiddischen. Sein Institut diene einerseits der Ausbildung von Judenmissionaren, deren Tätigkeit es teilweise auch finanzierte, andererseits der Produktion einer umfangreichen Missionsliteratur in hebräischer Sprache, die von Halle aus über ganz Europa und bis nach Amerika und Asien verbreitet wurde¹¹⁶. Das Bestreben der pietistischen Missionare war es, mit Juden in persönlichen oder gar freundschaftlichen Kontakt zu kommen und sie dann im seelsorgerlichen Gespräch von Christus als dem wahren Messias zu überzeugen. An der Universität Halle wurden aber auch wissenschaftliche Streitgespräche über christlich-jüdische Fragen abgehalten. So berichtet der Prager Aufklärer Jonas Jeitteles, der 1755 in Halle promovierte, von einer theologischen Disputation über die kabbalistische Lehre von der Seelenwanderung, bei der er als Hallenser Student öffentlich gegen einen

¹¹⁴ G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 135.

¹¹⁵ 1731 lebten in Halle 12 getaufte Juden, von denen drei als Drucker für die Universität arbeiteten. A. Schochet, Haskala, S. 180 f. – Über die jüdische Buchdruckerfamilie s. S. 21.

¹¹⁶ Die Reiseberichte Callenbergs verwertete erstmals ausführlich A. Schochet. Einen Abriß über das Institutum Judaicum gibt F. Guggenheim-Grünberg, Pfarrer Ulrich als Missionar im Surbtal, Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz, Heft 3, Zürich 1953. Vgl. auch E. Ehrlich, Geschichte und Kultur der Juden in den rheinischen Territorialstaaten, Monumenta Judaica, Handbuch, Köln 1963, S. 276 f.

Pfarrer argumentierte¹¹⁷. Sicherlich waren solche Diskussionen nichts Außergewöhnliches in Halle, wo Juden das besondere Interesse der Theologen galt und sie als Studenten zwar missionarischen Bemühungen, nicht aber persönlichen Anfeindungen wegen ihres Glaubens ausgesetzt waren.

Neben der Qualität der medizinischen Fakultät und der durch Pietismus und Aufklärung für Juden günstigen Hochschulatmosphäre war in Halle auch die jüdische Ortsgemeinde ein Faktor, der den Zustrom jüdischer Studenten förderte. Obgleich die relativ begüterte Gemeinde den Umfang von 40–50 Schutzjudenfamilien im 18. Jahrhundert nicht überschritt, bot sie den Studierenden in religiöser, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht doch guten Rückhalt¹¹⁸. Die Studenten konnten in jüdischen Familien wohnen, was aus rituellen Gründen geboten war, und hatten die Möglichkeit, dort Freistellen oder Hauslehrerposten zu finden. So gewährte der schon mehrfach genannte Bankier Assur Marx in seinem Haus 1702 dem Studenten Isaak Wallich aus Koblenz Unterhalt und gestattete ihm, wie sicher auch weiteren Studierenden, die Benutzung seiner hervorragenden rabbinischen Bibliothek, deren Wert er selbst auf 1000 Rthlr. schätzte¹¹⁹. Diese Bibliothek ermöglichte es den Studenten, neben dem Medizinstudium auch die talmudischen Studien fortzusetzen. Als daher Isaak Wallich von einem jüdischen Kommilitonen in Frankfurt an der Oder aufgefordert wurde, doch zum gemeinsamen Lernen zu ihm zu kommen, lehnte er ab, schilderte seine günstigen Studienbedingungen und hob besonders die Qualität der Medizinprofessoren und die Tatsache hervor, daß er als Jude in Halle wie die übrigen Studenten den Degen tragen dürfe¹²⁰.

Unter den geschilderten Umständen konnte es nicht verwundern, daß jüdische Studenten aus ganz Europa kamen, um das begehrte Doktordiplom der Universität Halle zu erwerben. Von den 59 jüdischen Doktoren stammten nicht weniger als 16 aus Prag und Böhmen, wo ihnen die Habsburgischen Hochschulen bis in die achtziger Jahre verschlossen blieben¹²¹. Die in Halle promovierten Ärzte wie Abraham Kisch (1749), Jonas Jeitteles (1755), Salomon Koreff (1758), Lazarus Salomon Koreff (1769) und David Kisch (1771)

¹¹⁷ R. Kestenbergladstein, Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern, Bd. 1, S. 119.

¹¹⁸ Einwohnerlisten der jüdischen Gemeinde Halle bei S. Stern, Der preußische Staat und die Juden, Bd. I, 2, S. 586; Bd. II, 2, S. 702 ff.; Bd. III, 2, S. 867.

¹¹⁹ G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 61 f. u. 74 f.

¹²⁰ A. Freimann, Briefwechsel eines Studenten der Medizin in Frankfurt a. O. mit dem in Halle Medizin studierenden Isaak Wallich im Jahre 1702, Ztschr. f. hebr. Bibliographie 14, 1910, S. 117 f.

¹²¹ G. Kisch, Die Prager Universität und die Juden, S. 27 ff. W. Kaiser, Das Studium Pragense des 18. Jh. an der Universität Halle, Wissenschaftliche Ztschr. der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, XIX, 1970, Math. Naturws. Reihe. – Zahlenangaben über die Herkunft der Hallenser jüdischen Doktoranden nach W. Kaiser u. W. Piechocki, Anfänge des Medizinstudiums jüd. Studenten in Halle.

stammten aus angesehenen Prager Arzt- und Apothekerfamilien und wurden selbst bekannte Ärzte und führende Vertreter der Haskala. Mindestens neun der jüdischen Doktoranden Halles waren in Berlin geboren, wo sie zwar am Collegium medico-chirurgicum studieren, aber an dieser Anstalt ohne Promotionsrecht nicht den Doktorgrad erwerben konnten. In der Zeit von 1724–1783 legten aus diesem Grund allein 13 der jüdischen Studenten des Berliner Collegiums in Halle die Doktorprüfung ab¹²². Aus Halle selbst und seiner Umgebung promovierten sieben Juden in der Saalestadt, aus dem Rheinland und Franken ebenfalls sieben und aus Schlesien und Ostpreußen zwölf. Darüber hinaus kamen auch einzelne Juden aus Rußland, Polen, England und den Niederlanden zur Promotion nach Halle. So bildete die Universität Halle einen Treffpunkt der jungen jüdischen Intelligenz aus ganz Europa.

Zu den bekanntesten jüdischen Ärzten, die in Halle ihr Doktordiplom erwarben, gehörten Benjamin de Lemos (1735), Sohn eines sephardischen Maklers in Hamburg, sowie dessen späterer Schwiegersohn, der Berliner Kantianer Markus Herz (1774), und David Veit aus Breslau (1797), ein bereits völlig assimilierter Jude aus dem Kreis des Salons der Rahel Varnhagen¹²³. Benjamin de Lemos heiratete als Student die Schwester seines jüdischen Hauswirtes in Halle, gegen welche Ehe sein Vater beim preußischen König vergeblich Protest einlegte, wobei er als Sepharde u. a. die Begründung anführte, daß „die Heiraten der portugiesischen Juden mit den hochdeutschen Juden so ungewöhnlich und unerträglich sind als die zwischen Christen und Juden“¹²⁴. In zweiter Ehe wurde de Lemos später Vater der bekannten Berliner Salonjüdin Henriette Herz. Ihr Gatte Markus Herz gehörte zu den in Halle promovierten Judenärzten, die schon im 18. Jahrhundert als medizinische Schriftsteller in deutscher Sprache hervortraten, und hielt an dem von ihm geleiteten jüdischen Krankenhaus in Berlin auch medizinische Kollegien. Er war die angesehenste Persönlichkeit unter den jüdischen Akademikern Berlins. Seine Privatvorlesungen über Kantische Philosophie und Naturwissenschaften wurden von gebildeten christlichen und jüdischen Publikum ebenso besucht wie der berühmte schöngeistige Salon seiner Frau Henriette. Als Verfasser tändelnder Rokokogedichte trat der in Halle 1772 promovierte Isachar

¹²² Tabelle der Halleschen Doktoranden mit Angabe der früheren Studienorte bei G. Kisch, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 80.

¹²³ Über Markus Herz als Kantschüler in Königsberg u. Berliner Aufklärer s. S. 56 f. – Herz (1747–1803) heiratete 1784 Henriette de Lemos. Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813, hrsg. J. Jacobsen, Berlin 1968, Nr. 136. Zur Biographie ADB Bd. 12, S. 260 f. – David Veit (1771–1814) widmete seine Dissertation Alexander von Humboldt u. war später Arzt in Hamburg. ADB Bd. 39, S. 533 f. Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, hrsg. von K. H. Varnhagen von Ense, Leipzig 1836, S. 3 ff.

¹²⁴ Original gedruckt bei G. Kisch, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 202 f.

Falkenson Behr aus Polen hervor und war damit einer der ersten jüdischen Lyriker deutscher Sprache¹²⁵. Von den vielen in Halle promovierten Juden, die später als Gemeindeärzte wirkten, seien nur Elias Henschel (1787) und Moses Marx (1793) genannt; Henschel führte als Armenarzt die Pockenschutzimpfung für Schlesien ein und stiftete zu seinem Goldenen Doktorjubiläum der Breslauer Universität ein Stipendium, Marx praktizierte mehrere Jahrzehnte in Halle und wurde der Vater des ersten Berliner Musikprofessors Adolf Bernhard Marx¹²⁶.

Berlin

Die Berliner jüdische Gemeinde hatte 1750 schon über 2000, zur Jahrhundertwende über 3000 Mitglieder und besaß die größte wirtschaftliche Bedeutung aller Judengemeinden Preußens¹²⁷. Gleichzeitig war Berlin seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das Zentrum der jüdischen Aufklärungsbewegung und der Assimilation. Hier gelang es „gebildeten“ Juden leicht, entsprechend dem Vorbild von Gumperz und Mendelssohn Umgang mit christlichen Gelehrten zu pflegen und geistig wie sozial Kontakt mit der außerjüdischen Welt zu gewinnen. Schon ehe in den achtziger Jahren die jüdischen Salons entstanden, gab es in Berlin eine nicht geringe Zahl junger Juden, die sich Kunst und Wissenschaften widmeten und aufhörten, streng gesetzestreu zu leben. Diese schlossen sich dann 1791 zur „Gesellschaft der Freunde“ zusammen, einer Vereinigung von anfänglich 118 jungen Männern, die wegen ihrer freien religiösen Haltung auf die Ablehnung der Orthodoxen stießen¹²⁸. Die Anziehungskraft der Berliner Haskala bewirkte, daß junge Juden aus ganz Deutschland und vor allem auch aus Osteuropa in die Residenzstadt kamen, um hier allgemeines Wissen zu erwerben¹²⁹. Blieben auch die meisten von ihnen Autodidakten und ernährten sich als Handlungsdienner, so absolvierten doch andererseits erstaunlich viele ein geregelteres Medizinstudium.

In Berlin gab es seit 1713 eine medizinische Fachschule, das sogenannte Anatomische Theater, das 1724 zum Collegium medico-chirurgicum erweitert wurde und als Ausbildungsstätte für Medizin, Chirurgie und Pharmazie

¹²⁵ *J. Bär Falkensohn*, Gedichte eines polnischen Juden, Mitau 1771/72. F. war später Arzt in Hasenpot. *J. Fürst*, Bibliotheca Judaica I, 273.

¹²⁶ *W. Kaiser* u. *W. Piechocki*, Anfänge des Medizinstudiums jüdischer Studenten in Halle, S. 391.

¹²⁷ 1750 lebten 2188, 1800 schon 3322 Juden in Berlin. *H. Silbergleit*, Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im dt. Reich, Bd. 1, Berlin 1930, S. 2 Einleitung. Zur Gemeindegeschichte *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, 2 Bde., Berlin 1871.

¹²⁸ *L. Lesser*, Chronik der Gesellschaft der Freunde in Berlin, Berlin 1842.

¹²⁹ Eine solche Einwanderung schildert anschaulich der Philosoph Salomon Maimon, der 1779 als polnischer „Betteljude“ zunächst von den Ältesten der Berliner jüdischen Gemeinde abgewiesen wurde. *S. Maimon*, Geschichte des eigenen Lebens, Berlin 1935, S. 127 (Erstauflage Berlin 1792).

primär den Bedürfnissen der Armee diene. Diese Fachschule war der berühmten Charité angegliedert, dem 1710 in Berlin gegründeten Garnison- und Bürgerlazarett. Der an der Praxis orientierte Unterricht wendete sich in erster Linie an zukünftige Regimentschirurgen und rezipierte die niederländische klinische Schule, was sich auch in der engen Beziehung des Lehrkörpers zur Universität Leiden zeigte¹³⁰. Die Ausbildung an dieser die meisten medizinischen Fakultäten übertreffenden Schule war nicht nur qualifiziert, sondern auch billig: erst ab 1730 mußte eine einmalige Einschreibgebühr von einem Reichsthaler bezahlt werden. In diesem Jahr wurde deshalb ein Matrikelbuch eingeführt, in das bis zur Auflösung des Collegiums 1797 insgesamt 3799 Studenten eingetragen worden sind. Obgleich mindestens seit 1738 auch Juden aufgenommen wurden, findet sich eine besondere Kennzeichnung für sie in der Matrikel erst ab 1769, wurde aber keineswegs systematisch durchgeführt. Über die so bezeichneten 41 jüdischen Studenten hinaus ergibt sich für mindestens 73 weitere Studierende aus der Kombination von Familiennamen, Vornamen und Geburtsort, daß sie Juden gewesen sein müssen¹³¹. Von ihnen sind zahlreiche auch an anderen Universitäten als Juden bezeugt, denn acht der Berliner jüdischen Mediziner promovierten später in Frankfurt an der Oder und mindestens 13 in Halle¹³². Demnach hat das Berliner Collegium von 1730–1797 eine Mindestfrequenz von 114 Juden gehabt, womit es die medizinischen Fakultäten aller Universitäten – mit Ausnahme Halles – in der Anzahl jüdischer Studenten übertraf. Im genannten Gesamtzeitraum betrug der Anteil jüdischer Studenten in Berlin etwa drei Prozent, lag aber nach 1760 wesentlich höher.

Unter den jüdischen wie unter den christlichen Studenten befanden sich viele Ausländer. Während die meisten Christen Chirurgie studierten, waren fast alle Juden als Studenten der Medizin eingeschrieben, da sie nicht Feldchirurgen werden konnten und die medizinischen Studien oft an einer Uni-

¹³⁰ Zur Geschichte des Collegiums s. die Einleitung *A. Lynckers* zum Abdruck seiner Matrikel im Archiv für Sippenforschung, Jahrg. 11, 1934, S. 129 ff. *F. Ring*, Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland, Berlin 1962, S. 43 f. Über die niederländischen Einflüsse *H. Schneppen*, Niederländische Universitäten, S. 113 f.

¹³¹ Die gedruckte Matrikel – das Original konnte nicht eingesehen werden – enthält den für das 18. Jh. ganz ungewöhnlichen Zusatz „Israelit“, der in dieser Formulierung möglicherweise vom Hrsg. stammt. Er erscheint erstmals 1753 bei Bernhard Samuel aus Polen. Vor diesem sind mit Sicherheit als Juden anzunehmen Abraham Levin aus Königsberg (1738), wohl identisch mit dem 1731 in Königsberg Immatrikulierten (s. S. 36), und Elkan Bendix Meyer aus Berlin, der 1753 als Jude in Halle promoviert wurde. Ohne Kennzeichnung immatrikuliert werden z. B. 1755 Levi Salomon, Joseph de Lemos und Raphael Levin, 1756 Levin Elias Hirschel, Joachim Koreff und Lazarus Koreff. – Vgl. Dokumentenanhang Nr. 6.

¹³² *G. Kisch*, Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle, Tabelle S. 80. *Ders.*, Universitätsgeschichte und jüdische Familienforschung, Tabelle S. 600 f. Die 13 Promotionen in Halle beziehen sich nur auf die Zeit bis 1783, danach waren die in der Tabelle erfaßten Promotionsreskripte abgeschafft.

versität mit der Promotion abschließen wollten. Einige der Studenten entstammten sehr bekannten jüdischen Arztfamilien, so vor allem die drei de Lemos aus Hamburg und Berlin (1755 und 1786), die beiden Koreff aus Prag (1756), der Prager Kisch (1764) und Emmanuel Wallich aus Koblenz (1787). Von den 1798 in Berlin approbierten elf jüdischen Doktoren der Medizin hatten mindestens sechs das einheimische Collegium besucht¹³³. Bei der Vielzahl der jüdischen Medizinstudenten in Berlin muß allerdings angenommen werden, daß das Studium für einige mehr Mittel allgemeiner Bildung als Berufsvorbereitung war. Das Berliner Collegium hatte ähnlich wie die Universitäten Frankfurt an der Oder und Königsberg einen hohen Anteil polnischer Juden unter den Studenten. Diese besuchten auch schon vor der Teilung Polens preußische Hochschulen, da keine der katholischen Universitäten Polens sie aufnahm.

Die folgende Statistik gibt einen vergleichenden Überblick über die lokale Herkunft der an den drei östlichen Hochschulen Brandenburg-Preußens eingeschriebenen Juden. Dabei wird die Herkunft einmal nach Territorien aufgeschlüsselt, daneben zusätzlich nach Stadtgemeinden, soweit diese drei oder mehr Studenten entsandten¹³⁴.

Collegium medico-chirurgicum Berlin (1730–1797): 114 Juden

Brandenburg-Preußen	62	Berlin	24
Polnische Gebiete	25	Königsberg	6
Böhmen und Ungarn	8	Prag	5
Mecklenburg u. Lübeck	2	Wilna	4
West- u. Süddt. Staaten	15	Lissa	3
Ausland (Ndl., Palästina)	2	Glogau	3
	—	Halberstadt	3
	114	Hamburg	3

Universität Königsberg (1731–1800): 75 Juden

Brandenburg-Preußen	37	Königsberg	16
Polnische Gebiete	26	Danzig	8
Böhmen	2	Berlin	5
West- u. Süddt. Staaten	4		
Ausland (Dän., Schw., Frkr.)	4		
	—		
	73		

¹³³ Marcus Herz (1770), David Oppenheimer (1777), Benedictus Boehm (1778), Abraham Bing (1785), Isaac Flies (1788), Moses Marcuse (1792). Adreßkalender der königlich-preußischen Residenzstädte Berlin und Potsdam, Berlin 1798, S. 304 f.

¹³⁴ Alle Gebiete, die vor der ersten Teilung Polens (1772) zu Polen gehörten, werden auch danach unter der Bezeichnung „polnische Gebiete“ zusammengefaßt, um so den Anteil der polnischen Juden besser hervortreten zu lassen. – Mit „West- u. Süddt. Staaten“ werden alle Territorien südlich des Mains und westlich der Elbe-Saale-Linie bezeichnet. – Bei einigen Studenten fehlen klare Herkunftsangaben, daher sind die Summen nicht immer vollständig.

Universität Frankfurt an der Oder (1678–1800): 98 Juden

Brandenburg-Preußen	39	Frankfurt a. O.	12
Polnische Gebiete	30	Berlin	11
Böhmen und Ungarn	8	Prag	5
West- u. süddt. Staaten	10	Breslau	4
Ausland (Ndl., Frkr., Ital.)	9	Lublin	3
	—	Fürth	3
	96		

An den östlich gelegenen Universitäten Frankfurt an der Oder und Königsberg war der Anteil der jüdischen Studenten aus Polen und Böhmen höher als in Berlin und betrug über ein Drittel, während das Collegium in Berlin stärkere Anziehungskraft auch auf Juden aus Süd- und Westdeutschland ausübte. An allen drei Hochschulen stellte die eigene jüdische Gemeinde, verglichen mit allen anderen Gemeinden, die höchste Studentenzahl. In den übrigen deutschen Hochschulorten gab es keine jüdischen Gemeinden von vergleichbarer Größe, so daß dort fast nur auswärtige Juden studierten.

Frankfurt an der Oder

Die kleine Hochschule in Frankfurt, die als erste in Deutschland Juden immatrikuliert und promoviert hatte, wies bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mindestens 98 jüdische Studenten auf¹³⁵. In der Zeit von 1721–1794 erhielten hier 29 Juden das medizinische Doktordiplom¹³⁶. Die Mehrzahl der Studenten stammte aus Schlesien, Polen und der Berliner jüdischen Gemeinde. Frankfurt war der natürliche Durchgangsort für Talmudschüler, die aus Deutschland nach Polen zogen oder bereits von polnischen Jeschiwot zurückkehrten, wodurch die Zahl der Immatrikulationen sicher gefördert wurde. Nicht zufällig kamen die beiden ersten in Frankfurt immatrikulierten Juden aus Talmudschulen Polens an den Hochschulort. So erklärt sich wahrscheinlich auch der besonders hohe Anteil von Studenten aus entfernten Gemeinden wie Amsterdam, Nymwegen, London, Hamburg, Straßburg, Mannheim und Fürth.

Die besondere wirtschaftliche Bedeutung der um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 700 Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde Frankfurt beruhte auf dem Polenhandel, ihr geistiger Einfluß auf der Existenz einer hebräischen Druckerei, die unter christlicher Leitung stand und der Universität zugeordnet war. Hier wurden neben einer neuen Talmudausgabe auch

¹³⁵ Es werden nur solche Studenten berücksichtigt, die Lewin mit Sicherheit als Juden nachweist. *L. Lewin*, Die jüdischen Studenten an der Universität Frankfurt an der Oder, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft Frankfurt a. Main, XIV (1921), S. 217–238, XV (1923), S. 59–96, XVI (1924) S. 43–85.

¹³⁶ Liste aufgrund der königlichen Konzessionsreskripte bei *G. Kisch*, Universitäts-geschichte und jüdische Familienforschung, S. 600 f.

Gebetbücher und Werke bekannter Rabbiner gedruckt, so daß sich ständig jüdische Drucker, Verleger, Autoren und Buchhändler bei der Druckerei aufhielten, die der akademischen Gerichtsbarkeit unterstellt war¹³⁷. Diese Verlagstätigkeit verlieh der Universität Frankfurt zusätzliche Anziehungskraft für jüdische Studenten, die in der Messestadt jederzeit Aufnahme und Unterstützung bei jüdischen Familien finden konnten.

Die enge wirtschaftliche Verbindung Frankfurts mit Polen und die ständige Anwesenheit jüdischer Handelsagenten des polnischen Adels bewirkten, daß die Universität Frankfurt an der Oder unter allen Hochschulen Deutschlands am häufigsten von polnischen Juden besucht wurde (s. Tabellen S. 53 f., 59 f.). Von den ersten sechs mit Sicherheit jüdischen Studenten kamen fünf aus Polen. Unter ihnen befand sich der 1716 immatrikulierte Salomon Isaak Fortis, dessen Vater hohes Ansehen genoß als Arzt und Mitglied im Präsidium der Vierländersynode, dem höchsten Selbstverwaltungsorgans der polnischen Juden¹³⁸. Im Jahre 1746 immatrikulierte sich Mendel Aaron Colhori, Sohn einer bekannten Krakauer Ärztedynastie, der später selbst als „Rabbi Mendel Doktor“ in Krakau praktizierte und, wie bei Ärzten häufig, Gemeindevorsteher war¹³⁹.

Eine interessante Erscheinung bildet der 1751 promovierte Aron Gumperz, der zum Kreis des jungen Moses Mendelssohn gehört und diesen in Sprachen unterrichtet hatte¹⁴⁰. Von Hause aus reich, übte Gumperz niemals den Arztberuf aus, sondern lebte in engem Kontakt zu Berliner Akademiemitgliedern ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen. Er verkörpert am reinsten jenen Typus von Studenten, der ohne Rücksicht auf seinen späteren Beruf vornehmlich um des Erwerbs außerjüdischer Bildung willen studierte. Zum Freundeskreis Mendelssohns gehörte auch der jüngere Marcus Elieser Bloch, der 1762 in Frankfurt promovierte, dann aber eine Praxis in Berlin eröffnete und als Wissenschaftler durch seine zwölfbändige Naturgeschichte der Fische internationalen Ruf erlangte¹⁴¹.

Königsberg

Die Königsberger Hochschule immatrikulierte 1731 als letzte der preußischen Universitäten einen Juden und entschloß sich auch erst 1781 zur

¹³⁷ S. Stern, Der preußische Staat und die Juden, II, 2, S. 36 f. und 146 f. – Die jüdische Gemeinde Frankfurt a. O. bestand 1765 aus 143 Familien, also ca. 700 Personen, die jährlich 1806 Rth. Schutzgeld zahlen mußten; in Halle zahlten zur gleichen Zeit 42 Familien 598 Rth. jährlich. S. Tabelle bei S. Stern, ebd., III, 2, S. 472.

¹³⁸ L. Lewin, Jüd. Stud. der Univ. Frf. a. O., XV, S. 61 f.

¹³⁹ Ebd. S. 66.

¹⁴⁰ Ebd. S. 70; H. M. Graupe, Entstehung des modernen Jdt., S. 90. – Vgl. S. 13.

¹⁴¹ L. Lewin, Jüd. Stud. der Univ. Frf. a. O., XV, S. 73.

Promotion eines jüdischen Mediziners¹⁴². Nach der vom König erzwungenen Erstimmatrikulation dauerte es nicht weniger als 35 Jahre, bis ein weiterer jüdischer Student aufgenommen wurde, was vermutlich mehr auf den Widerstand der Universität als auf die geringe jüdische Besiedlung Ostpreußens zurückzuführen ist¹⁴³. Bis 1775 schrieben sich nur neun Juden als Studenten ein, im letzten Viertel des Jahrhunderts dagegen 66, womit die Königsberger Universität in diesem Zeitraum wohl die höchste jüdische Frequenz aller Hochschulen aufwies. Wie in Frankfurt an der Oder stellten in Königsberg gegen Ende des Jahrhunderts Juden zeitweise bis zu einem Viertel der Medizinstudenten¹⁴⁴. Als nach dem Regierungswechsel von 1786 in Preußen die ersten Reformentwürfe für die Judengesetzgebung gemacht wurden, begannen in Preußen Juden auch Jura zu studieren. In Königsberg immatrikulierten sich 1788–1790 plötzlich vier Juristen; als Student der Philosophie trug sich erstmals 1791 ein Jude ein¹⁴⁵. Entsprechend der geographischen Lage der Universität kamen eine größere Anzahl christlicher wie jüdischer Studenten aus westpreußischen und vor allem baltischen Gebieten, wobei Juden zumeist aus den Danziger Gemeinden und aus Kurland und Litauen stammten.

Die 1765 aus etwa 220 Mitglieder bestehende jüdische Gemeinde Königsberg wurde vom plötzlichen Ansteigen der Zahl jüdischer Studenten wirtschaftlich so betroffen, daß sie sie einzuschränken suchte, indem sie für sich das Recht erwarb, unbemittelte Studenten von der Immatrikulation auszuschließen¹⁴⁶. Die rapide Zunahme der Studentenzahl hatte ihre Ursache wohl hauptsächlich in dem Wirken Immanuel Kants, der seit 1755 in Königsberg lehrte und in den achtziger Jahren der abgelegenen Universität durch sein Werk europäischen Ruf verschaffte. Kant, dessen Denken auf deutsche Juden stärksten Einfluß ausübte, zog wie kein anderer Professor des 18. Jahrhunderts jüdische Studenten an, die dann die Universitätsstadt neben Berlin zu einem zweiten Mittelpunkt jüdischer Aufklärung machten und dadurch weiteren Zustrom jüdischer Studenten bewirkten. Acht Medizinstudenten sind mit Sicherheit als Kantschüler im engeren Sinne nachzuweisen, unter ihnen die

¹⁴² Liste der jüdischen Studenten in Königsberg bis 1812 bei *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 91–117. Nicht berücksichtigt wurden in diesem Zusammenhang 7 Juden, die nur das akademische Bürgerrecht erwarben, aber keine Studenten waren (Nr. 1, 5, 10, 62, 71, 72, 77 bei Krüger).

¹⁴³ 1803 gab es in Ostpreußen nur 1030 Juden, von denen fast 900 in Königsberg lebten. *Silbergleit*, Bevölkerungsverhältnisse, S. 5; *H. Jolowicz*, Geschichte der Juden in Königsberg, Posen 1867, S. 189. Nach den Steuerlisten bestand die Königsberger Gemeinde 1765 aus 44 Familien, 1785 bereits aus 96. *S. Stern*, Der pr. Staat u. die Juden, III, 2, S. 471 u. 1116 ff.

¹⁴⁴ Vgl. S. 46.

¹⁴⁵ *H. J. Krüger*, Die Judenschaft in Königsberg, S. 102–104 (Nr. 47, 48, 51, 56, 58); weitere jüdische Jurastudenten erscheinen bis 1800 nicht in der Matrikel.

¹⁴⁶ Vgl. S. 71 f.

bekanntem Aufklärer Marcus Herz und Isaak Euchel¹⁴⁷. Herz studierte 1766–1770 in Königsberg und wurde 1770 von Kant zum Respondenten seiner Dissertation gewählt, was nicht geringes Aufsehen erregte, zumal er erst der dritte an der Albertina studierende Jude war¹⁴⁸. Schon 1771 veröffentlichte Herz ein Werk über Kants Philosophie, hielt später als Arzt und Privatgelehrter in Berlin vielbesuchte Vorlesungen über das gleiche Thema und stand mit Kant, dem er auch ärztlichen Rat gab, in lebenslänglichem Briefwechsel. Wenn der Autodidakt Salomon Maimon, wie Kant selbst ihm bestätigte, am tiefsten in die Kantische Philosophie eindrang, so war Herz derjenige, der am stärksten für ihre Ausbreitung wirkte.

Als Kant 1786 das Rektorat übernahm, gehörten auch fünf jüdische Studenten zu den Unterzeichnern der Glückwunschartikel¹⁴⁹. Unter ihnen befand sich Isaac Abraham Euchel (1756–1804) aus Kopenhagen, der sich 1782 immatrikuliert hatte und Hauslehrer der assimilierten Familie Friedländer war¹⁵⁰. Euchel entfaltete neben seinen Studien eine rege geistige und gesellschaftliche Tätigkeit: er begründete 1782 den „Verein hebräischer Literaturfreunde“, der dann ab 1784 die Zeitschrift *Ha Measef* (Der Sammler) herausgab, um die sich die führenden jüdischen Aufklärer scharten und versuchten, Hebräisch als Literatursprache wieder zu erwecken. – Als an der Königsberger Universität 1786 der orientalistische Lehrstuhl vakant war, schlug Kant als Rektor vor, Isaak Euchel interimistisch zum Lektor des Hebräischen zu ernennen, zumal er Sprachmeister sei und ihm daher niemand das Unterrichten verwehren könne. Aber Kant fand nicht die Zustimmung der Fakultät, die darauf bestand, daß jeder Lehrer der Albertina den Eid auf die christliche Religion abgelegt haben müsse. Immerhin wurde Euchel statt dessen der Posten des vereidigten Dolmetschers für Hebräisch und Jiddisch übertragen, den er bis 1789 innehatte. In diesem Jahr ging er nach Berlin, wo er die Leitung der hebräischen Druckerei an der Freischule der Gemeinde übernahm und als Schriftsteller wirkte. Euchel war einer der ersten Juden, die überwiegend Geisteswissenschaften studierten und nach dem Studium nicht den Arztberuf ergriffen.

Durch Euchel, Marcus Herz und die Familie Friedländer bestanden zwischen Berlin und Königsberg enge geistige Verbindungen unter den aufgeklärten Juden. Dies zeigte sich auch 1792 bei der Gründung der „Gesellschaft der

¹⁴⁷ *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 61. *H. M. Graupe*, Entstehung des modernen Judentums, S. 151 ff.

¹⁴⁸ Zu Markus Herz, der 1774 in Halle promovierte, vgl. S. 50.

¹⁴⁹ David Salomon Theodor, Michael Friedländer, Lazar Friedmann, Heymann Goldtschmidt u. Isaak Abraham Euchel. *H. J. Krüger*, Judenschaft von Königsberg, S. 61.

¹⁵⁰ *Biographica und Literatur zu Isaak Euchel (Eichel) aus Kopenhagen* s. bei *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 61 f. und 96 f.

Freunde“ in Berlin, die in Königsberg einen Zweigverein unterhielt. Ihren Höhepunkt erreichte die Haskala in Königsberg während der achtziger Jahre, als Euchel die Maskilim um sich sammelte und sich binnen eines Dezenniums 37 Juden an der Albertina einschrieben. In Königsberg gab es damals wie in Berlin eine bereits stark assimilierte jüdische Oberschicht, die geselligen Verkehr mit Christen pflegte, zeitgenössische Literatur las, das Theater besuchte und die orthodoxe Lebensform abzulegen begann. Schon Joachim Moses Friedländer, der 1776 gestorbene Vater des späteren Berliner Gemeindeältesten Daniel Friedländer, kannte die Werke Herders und Lessings und ließ seinen Söhnen eine weltliche Erziehung geben. Die wirtschaftlich führende Familie besaß eine wertvolle Bibliothek, die auch Professoren der Universität benutzten¹⁵¹. Unter den Studenten der Albertina befanden sich bis 1800 drei Mitglieder der Familie Friedländer, von denen Michael Friedländer, der spätere Hausarzt der Madame de Staël, sich schon als Fünfzehnjähriger in die Artistenfakultät einschrieb, nach Studien in Berlin und Göttingen 1791 in Halle promovierte und dann – ganz im Stil der Zeit – eine mehrjährige Europareise unternahm, ehe er sich, wie nicht wenige jüdische Intellektuelle, in Paris niederließ¹⁵².

Duisburg

Die kleine Universität Duisburg ist weniger im Zusammenhang der preussischen als der westdeutschen Universitäten und ihrer jüdischen Studenten zu sehen. Die Duisburger Hochschule hatte bei der Erstimmatrikulation eines Juden (1708) eine durchschnittliche Jahresfrequenz von weniger als 50 Studenten und erreichte nie einen bedeutenderen Umfang¹⁵³. Im 18. Jahrhundert studierten hier 20 Juden, von denen ab 1727 neun den Dokortitel in Duisburg erwarben¹⁵⁴. Nach der Gründung der Universität Göttingen ging der Besuch der Duisburger Hochschule durch Juden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zurück. Anziehungskraft auf Studenten entfernterer jüdischer Gemeinden hatte Duisburg kaum, dagegen studierten hier Juden aus

¹⁵¹ Über die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Familie Friedländer in Königsberg s. *Ernst Friedländer*, Das Handlungshaus Joachim Moses Friedländer et Söhne zu Königsberg i. Pr., Hamburg 1913. *H. J. Krüger*, Die Judenschaft von Königsberg, S. 18 ff. u. 51.

¹⁵² Am 5. 4. 1780 immatrikulierte sich Mendel Joachim Friedländer, am 15. 10. 1782 Michael Friedländer und am 28. 9. 1786 David Joachim Friedländer. Weitere Mitglieder der Familie folgten 1803 und 1812. Vgl. Liste bei *H. J. Krüger*, Nr. 19, 30, 43, 91, 113. Dort auch Biographica.

¹⁵³ *F. Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 295.

¹⁵⁴ Zusammengestellt bei *A. Kober*, Jüdische Studenten und Doktoranden der Universität Duisburg im 18. Jahrhundert, MGWJ 75 (1931), S. 118–127. In Duisburg lebten im 18. Jahrhundert 1–3 jüdische Familien, ebd. S. 126.

den Erzbistümern Köln, Mainz und Trier, deren katholische Hochschulen ihnen bis zum Ende des Jahrhunderts verschlossen blieben. Die wichtigsten Duisburg benachbarten Judengemeinden waren Kleve und Düsseldorf. Wie in Kleve die Hoffaktorenfamilie Gumpertz, so spielte in der bergischen Residenz die früh assimilierte Familie von Geldern, aus der Heinrich Heine hervorging, eine führende Rolle. Beide Großkaufmannsfamilien sandten je zwei bzw. drei Studenten nach Duisburg und zählten bekannte Ärzte zu ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft¹⁵⁵.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die Herkunftstaaten (links) und Heimatgemeinden (rechts) jüdischer Studenten an protestantischen Hochschulen West- und Mitteldeutschlands¹⁵⁶.

Universität Duisburg (1708–1800): 20 Juden

Preuß. Rheingebiete	5	Duisburg	1
Hzgt. Berg	5	Düsseldorf	5
Ebtm. Köln	2	Kleve	2
Ebtm. Mainz	2	Bonn	2
Grafsch. Wied	2	Bingen	2
Je 1 aus Karlsruhe, Trier, Emden und Essen		Neuwied	2
	20		

Universität Heidelberg (1724–1800): 18 Juden

Kurpfalz	9	Heidelberg	1
Btm. Worms	3	Mannheim	6
Je 1 aus Koblenz, Düsseldorf, Frf./M., Hannover, Wien (1 ohne Angabe)		Worms	3
		Kreuznach	2
	18		

¹⁵⁵ Nach *Kober*, aaO studierten und promovierten in Duisburg: Baer Jacob Gompertz (immatr. 1733, Dr. med. Leiden 1737), Moyses Emanuel von Geldern (Dr. med. 1742), Marcus Cosmann Gumperts (Dr. med. 1745), Gottschalk von Geldern (Dr. med. 1749) und sein Sohn Joseph von Geldern (Dr. med. 1792).

¹⁵⁶ In die Statistik nach Herkunftsgemeinden (rechts) wurden nur Gemeinden aufgenommen, die 2 und mehr Studenten stellten. Ausgenommen ist hiervon jeweils die Gemeinde am Hochschulort. Zahlen für Duisburg nach *Kober*, aaO, für Heidelberg nach *Rieger*, aaO; für Göttingen und Leipzig wurden aus den gedruckten Matrikeln Namenlisten jüdischer Studenten zusammengestellt, die nur Mindestzahlen ergeben.

Universität Göttingen (1735–1800): 41 Juden

Brandenburg-Preußen	10	Göttingen	4
Kft. Hannover	7	Berlin	5
Polnische Gebiete	4	Hamburg	3
Hamburg	3	Frankfurt/M.	2
Lgft. Hessen-Kassel	2	Düsseldorf	2
Gft. Berg	2	Hannover	2
Frankfurt/Main	2	Halle	2
Fsm. Waldeck	2		
Ausland (Ndl., Frkr.)	2		
Je 1 aus Bonn, St. Goar, Kreuznach, Offenbach, Ulm, Hildburghausen, Prag			
	41		

Universität Leipzig (1752–1800): 22 Juden

Fsm. Anhalt-Dessau	8	Leipzig	2
Kft. Sachsen	7	Dessau	8
Brandenburg-Preußen	3	Dresden	5
Polnische Gebiete	2		
Frankfurt/Main	1		
Böhmen	1		
	22		

Heidelberg

Für den Besuch der kleinen kurpfälzischen Universität Heidelberg durch Juden spielte die jüdische Gemeinde der Residenzstadt Mannheim die wichtigste Rolle. Die dortige Gemeinde umfaßte über 200 Familien und beschäftigte schon um die Jahrhundertmitte mehrere jüdische Ärzte¹⁵⁷. Die drei ersten in Heidelberg studierenden Juden kamen aus Mannheim, die beiden folgenden aus Koblenz und Worms, ließen sich aber später in der kurpfälzischen Residenz als Ärzte nieder¹⁵⁸. Im Gegensatz zu Duisburg und Göttingen besaß Heidelberg mit 31 Familien (1797) eine jüdische Gemeinde mittlerer Größe und war seit 1802 Sitz des kurpfälzischen Oberlandesrabbiners¹⁵⁹. Von

¹⁵⁷ 1761 lebten in Mannheim 225 jüdische Familien. *B. Rosenthal*, Heimatgeschichte der badischen Juden, S. 122. – 1766 gibt es drei jüdische Armenärzte in Mannheim. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs 1738–1909, Karlsruhe 1909, S. 64; *S. Felsenthal*, Jüd. Ärzte in Alt-Mannheim.

¹⁵⁸ *P. Rieger*, Deutsche Juden als Heidelberger Studenten des 18. Jh., Festschrift M. Philippson, S. 178–183. Rieger kommentiert die Immatrikulationen von 1724–1807 biographisch.

¹⁵⁹ *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 66; *B. Rosenthal*, Heimatgeschichte der badischen Juden, S. 108.

den insgesamt 18 in Heidelberg studierenden Juden des 18. Jahrhunderts sind 1724–1726 sechs als Doktoranden nachweisbar¹⁶⁰. Bei der verhältnismäßig niedrigen Zahl jüdischer Studenten in Heidelberg ist zu bedenken, daß die Hochschule vor ihrer Reorganisation von 1803 kein überregionales Ansehen genoß und auch die Nachbaruniversitäten Marburg und Gießen jüdische Studenten aufnahmen. Studierten in Heidelberg kaum Juden entfernterer Gemeinden, so kamen doch umgekehrt kurpfälzische Juden als Studenten an preußische Hochschulen¹⁶¹.

Göttingen

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überflügelte die Universität Göttingen alle deutschen Hochschulen an Ansehen und galt als *die* Stätte aufgeklärter Wissenschaft. Nicht nur in Staatsrecht und Kameralistik, sondern auch in der Medizin genoß Göttingen einen hervorragenden Ruf, da hier wie in Halle und Berlin klinischer Unterricht nach Leidener Vorbild durch den großen Reformator Albrecht von Haller eingeführt wurde¹⁶². Doch in erster Linie diente Göttingen der Ausbildung einer aufgeklärten Beamtenschaft und galt als Modeuniversität des deutschen Adels, der sich auf die höheren Staatsämter vorbereitete. Obgleich die Lebenshaltungskosten entsprechend hoch waren, immatrikulierten sich in Göttingen Studierende aus ganz Deutschland und dem Ausland, so daß die Frequenz zeitweise die der Universität Leipzig und Halle übertraf¹⁶³.

Qualität, Ansehen und zentrale Lage der Universität ließen auch über 40 jüdische Studenten den Weg nach Göttingen finden, zumal hier Juden seit Gründung der Hochschule ohne Schwierigkeiten zugelassen und auch promoviert wurden¹⁶⁴. Die meisten Immatrikulierten entstammten nicht dem Kurfürstentum Hannover, waren also keine Landeskinder. Vor allem jüdische Studenten aus Preußen bewirkten, daß die jüdische Frequenz Göttingens nach 1780 stark anstieg und mit Sicherheit die aller anderen außerpreußischen

¹⁶⁰ Die Promotionsberichte u. Akten befinden sich im U.A. Heidelberg, Med. Fak. III 4 a Nr. 13.

¹⁶¹ Gideon Seckel aus Heidelberg, der sich in seiner Heimatstadt am 20. 4. 1785 als Philosophiestudent einschrieb, erscheint am 8. 11. 1786 als Heidelberger Jude in der Matrikel des Berliner Collegiums. In Frankfurt a. O. immatr. sich 1796 der Mannheimer Abraham Wolff Vaudel. *L. Lewin*, Jüd. Stud. der Univ. Frankfurt a. O., XIV, S. 60.

¹⁶² *H. Schnepfen*, Niederl. Universitäten und dt. Geistesleben, S. 110 f.

¹⁶³ Es betrug z. B. 1771/75 die Jahresdurchschnittsfrequenz in Göttingen 805 Studenten, in Leipzig 676, in Halle 673. *F. Eulenburg*, Die Frequenz der dt. Universitäten, S. 164 f.

¹⁶⁴ Vgl. S. 39 f. – Die in der Tabelle S. 46 genannte Mindestzahl von 41 jüdischen Studenten wurde nach namenkundlichen Gesichtspunkten gewonnen u. dürfte mit Sicherheit zu niedrig sein. Judaeus-Zusätze enthält die Matrikel nicht.

Hochschulen übertraf¹⁶⁵. Diese Studenten nahmen bei der Wahl der Universität keine Rücksicht mehr auf speziell jüdische Motive, sondern folgten assimilatorisch dem Vorbild der übrigen Hochschüler. Sie konnten dies wohl zumeist nur, wenn sie aus überdurchschnittlich begüterten Familien stammten, denn die Aufenthaltskosten an der Adelsuniversität lagen hoch, und die kleine jüdische Ortsgemeinde, die aus 11 Familien bestand, bot kaum Unterstützung¹⁶⁶. Die Universität selbst zeigte sich großzügig, denn sie immatrikulierte in sieben Fällen minderbemittelte oder besonders empfohlene Studenten gratis¹⁶⁷.

Wie schon für die Königsberger Hochschule nachgewiesen, gab es auch in Göttingen am Ende des Jahrhunderts Juden, die in der Hoffnung auf baldige staatsbürgerliche Emanzipation Jura oder Philosophie studierten. Stud. iur. Aaron Jacob Gumprecht (immtr. 1795), ein Sohn der reichsten Judenfamilie Göttingens, wurde hier 1799 als erster Jude Deutschlands zum Doktor beider Rechte promoviert, mußte aber danach ohne Aussicht auf eine entsprechende Berufsausübung in den Kaufmannsstand zurückkehren und gründete noch im gleichen Jahr in Frankfurt am Main eine Firma für englische Manufakturwaren¹⁶⁸. Später vertrat er dann die Interessen der Frankfurter Juden als deren Abgesandter beim Wiener Kongreß. Herkunft, berufliche Behinderung und politisches Engagement Gumprechts sollten typisch werden für den Lebensweg jüdischer Juristen im Vormärz. Ein weiterer Göttinger Jurastudent, Salomon Bendavid aus Berlin (immtr. 1792), versuchte als erster Jude 1798 vergeblich, in den preußischen Justizdienst aufgenommen zu werden¹⁶⁹. Philosophiestudent in Göttingen war der Aufklärer und Kantianer Lazarus Bendavid, der sich 1790 als Begleiter eines jungen Studenten immatrikulierte und später vor allem durch seine radikale Absage an das Leben nach dem jüdischen Religionsgesetz literarisch hervortrat¹⁷⁰.

¹⁶⁵ Vgl. Tabellen S. 46, 53 f. Aus Berlin beispielsweise immatrikulierte sich Joseph Fliess (1779), Johannes Hertz Bing (1782), Abraham Bing (1788), Lazarus Bendavid (1790), Salomon Bendavid (1792). Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837, hrsg. G. v. Selle, Leipzig 1937.

¹⁶⁶ Über die Judengemeinde Göttingen u. ihren Handel mit der Universität vgl. S. 20.

¹⁶⁷ Josephus Moses (1770), Salomon Goldschmidt (1775), Lipmann Jacobssohn (1779), Jacob Aronssohn (1789), Theodor Salomon Ansel (1792), Elieser Marx (1792), Moses Markuse (1794).

¹⁶⁸ Immatrikuliert Göttingen 10. 4. 1795, promoviert 25. 10. 1799. Matrikel der Univ. Göttingen Nr. 17185. I. Kracauer, Geschichte der Juden in Frankfurt am Main, Bd. II, S. 446 ff. – Zwei weitere Mitglieder der Familie Gumprecht studierten in ihrer Heimatstadt Medizin: Joseph Jacob Gumprecht (1787) u. Isaak Jacob Gumprecht (1796); beide praktizierten später als Ärzte in Hamburg, wo außer ihnen nach 1780 drei weitere in Göttingen promovierte Ärzte lebten. M. Grunwald, Hamburgs dt. Juden, S. 63.

¹⁶⁹ S. Lorenzen, Die Juden und die Justiz, 2. Aufl. Berlin 1943, S. 6. Vgl. S. 180.

¹⁷⁰ S. Stern, Der preuß. Staat u. die Juden, III, 1, S. 412; dort auch die Lit. zur Biographie.

Leipzig

Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Halle und Göttingen größte Universität war noch immer Leipzig. Obgleich Leipzig als Universitäts- und Messestadt internationalen Ruf hatte und zur Messezeit viel von jüdischen Kaufleuten besucht wurde, besaß die kursächsische Hochschule unter Juden nur ein beschränktes Einzugsgebiet. Dies erklärt sich vornehmlich aus der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sehr gering gehaltenen Zahl jüdischer Familien in Sachsen, der Konkurrenz der moderneren Nachbaruniversitäten Halle und Göttingen und der erst 1784 erfolgten Zulassung von Juden zur Promotion¹⁷¹. In Sachsen, das bis 1848 die konservativste Judengesetzgebung aller deutschen Staaten bewahrte, lebten noch im Vormärz nicht mehr als 800 Juden, deren Wohnrecht auf Leipzig und Dresden beschränkt war. Die Leipziger Gemeinde blieb gegenüber derjenigen der Residenz minimal und mußte bis 1815 ihre Toten im anhaltischen Dessau begraben, mit welcher Gemeinde sie – wie die Studentenliste ebenfalls deutlich zeigt – enge Beziehungen verbanden. Von 22 in Leipzig seit 1752 nachweisbaren jüdischen Studenten kamen acht aus Dessau, einer Gemeinde, in der die Haskala früh Eingang fand. Dagegen stammten nur drei der studierenden Juden aus Polen, obgleich wegen der zeitweisen Personalunion von Sachsen und Polen etwa ein Viertel der Leipziger Studenten polnischer Herkunft war¹⁷². – Die zweite kursächsische Universität in Wittenberg hat – soweit Namensstichproben in der Matrikel erkennen lassen – wohl kaum jüdische Studenten immatrikuliert¹⁷³.

Jena

Die Universität Jena gehörte zu den viel besuchten Hochschulen des 18. Jahrhunderts, spielte aber für jüdische Studenten erst seit den achtziger Jahren eine Rolle. Die medizinische Fakultät erwirkte 1784 bei den vier thüringischen Herzögen, die die Universität unterhielten, die Zulassung der Juden zu Studium und Promotion¹⁷⁴. In ihrer Bemühung um die jüdischen

¹⁷¹ Über die Erstpromotion in Leipzig s. S. 40. – In Sachsen lebten 1837 von 800 Juden etwa 60 in Leipzig, der Rest in Dresden. Allgemeine Zeitung des Judentums, hrsg. von *Ludwig Philippson*, 1837, S. 9 u. 220. *J. Hartenstein*, Die Juden in der Geschichte Leipzigs, S. 112.

¹⁷² Die Matrikel enthält, ausgenommen 1775, keine Judaeus-Zusätze, so daß die Zahl der jüdischen Studenten sicher mehr als 22 betrug. Für die erste Hälfte des 18. Jh. konnten keine jüd. Studenten nachgewiesen werden. Aus Dessau stammten Elcan Herz (1767), Samuel Levi (1772), Lazarus Beer (1775), Meyer Elcanfurth (1784), Amschel Herz, Joachim Herz, Jacob Samuel (alle 1786) u. stud. phil. Moses Samuel (1788). Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig, 1559–1809, hrsg. *Georg Erler*, Bd. 1–3, Leipzig 1909. – Zur Herkunft der Studenten s. die Tabelle S. 60.

¹⁷³ Album Academiae Vitebergensis, Jüng. Reihe, Teil 3, 1710–1812, bearb. v. *Fritz Juntke*, Halle 1966.

¹⁷⁴ Vgl. S. 40. Im U.A. Jena befindet sich nach Auskunft des Archivs aber schon

Studenten ging die Hochschule sogar noch weiter und machte dem Herzog von Weimar 1786 den Vorschlag, in Jena einige jüdische Familien anzusiedeln, damit „... die studierenden Juden desto eher hier dem Gesetze gemäß sich aufhalten, studieren und promovieren können“¹⁷⁵. Bei der geringen jüdischen Besiedlung Sachsens und Thüringens handelte es sich wohl hauptsächlich um assimilierte Juden aus Preußen, die zum Studium nach Jena kamen. Einen Studenten wie David Veit, der 1794 von Göttingen nach Jena überwechselte, bewogen hierzu vor allem die Nähe Weimars und der Einfluß der deutschen Klassik auf die Jenaer Universität. Seine Studentenbriefe, die er Rahel Levin aus Jena sandte, berücksichtigten alle gesellschaftlichen und kulturellen Ereignisse von Weimar und schildern ausführlich einige Besuche bei Goethe und den Umgang mit Wilhelm von Humboldt¹⁷⁶.

Erlangen

Die 1743 vom Markgraf zu Ansbach gegründete Hochschule Erlangen lag in einem von Juden verhältnismäßig stark besiedelten Raum und ließ von Anfang an Juden zu Studium und Promotion zu. Dennoch enthält die Matrikel wenig eindeutig jüdische Namen. Einer der ersten hier studierenden Juden war Nathan Aron London aus Altona, der in Ansbach als französischer Sprachmeister lebte, sich 1748 immatrikulierte, aber zwei Jahre später die Taufe nahm und in Erlangen ein Theologiestudium begann¹⁷⁷. Während der neunziger Jahre, in der kurzen preußischen Zeit der Universität, schrieben sich in Erlangen – wie etwa auch in Göttingen und Königsberg – die ersten jüdischen Jurastudenten ein¹⁷⁸. Die geringe Zahl der in Erlangen studierenden Juden erklärt sich sowohl aus dem niedrigen Grad der Assimilation unter den fränkischen Landjuden als auch aus gewissen Benachteiligungen der Juden in Erlangen. Die markgräfliche Regierung hob erst 1777 eine Klausel des jüdischen Doktoreides auf, die besagte, daß in Erlangen promovierte Juden im Lande nicht praktizieren durften¹⁷⁹. Noch bis 1806 mußten jüdische Dokto-

für 1776 die Akte „Aufnahme des Juden Rabinovits betr.“ (A 800). Die Matrikel liegt nur bis 1723 gedruckt vor.

¹⁷⁵ Zitiert nach *A. Wolf*, Ein Gutachten des Senats der Universität Jena, MGWJ 42 (1898), S. 473.

¹⁷⁶ Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, hrsg. *K. A. Varnhagen von Ense*, Leipzig 1836, S. 29–56.

¹⁷⁷ Immatrikuliert 25. 11. 1748, getauft Erlanger akademische Kirche 7. 5. 1750, immatr. als stud. theol. 20. 4. 1752. Register z. Matrikel der Universität Erlangen 1743–1843, bearb. v. *K. Wagner*, München u. Leipzig 1918.

¹⁷⁸ Am 9. 10. 1798 immatrikulierten sich die beiden Jurastudenten Jakob Salomon und Isaak Elias Itzig aus Berlin. Ebd.

¹⁷⁹ Dekret d. markgr. Regierung in Ansbach vom 25. 8. 1777, lt. Marginalie im Statut der Med. Fak. von 1755; U.A. Erlangen, Med. Fak. Promotionsakte Emanuel Hartog 1806.

randen in Erlangen überhöhte Promotionsgebühren zahlen. Hinzu kam, daß den Studenten das religiöse Leben am Hochschulort erschwert war, weil die Stadt das alte Ansiedlungsverbot für Juden noch bis 1861 aufrecht erhielt¹⁸⁰. Die größte jüdische Gemeinde Frankens in Fürth, die Medizinern gute Berufsmöglichkeiten bot, zog es vor, ihre Studenten nach Berlin und Frankfurt an der Oder zu entsenden¹⁸¹.

Gießen

Die kleine Landeshochschule von Hessen-Darmstadt hatte unter dem Einfluß des Pietismus schon 1697 einen Juden immatrikuliert und seit 1710 Juden auch die Möglichkeit zur Lizentiatenprüfung gegeben, die einen praktisch gleichwertigen Ersatz für die volle Promotion darstellte¹⁸². Als die medizinische Fakultät 1773 mit dem Universitätsrektor in eine heftige Fehde um die Verteilung der Prüfungsgebühr bei „Judenpromotionen“ geriet, hatten sich dieser Prüfung, wie aus der Akte hervorgeht, schon 12 jüdische Kandidaten unterzogen, von denen vier aus der großen Judengemeinde des nahegelegenen Frankfurt kamen und die übrigen zumeist hessischen und mittelhessischen Gemeinden entstammten¹⁸³. Da bei „Judenpromotionen“ die Kandidaten vom Examen Rigorosum vor dem Senat und von der öffentlichen Verteidigung der Doktorthesen ausgeschlossen waren, vielmehr nur das Tentamen, eine Prüfung vor der Fakultät, ablegten und die Dissertation einreichten, beanspruchte die medizinische Fakultät 1773 die übliche Prüfungsgebühr von 80 Reichsthalern für sich allein, womit sie aber den Widerstand des Rektors hervorrief, der auf den üblichen Anteilen von Fiscus und Rektor bestand. Dies Problem entfiel, als 1781 der jüdische Doktorand Simon Meyer Cassel aus Bonn auf eigenen Antrag hin erstmals die vollständige Doktorprüfung ablegen konnte, welchem Vorbild 1790 Jakob Aronsohn aus Metz

¹⁸⁰ Auskunft Stadt A. Erlangen v. 16. 3. 1966. – Kurzfristigen Aufenthalt bewilligte der Stadtmagistrat in einigen Fällen. Hierbei handelte es sich aber nicht um Studenten, da diese jeweils durch das akademische Bürgerrecht auch das Aufenthaltsrecht erwarben.

¹⁸¹ Vgl. Tabelle S. 53 f. In Frankfurt a. O. studierten 3, in Berlin 2 Fürther Juden.

¹⁸² Vgl. S. 39 ff.

¹⁸³ U.A. Gießen, Allg. 09, Nr. 3. – In den Voten zu diesem Streitfall werden folgende „Judenpromotionen“ des 18. Jh. genannt: 1710 Meyer Löw aus Vetzberg, 1729 Anselm Gutmann Buchsbaum u. Benjamin Levi Buchsbaum, beide aus Frankfurt a. M., 1740 Aser Anselm Worms aus Frankfurt a. M., 1749 Beyfus Marx aus Wetzlar, 1751 ungenannter Jude, 1760 Gumbrich Wetzlar aus Schwalbach, Simon Emanuel Wallich aus Koblenz und Nathan Salomon aus Mainz, 1763 Elkan Isaak Wolff aus Eltville, 1768 Simon Wolff Worms aus Frankfurt a. M., 1772 Philipp Simon Cassel aus Hamburg. Bis auf die drei ersten Kandidaten finden sich diese auch in der Matrikel, die häufig, doch unregelmäßig, den Zusatz „Judaeus“ enthält. Die Matrikel der Universität Gießen, 2. Teil, 1708–1807, bearb. O. Prätorius u. F. Knöpp, Forschungen zur hessischen Familien- u. Heimatkunde 23, Neustadt a. d. Aisch 1957.

folgte¹⁸⁴. In Gießen, das selbst auch über eine kleine Judengemeinde verfügte, gab es also im 18. Jahrhundert mindestens 14 jüdische Studenten, die sich einer medizinischen Abschlußprüfung unterzogen. Darüber hinaus sind zumindest 9 weitere Juden dort als Studenten nachzuweisen¹⁸⁵. Auffallend ist, daß die Gießener Hochschule, wie übrigens auch die Universität Heidelberg, vor allem in den beiden ersten Dritteln des 18. Jahrhunderts von Juden besucht wurde, während sich dann die Konkurrenz der Georgia Augusta in Göttingen immer mehr bemerkbar machte.

Bei den bisher nicht genannten protestantischen Universitäten handelt es sich um kleine Landeshochschulen, von denen vermutlich nur Marburg eine größere Anzahl jüdischer Studenten aufwies. Wegen der häufig alttestamentarischen Namen der reformierten Studenten an der Hochschule von Hessen-Kassel sind in der Marburger Matrikel, die keine Judaeus-Zusätze enthält, jüdische Studenten aber nur schwer festzustellen¹⁸⁶. Ob Juden an der württembergischen Hochschule in Tübingen studierten, bleibt nach der Matrikel fraglich, zumal ganz Württemberg um 1800 nur gut 500 jüdische Einwohner hatte¹⁸⁷. Gering dürfte auch die Zahl der an den nördlichen Universitäten Kiel und Rostock studierenden Juden gewesen sein, wengleich für die 1760–1789 in Mecklenburg bestehende Hochschule in Bützow die Immatrikulation von sieben Juden nachzuweisen ist¹⁸⁸. Sicherlich wurden auch die chirurgischen Fachschulen, wie sie außer in Berlin z. B. in Leipzig und Breslau bestanden, von einigen Juden besucht, die dann später zu Universitäten überwechselten. So hatte Dr. Elias Henschel, der 50 Jahre in Breslau praktizierte,

¹⁸⁴ U.A. Gießen, Med. 02, Promotionsakten Simon Meyer Cassel u. Jakob Aronsohn.

¹⁸⁵ 1708 Salomo Löw aus Vetzberg, 1711 Samuel Levin aus Kassel, 1717 Herz Löw und Gerson Löw aus Vetzberg, 1728 Bär Liebmann aus Frankfurt a. M., 1747 Philippe Abraham Levy aus Trier, 1754 Wetzlar Gumbertus aus Hannover, 1761 Meyer David aus Wesel, 1763 Meyer Levi aus Düsseldorf. Von diesen 9 sind in der Matrikel sechs als Juden gekennzeichnet.

¹⁸⁶ Suchbuch für die Marburger Universitätsmatrikel 1653–1830, hrsg. W. Diehl, Darmstadt 1927. – Wie aus der Göttinger Matrikel hervorgeht, immatrikulierte sich der 1757 in Marburg promovierte Nathanael Speyer aus Kassel im gleichen Jahr in Göttingen, und 1797 wechselte Lucas Abraham Liebmann, Sohn eines Kasseler Hofagenten, als Student von Marburg nach Göttingen.

¹⁸⁷ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, Frankfurt a. M. 1937, S. 10. – Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. 3 u. Registerband, bearb. von A. Bürk und W. Wille, Tübingen 1953/54.

¹⁸⁸ Als jüdische Studenten bezeichnet die Matrikel von Bützow (später mit Univ. Rostock vereint): 1764 Marcus Moses aus Preßburg, promoviert 1766, 1765 Israel Meyer aus Schwerin, 1771 Simon Marcus aus Königsberg, 1773 Levin Benjamin aus Halberstadt, 1783 Isaak Salomonsen u. Wulf Levin aus Lissa, die beide 1784 promovierten, 1785 Moses Marcus aus Lissa, der nach Studien in Frankfurt a. O. und Leipzig ebenfalls in Bützow promovierte. Die Matrikel der Universität Rostock, hrsg. A. Hofmeister, Bd. IV, Rostock 1904.

dort zuerst am Medizinischen Collegium studiert und gleichzeitig die Prosektur der Anatomie verwaltet, ehe er 1787 in Halle promovierte¹⁸⁹. – Im ganzen gesehen, waren es eindeutig die preußischen Universitäten, die von den jüdischen Studenten bevorzugt wurden, während die übrigen protestantischen Hochschulen – mit Ausnahme von Göttingen – vorwiegend von Juden aus der näheren Umgebung frequentiert wurden. Je stärker eine Universität des konfessionellen Charakters entkleidet war und je mehr überregionale Bedeutung sie besaß, desto mehr Anziehungskraft gewann sie für Juden, die, da von Staatsämtern ausgeschlossen, bei der Wahl des Studienortes nicht an die Landesuniversität gebunden waren.

5 *Die soziale Lage der jüdischen Studenten*

Die Situation der Juden an den Universitäten war in vieler Hinsicht anders als die der christlichen Studenten. Einmal zugelassen, genossen sie zwar – außer im Fall der Promotion – als akademische Bürger gleiche Rechte wie Christen, lebten aber sozial in einer ihnen oft fremden und auch feindlichen Umwelt, die die jüdischen Studenten nicht selten als Objekte der Diskriminierung oder wenigstens der Missionierung ansahen. Die studierenden Juden unterschieden sich nicht nur durch Religion und Herkunft von ihren Kommilitonen, sondern – bis die Assimilation das verwischte – auch durch Sprache, Sitte und Kleidung. Vor allem kamen sie aber aus einer ganz anderen Bildungswelt, und die Studienvoraussetzungen waren für sie deshalb wesentlich schwieriger zu erbringen. Während des Studiums waren sie sozial auf die Kommilitonen und Professoren verwiesen, gleichzeitig aber als Juden religiös und wirtschaftlich auch auf die ortsansässigen Glaubensgenossen, was zusätzliche Spannungen hervorrufen konnte. Gelangten sie zur Promotion, so blieben ihre Berufsaussichten viel beschränkter als die christlicher Absolventen, da nur größere jüdische Gemeinden ihnen berufliche Möglichkeiten eröffneten.

Untersucht man die Herkunft der jüdischen Studenten, so fällt zuerst auf, daß sie nahezu ausschließlich jüdischen Stadtgemeinden entstammten. Das Landjudentum, das z. B. in Franken und Oberhessen zahlenmäßig beträchtlich war, bot, da wirtschaftlich arm, keine ausreichende Bildungsmöglichkeiten und verfügte nicht über qualifizierte Ärzte, die ihre Söhne zum Studium hätten veranlassen können. Von den 470 nachgewiesenen Immatrikulationen (Tabelle S. 46) wurden 208 von Studenten folgender Herkunftsgemeinden vorgenommen (berücksichtigt wurden nur Gemeinden mit 6 und mehr Immatrikulationen):

¹⁸⁹ Kurzbiographie Henschels in der Ztschr. Sulamith V, 2, 1818, S. 247 ff.

Berlin	52	Düsseldorf	10
Königsberg	25	Dessau	9
Prag	20	Mannheim	8
Hamburg	13	Hannover	7
Frankfurt a. O.	13	Glogau	7
Danzig	12	Breslau	6
Halle	10	Halberstadt	6
Frankfurt a. M.	10		—
			208

Erkennbar wird in dieser Übersicht zunächst, daß die preußischen Gemeinden wesentlich mehr Juden an die Universitäten entsandten als außerpreußische Judengemeinden entsprechender Größe. So stellen Frankfurt, Mannheim und Hamburg gemeinsam nicht so viel Studenten wie die in der Größe vergleichbare Judengemeinde von Berlin, die den Mittelpunkt der jüdischen Aufklärungsbewegung bildete. In den Universitätsstädten Königsberg und Halle übte die Hochschule auf die einheimischen Juden so große Anziehungskraft aus, daß hier – wie auch in Göttingen – mehr Juden ein Studium aufnahmen als zur Nachfolge der örtlichen Judenärzte nötig waren. Im ganzen gesehen, stellten Residenzstädte und andere Handelszentren die weit überwiegende Zahl der Studenten. Hier gab es jene wirtschaftlich gut situierte Schicht der Hofjuden, deren Söhne, wie gezeigt, oft den Weg an die Universitäten geöffnet hatten, und hier boten sich zugleich auch die besten Niederlassungsmöglichkeiten für zukünftige Ärzte. Ein besonders auffälliges Beispiel für diese Tatsache bildet die Hofjudengemeinde der bergischen Residenz Düsseldorf, die 1775 etwa 100 Mitglieder zählte, aber mehr Studenten entsandte als Ober- und Mittelfranken, wo gegen Ende des Jahrhunderts ca. 15 000 Juden lebten¹⁹⁰. Die in der obigen Tabelle nicht verzeichneten 60 Prozent der Immatrikulationen verteilen sich auf eine Vielzahl von Stadtgemeinden, was für die Verbreitung des wissenschaftlichen Interesses und des Arztberufes bei Juden spricht. Obgleich viele dieser Gemeinden in Polen lagen, machten die polnischen Juden, die vorwiegend auf die protestantischen Universitäten Deutschlands angewiesen waren, doch im ganzen etwa nur 20 Prozent der jüdischen Studenten aus. Gemessen an der jüdischen Bevölkerung Polens von fast einer Million, verweist dieser verhältnismäßig geringe Prozentsatz noch einmal auf Deutschland als Zentrum der Haskala und der

¹⁹⁰ 1808 wurden in den bayerischen Kreisen Ober- und Mittelfranken 3518 jüdische Familien gezählt, d. h. ca. 17 600 Personen. S. Schwarz, Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, München und Wien 1963, S. 129. – Von den in der Tabelle oben erfaßten Immatrikulationen entfallen dagegen auf Fürth nur 5. – In Düsseldorf spielte die bergische Hofjudenfamilie von Geldern, aus der Heine hervorging, wirtschaftlich und medizinisch die Hauptrolle in der jüd. Gemeinde. A. Kober, Rheinische Judendoktoren, S. 214 f.

kulturellen Assimilation¹⁹¹. Innerhalb des Reiches war die kulturelle Integration der Juden in Preußen am weitesten fortgeschritten; in der am stärksten von Juden besiedelten Habsburger Monarchie entstand nur in Prag eine jüdische Aufklärungsbewegung, die zusammen mit dem ausgedehnten Medizinalwesen der dortigen Großgemeinde entscheidende Wirkung auf die Akademisierung der jüdischen Intelligenz zeigte¹⁹².

Nur schwer läßt sich ein Bild von der sozialen Herkunft der jüdischen Studenten gewinnen. Die Universitätsmatrikeln verzeichnen im 18. Jahrhundert nicht die Berufe der Studentenväter, und der Herkunft nach zu identifizieren sind zumeist nur die Söhne bekannter Hofjudenfamilien und Ärztedynastien, wodurch deren Anteil leicht überschätzt werden kann. Zweifellos war die Zahl der Medizinersöhne, bzw. Schwiegersöhne, unter den Studenten besonders groß, denn der Arztberuf wurde wie der Kaufmannsberuf vererbt. Der Sohn absolvierte eine Lehrzeit als Gehilfe des Vaters, der gleichzeitig für die notwendige Allgemeinbildung Sorge trug, zu der vor allem auch das Erlernen des Lateinischen gehörte. Die ersten vier in Heidelberg immatrikulierten Juden sind beispielsweise höchstwahrscheinlich alle Arztsöhne gewesen; einer von ihnen, der 1763 eingeschriebene Salomon Emanuel Wallich, stammte aus der bekanntesten jüdischen Medizinerfamilie Deutschlands, die seit 1349 in Worms, Koblenz, Frankfurt a. M. und Metz nachweisbar ist¹⁹³. Es muß angenommen werden, daß im allgemeinen die Ärzte nicht unvermögend waren, denn die Gemeinden konzessionierten sie nur in begrenzter Zahl – in Frankfurt a. M. bis zu vier – und honorierten sie für die Leistungen an Arme, die sie neben der freien Praxis erbrachten. Andernfalls wäre dieser Beruf kaum für so viele Söhne von Hofjudenfamilien erstrebenswert gewesen. Es gab wohl kaum eine Familie der jüdischen Oberschicht, die im 18. Jahrhundert keine Söhne an deutschen Universitäten studieren ließ. Als Beispiele für jüdische Großkaufmannsfamilien, aus denen mehrere Ärzte hervorgingen, wurden die Gomperz aus Kleve, die von Geldern aus Düsseldorf, die Fried-

¹⁹¹ Unter „Polen“ werden hier auch nach 1772 alle ehemals zum Königreich gehörenden Gebiete verstanden. Schätzung der jüd. Bevölkerung Polens nach S. *Dubnow*, Neueste Geschichte des jüd. Volkes, Bd. I, S. 51. In Preußen zählte man 1803 – ohne die ehemals polnischen Gebiete – etwa 40 000 Juden. H. *Silbergleit*, Bevölkerungsverhältnisse, S. 5 (Einleitung). – An den 9 Universitäten der Tabelle S. 46 fanden 94 Immatrikulationen polnischer Juden statt. Vgl. Tabellen S. 53 f. u. S. 59 f.

¹⁹² An den neun Universitäten (Tabelle S. 46) wurden 33 Juden aus Böhmen – darunter 20 Prager – eingeschrieben. Kisch weist zwölf Prager Juden an deutschen Universitäten nach. G. *Kisch*, Die Prager Universität und die Juden, S. 24 ff. Über die Bedeutung der Ärztesfamilie Jeitteles für die Prager Aufklärung s. R. *Kestenbergladstein*, Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern, S. 118 ff.

¹⁹³ P. *Rieger*, Deutsche Juden als Heidelberger Studenten, S. 179 f. – Zahlreiche weitere Beispiele der Berufsvererbung bei A. *Kober*, Rheinische Judendoktoren, L. *Le-win*, Jüdische Studenten der Universität Frankfurt an der Oder, R. *Landau*, Geschichte der jüdischen Ärzte, M. *Horovitz*, Jüdische Ärzte in Frankfurt am Main, und fast in jeder Gemeindegeschichte.

länders aus Königsberg und die portugisische Judenfamilie de Lemos in Hamburg genannt¹⁹⁴. Schon 1695 ließ der Kurfürst von Brandenburg in Halle und dann in Frankfurt a. O. den Sohn seines einflußreichen Hofjuweliers Jost Liebmann immatrikulieren¹⁹⁵. Aus der gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Berlin bedeutendsten jüdischen Kaufmannsfamilie, deren Mitglieder bereits 1791 naturalisiert wurden, stammte einer der ersten jüdischen Jurastudenten, Isaak Elias Itzig, der zunächst in Halle, dann im damals preußischen Erlangen immatrikuliert war¹⁹⁶. Zweifellos beförderte die soziale Assimilation dieser Großkaufleute zusammen mit der Allgemeinbildung, die sie ihren Kindern gaben, und der wirtschaftlich gesicherten Situation der Familien die Tendenz zum Studium sehr. Der erworbene Reichtum ermöglichte es einzelnen Mitgliedern dieser Familien, in materieller Unabhängigkeit die außerjüdische Kultur, mit der sie früh in Berührung kamen, zu studieren und so den Assimilationsprozeß zu vertiefen und zu beschleunigen.

Wenn auch in wohl-situierten jüdischen Familien die Zahl der studierenden Söhne hoch lag, so bedeutete das nicht, daß bei der Schmalheit der Oberschicht diese Gruppe den überwiegenden Teil der jüdischen Studenten entsandte. Im allgemeinen scheint für die Aufnahme des Studiums mehr das Interesse an den Wissenschaften und am Arztberuf ausschlaggebend gewesen zu sein, weniger dagegen die wirtschaftliche Situation des Studenten und seiner Familie. Die traditionelle jüdische Bildung war, wie gezeigt, kein Privileg der Besitzenden, und diese Tatsache wirkte sich im 18. Jahrhundert auch auf die Haltung zu Studenten der Profanwissenschaften aus. Wer Talmud „lernte“, nahm dafür Jahre der Entbehrungen auf sich und lebte von der Unterstützung der Familie, der Gemeinde oder einer frommen Stiftung. Die Talmudschüler vor Not zu bewahren, war – wie überhaupt die Armenfürsorge – Aufgabe der jüdischen Gemeinde, in der sie studierten. Wie die Studenten der Talmudwissenschaften, verließen sich jetzt auch die Universitätsstudenten vielfach auf die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen am Hochschulort und bevorzugten des-

¹⁹⁴ Aus der Familie Gomperz sind in Frankfurt a. O. vier, in Duisburg zwei Söhne immatrikuliert worden: 1721 Moses Salomon G. aus Metz; 1748 Joseph G. aus Prag; 1750 Aaron Salomon G. u. 1786 Benedict Philipp G. aus Berlin; (*L. Lewin*, jüd. Stud. Ff. a. O., XV, S. 63, 67, 70, XVI, S. 50); 1733 Baer Jacob G. aus Kleve; 1742 Marcus Cosman G. aus Kleve (*A. Kober*, Jüd. Stud. Duisburg, S. 122 f.). Nicht beachtet werden hier die mehreren G., die in Leiden studierten, vgl. S. 27. Drei Mitglieder der Familie von Geldern studierten in Duisburg, vgl. S. 59, Anm. 155. – Aus der Königsberger Familie Friedländer studierten drei Mitglieder in Königsberg (vgl. S. 58, Anm. 152), von denen Michael Meyer F. auch in Göttingen, Halle und Berlin immatrikuliert war. – Aus der Hamburger Familie de Lemos studierte Benjamin de L. 1731 in Halle (vgl. S. 50), am 22. 11. 1786 immatrikulierten sich in Berlin Aron und Daniel de L., von denen Daniel am 17. 5. 1791 auch in der Königsberger Matrikel erscheint (*H. J. Krüger*, Judenschaft v. Königsberg, S. 104).

¹⁹⁵ Vgl. S. 35.

¹⁹⁶ 9. 10. 1798 aus Halle kommend, in Erlangen eingeschrieben. Register zur Matr. d. Univ. Erlangen 1743–1843, bearb. *K. Wagner*.

halb Universitätsstädte mit größeren und wirtschaftlich starken Gemeinden. Hierdurch entstanden infolge der ständigen Zunahme der Studenten an manchen Hochschulorten Spannungen zwischen Universität und Judengemeinde.

Als in Königsberg ab 1777 die Zahl der Studenten stark anstieg, kam es wegen ihres Unterhalts zu einer aufschlußreichen Kontroverse zwischen der jüdischen Gemeinde und der Universität. Vorsteher und Älteste der Gemeinde beklagten sich 1782 in einer Immediateingabe beim König, daß sie aus religiösen und geschäftlichen Gründen gezwungen seien, die oft mittellosen Studenten zu unterstützen, die mit Empfehlungsschreiben von auswärtigen Geschäftspartnern nach Königsberg kämen und die Gemeinde finanziell stark belasteten. Besonders abgelehnt wurden die polnischen Juden, die man primär nicht als Juden, sondern als lästige Ausländer beschrieb: „Es hat sich bereits zugetragen, daß ein Jude mit Hinterlassung seiner Frau und Kinder in Polen anhero gekommen und willens ist, zuförderst das Deutsche zu lernen und nachher auf Kosten hiesiger Gemeinde zu studieren; . . . uns kann fremde Leute studieren lassen nicht oktruieret werden, indem aber dadurch fremde und besonders die angrenzenden Staaten vielleicht zu unserem Schaden, und offenbar auf unsere Kosten mit geschickten Subjektis angefüllt würden“¹⁹⁷. Daß Juden beim Landesherrn gegen den Zuzug von Glaubensgenossen – und speziell unbemittelten – Einspruch erhoben, war in dieser Zeit nicht ungewöhnlich¹⁹⁸. Auffallend aber sind der echte oder vorgeschützte Patriotismus, aus dem heraus hier die materiellen Interessen der Gemeinde verteidigt werden, sowie die scharfe Abgrenzung gegenüber den polnischen Juden, für die keine religiös-nationale Solidarität sichtbar wird. Die Königsberger Gemeinde betrachtet das Universitätsstudium als persönliche und profane Angelegenheit des Einzelnen, der es entsprechend auch selbst zu finanzieren hat. Sie machte daher den Vorschlag, daß die Universität Juden nur noch gegen Vorlage eines Attestes immatrikulieren sollte, in welchem die Gemeinde dem Studenten gesicherten Lebensunterhalt bestätige. Darüber hinaus klagten die Vorsteher ausführlich über den Mißbrauch der akademischen Rechte durch Handlungsdienere und Kaufleute: „Ein jeder jüdische Gesell, welcher sich mit seinem Brotherrn entzweit hat, setzt ihm den Stuhl vor die Tür und bleibt sobald er immatrikuliert ist ohngestört allhier“, heißt es, und als Beispiel wird der 1774 immatrikulierte Student Salomon Seligo angeführt, der unter dem Schutz der akademischen Bürgerrechte eine Pfandleihe betreibe.

Die Stellungnahme des Rektors und des Senats der Universität Königsberg zu dieser Eingabe ging interessanterweise von merkantilistischer Rücksicht-

¹⁹⁷ Gesuch der Ältesten der jüdischen Gemeinde Königsberg an den König vom 28. 6. 1782. St. A. Königsberg (Archivlager Göttingen) Etatsmin. 38 d 4, 211. – Vgl. auch *H. J. Krüger*, *Judenschaft von Königsberg*, S. 59.

¹⁹⁸ Zahlreiche Beispiele bei *G. Kisch*, *Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle*, S. 165 ff.

nahme auf die notwendige Erhöhung der studentischen Frequenz aus¹⁹⁹. Damit waren die Interessen der Universität und der Judengemeinde einander genau entgegengesetzt, und die Universität, die sich anfänglich so gegen die Immatrikulation von Juden gestäubt hatte, weigerte sich jetzt, der jüdischen Gemeinde eine Vorauswahl der Bewerber zu überlassen, zumal diese darin aus materiellen Erwägungen nicht unparteiisch sein könne. Im Konflikt zwischen Universität und jüdischer Gemeinde ergriff die Universität im eigenen Interesse die Partei der jüdischen Studenten, obgleich auch sie den Verdacht äußerte, daß einige Studenten sich „in fraudem des Generalprivilegii“ immatrikuliert hätten, d. h. nur zur Gewinnung des Aufenthaltsrechtes. Zwar stimmte die Universität den vorgeschlagenen Attesten zu, behielt sich aber vor, jeden Juden, der eine geeignete Vorbildung und ein gewisses Kapital vorweise und eine Judenfamilie zu seiner Aufnahme fände, auch gegen den Widerspruch der Gemeinde zu immatrikulieren. Ausdrücklich trat die Universität für ehemalige Handlungsgehilfen ein, die, wie der genannte Seligo, später von ihrem Kapital studierten: „Es ist nicht unmöglich, daß jemand neben dem Dienst im jüdischen Handlungshause wissenschaftlichen Unterricht benutzen könne. Ist er solchergestalt zur Akademie zubereitet, so könnte eine Protestation der Judengemeinde, vielleicht ausgewirkt vom Brodherrn, der einen ausgebildeten Handlungsbedienten lieber behalten als dimittieren will“, die Immatrikulation verhindern. – Die Universität untersuchte auch die Verhältnisse des Studenten Seligo und teilte dem König mit, daß sie keinen Grund zum Einschreiten sehe, da Seligo gute Universitätszeugnisse erhalten habe, die bewiesen, daß ihn sein Geschäft nicht am Studium hinderte²⁰⁰. Seligo hatte über 13 Jahre als Handlungsgehilfe gedient, sich dabei ein Kapital gespart, durch das er dann sein Studium finanzierte, indem er es zum ordentlichen Zinssatz auslieh. Er lebte später als Arzt in Königsberg und ließ sich 1799 mit seiner Familie taufen²⁰¹.

In der Folgezeit kam es wegen der bis 1812 obligatorischen Gemeindeatteste und der Handelstätigkeit von Studenten mehrfach erneut zu Kontroversen zwischen der Universität und der jüdischen Gemeinde Königsberg. Der Handel blieb Studenten als akademischen Bürgern verboten, scheint aber teilweise illegal ausgeübt worden zu sein. Es lag Studenten, die frühere Handlungsgehilfen waren oder, wie gewöhnlich, aus Kaufmannsfamilien stammten, natürlich nahe, in Königsberg nebenbei auch im Handel tätig zu sein und so zur Finanzierung des Studiums beizutragen. Andererseits ist nicht auszu-

¹⁹⁹ Rektor und Senat der Universität Königsberg an den König am 24. 8. 1782. – Durch Reskript vom 5. 9. 1782 werden die Gemeindeatteste eingeführt. St.A. Königsberg (Archivlager Göttingen), Etatsmin. 38 d 4, 211.

²⁰⁰ Ebd. Univ. Königsberg an König am 3. 9. 1782. – Die endgültige Entscheidung über die Fortführung der Geschäfte des Seligo ist nicht aus den Akten ersichtlich.

²⁰¹ Taufakten St. A. Königsberg (Archivlager Göttingen), Etatsmin. 37 c, 227. – Vgl. *H. J. Krüger*, *Judenschaft von Königsberg*, S. 94.

schließen, daß einige Studenten sogar primär Kaufleute waren, die auf diese Weise das ihnen sonst unerreichbare Niederlassungsrecht erwarben. Als die medizinische Fakultät sich 1793 für eine strenge Überprüfung der Universitätsreife von Juden einsetzte, da angeblich zahlreiche jüdische Studenten ohne ausreichende Vorkenntnisse studierten, beklagte sie sich: „Sehr viele beenden nachher das Studieren, weil sie ihrer Dürftigkeit halber sich bei Handlungsgeschäften einiges Glück versprechen und fallen, indem sie zwar ihre Vorlesungen besuchen, dieselben aber nicht bezahlen, uns zur Last. Hierzu kommt noch, daß wenn sie diese dann geendigt haben, sie unter dem Namen eines Studenten in der Stille Handel treiben und dadurch sich denjenigen Abgaben entziehen, die sie sonst als jüdische Kaufleute erlegen müßten und auch in dieser Rücksicht dem Staate zum Schaden gereichen“²⁰².

Die Königsberger Verhältnisse zeigen, daß wohl ein großer Teil der jüdischen Studenten als kaum bemittelt angesehen werden muß. Diese waren darauf angewiesen, Kost und Unterkunft bei Verwandten oder Freunden umsonst zu erhalten, Geschäftspartner der Familie um Unterstützung anzugehen oder sich als Privatlehrer in jüdische Häuser zu verdingen. Darüber hinaus gab es im 18. Jahrhundert schon bemittelte Juden, die nicht nur Talmudstudenten sondern auch Studierende der Medizin materiell unterstützten und damit die finanzielle Förderung des Lernens auch auf den Bereich der Profanwissenschaften ausdehnten. Schon genannt wurde das Beispiel des Bankiers Assur Marx in Halle, der dem Medizinstudenten Isaak Wallich in seinem Hause freien Unterhalt gewährte²⁰³. Für Stipendien dreier Berliner Großkaufleute bedankte sich in seiner halleschen Disputation von 1784 der Doktorand Joseph Heymanns aus Glogau²⁰⁴. Vermittelt worden war ihm diese Unterstützung durch Markus Herz, der so seine hervorragende wissenschaftliche und gesellschaftliche Stellung in Berlin zur Förderung jüdischer Akademiker nutzte.

Da unter Juden noch immer die Frühehe üblich war, und die Schwiegereltern des Mannes gewöhnlich dem jungen Paar „Kost“ gaben, solange der Schwiegersohn lernte, bot die Einheirat in eine Familie am Hochschulort eine weitere Möglichkeit zur Finanzierung des Studiums. Solche Ehen scheinen sich nicht selten aus der Einmietung der Studenten in jüdischen Häusern ergeben zu haben. Wie erwähnt, heiratete in Halle 1735 der sephardische Student Benjamin de Lemos aus Hamburg die Schwester seines jüdischen Vermieters, wo-

²⁰² Gutachten der med. Fakultät Königsberg vom 10. 11. 1793. St.A. Königsberg (Archivlager Göttingen), Etatsmin. 38 d 4, 211.

²⁰³ S. S. 49.

²⁰⁴ Die Geldgeber waren Benjamin Daniel Itzig, Benjamin Isaak Wulff und Jacob Wulff, von denen die beiden ersten schon 1791 das Bürgerrecht durch Naturalisation erhielten. *W. Kaiser und W. Piechocki*, Anfänge des Medizinstudiums jüd. Studenten in Halle, S. 391.

gegen der Vater vergeblich beim preußischen König Einspruch erhob²⁰⁵. Der Königsberger Student Moses Marcus schrieb 1768 in einem Heiratsgesuch an den König bezeichnenderweise: „Da es schien, als wenn mein weniges Vermögen mir in mein Studieren die größte Hinderung legen wollte, so hat es sich dergestalt gefügt, daß ich an der Tochter des hiesigen Schutzjuden Magnus Moses, genannt Freudchen, als meiner Braut, eine solche Person angetroffen, durch deren Beihilfe ich die erforderlichen Kosten bestreiten kann“²⁰⁶. – Erschwerend wirkte sich auf die Finanzlage der jüdischen Studenten aus, daß sie nicht selten erhöhte Immatrikulations- und Promotionsgebühren zahlen mußten. In Königsberg hatten Juden die doppelten Einschreibgebühren zu tragen, die sogar noch 1825 – also nach dem Emanzipationsedikt – von ihnen gefordert wurden²⁰⁷. Für die Universität Göttingen ist dagegen aus der Matrikel ersichtlich, daß sie schon im 18. Jahrhundert mindestens 6 Juden gratis immatrikulierte²⁰⁸. So zeigte sich auch in der Frage der Gebühren der an den einzelnen Universitäten unterschiedliche Grad der Toleranz gegenüber jüdischen Studenten.

An Hochschulorten ohne jüdische Einwohner fehlte studierenden Juden nicht nur der materielle, sondern auch der soziale und religiöse Rückhalt. Die orthodoxe Lebensführung war ihnen dort erschwert. Aus Einsicht in diese Verhältnisse setzte sich, wie erwähnt, die Universität Jena 1786 für die Ansiedlung einiger Judenfamilien ein²⁰⁹. Ähnlich verhielt sich der Duisburger Magistrat, als er 1780 das Gesuch des Moses David um Aufnahme seines Sohnes als ordentlicher Schutzjude befürwortete „weil er der einzige Jude in der Stadt wäre, der Nahrung treiben dürfe, es aber der Universität wegen gut wäre, daß eine Nahrung treibende Judenfamilie beibehalten werde, bei welcher die hier studierende Judenjugend . . . unterkommen und gespeist werden

²⁰⁵ S. S. 50. – Es ist interessant, daß sich der über die Aufhebung der traditionellen Sozialschranken zwischen Sepharden und Aschkenasen erzürnte Vater nicht an ein Rabbinatsgericht wandte, das für Ehesachen zuständig war, sondern direkt an den König als Herren über die akademische Gerichtsbarkeit.

²⁰⁶ Heiratsgesuch des Moses Marcus an den König vom 7. 5. 1768. St. A. Königsberg (Archivlager Göttingen); Etatsmin. 38 d 4, Nr. 198.– M. wandte sich an den König, weil der Königsberger Rabbiner die Trauung nur vollziehen wollte, wenn, wie es das Judengesetz vorschrieb, er als Ausländer sofort nach der Heirat mit seiner Frau das Land verließ. M. hatte sich 1766 immatrikuliert und stammte aus Polen, wo er später als Aufklärer, Schriftsteller und Arzt lebte. Vgl. *H. J. Krüger*, Die Judenschaft v. Königsberg, S. 91.

²⁰⁷ Dies ergibt sich aus den in der gedruckten Matrikel angegebenen Immatrikulationsgebühren und aus Zusätzen, wie „duplum qua Judaeus“. Vgl. S. 108; über erhöhte Promotionsgebühren in Erlangen vgl. S. 64 f.

²⁰⁸ Vier Juden wurden wegen Armut, zwei aufgrund besonderer Empfehlungen nach 1770 gratis eingeschrieben. Matrikel d. Univ. Göttingen, Nr. 8605, 10210, 15278, 16430, 16472, 16963.

²⁰⁹ Vgl. S. 63 f.

könnte“²¹⁰. Schwierig war die Versorgung der Studenten mit koscherer Kost in Erlangen und Würzburg, wo Juden im 18. Jahrhundert jede Ansiedlung verboten blieb. Allerdings bestanden in Bruck bei Erlangen und in Heidingsfeld bei Würzburg unmittelbar benachbarte Judengemeinden, deren Einwohner täglich zum Handel in die Universitätsstädte kamen. Aus der fast 300 Juden zählenden Gemeinde Heidingsfeld stammte Isaac Bamberger, einer der ersten jüdischen Studenten am berühmten Würzburger Juliusspital. Sein Vater Aaron Löw Bamberger ließ ihm jeden Tag durch einen Knecht die Nahrung bringen und bat 1791 den Bischof von Würzburg um die Erlaubnis, daß der Knecht gelegentlich in der Stadt übernachten dürfe, was ausnahmsweise gewährt wurde²¹¹. Allerdings ist anzunehmen, daß am Ende des Jahrhunderts die gesetzestreue Lebensform unter den jüdischen Studenten nicht mehr allgemein üblich war, da die Einflüsse des Universitätslebens wie auch der Wille zur kulturellen und sozialen Assimilation dem entschieden entgegenwirkten. In den jüdischen Gemeinden gab es jetzt überall junge Männer von liberaler Religionsauffassung oder religiöser Indifferenz.

Hatten Juden aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer besonderen „Nation“ einen sozialen und religiösen Sonderstatus an der Universität, so wurde diese Kluft vertieft durch die völlig anders geartete Vorbildung der jüdischen Studenten. Für Universitätsstudien war die religiös-traditionelle Bildung der Juden keine ausreichende Grundlage. Das erste und oft schwierigste Problem der Studenten bildete die Erlernung des Hochdeutschen und des Lateinischen, deren Kenntnis Voraussetzung für das Studium war. Das obligate Anfangsstudium der Humaniora in der Artistenfakultät mußte Juden wegen seiner christlichen Prägung Schwierigkeiten bereiten. Bevorzugt waren die Söhne jüdischer Ärzte und Hoffaktoren, denen die Väter frühzeitig die notwendige außerjüdische Bildung vermitteln ließen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein blieb die Vorbildung der jüdischen Studenten äußerst uneinheitlich, da neben solchen, die christliche Schulen besuchen konnten, und solchen, die sich autodidaktisch oder durch Privatunterricht fortgebildet hatten, immer wieder Juden zur Universität kamen, die fast nur über talmudische und einige wenige allgemeine Kenntnisse verfügten.

Der Besuch christlicher Schulen durch Juden ist schon für das 17. Jahrhundert nachzuweisen. Der 1645 in Frankfurt a. M. zugelassene Judenarzt Dr. Salomon Bing hatte in Mainz und Prag Jesuitenkollegien besucht, und 1640 waren in Frankfurt zwei Arztsöhne in das städtische Gymnasium aufgenommen worden²¹². Dennoch blieb das bevorzugte Argument der christ-

²¹⁰ A. Kober, Jüdische Studenten der Univ. Duisburg, S. 126.

²¹¹ St. A. Würzburg, Gebrechenamtsakten VII, W 968, 774. – Über die Juden in Heidingsfeld, die teilweise zum dortigen Hof des Domkapitels gehörten, vgl. Geogr. Statist. Topogr. Lexikon von Franken, Bd. 1, Ulm 1799, Sp. 653; 1797 gab es demnach in H. 1694 Christen und 281 Juden.

²¹² M. Horowitz, Jüdische Ärzte in Frankfurt/M., S. 25 f.; J. Kracauer, Geschichte

lichen Frankfurter Ärzte gegen die Judendoktoren der Stadt, daß diese zu geringe Lateinkenntnisse besäßen, um wirklich über eine gelehrte medizinische Bildung verfügen zu können²¹³. – Unter den Universitätsmatrikeln vermerkt nur die Duisburger einigemal etwas über die Vorbildung der jüdischen Studenten: der 1733 immatrikulierte Moyses Abraham Wolf – später Leibarzt des Kölner Kurfürsten – besuchte nach der Jesuitenschule in Koblenz das Gymnasium in Duisburg; der im gleichen Jahr eingeschriebene Baer Jacob Gomperz absolvierte die Lateinschule in Kleve, während 1929 Emanuel Israel ein ausgezeichnetes Zeugnis des Neuwieder Gymnasiums vorlegte²¹⁴. Solche vielleicht nicht ganz vereinzelt Beispiele zeugen davon, daß jene früh an allgemeiner Bildung interessierten Juden von katholischen wie evangelischen Schulen aufgenommen wurden. In Berlin erlaubte das Joachimsthalsche Gymnasium etwa 1745 Aron Salomon Gumperts die Teilnahme an einem philosophischen Kursus, der in lateinischer Sprache abgehalten wurde, und 1756–59 war der spätere Berliner Arzt Leon Elias Hirschel Schüler des gleichen Gymnasiums²¹⁵. Der mehrfach erwähnte David Veit und der spätere Kopenhagener Armenarzt Samuel Jacobi werden zu Beginn der achtziger Jahre als die ersten jüdischen Gymnasialschüler Breslaus genannt²¹⁶. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts stieg der Besuch der Gymnasien durch Juden an. Hierzu trug auch die Gründung aufgeklärter jüdischer Schulen bei, die erstmals eine allgemeine Elementarbildung vermittelten und die Schüler so zum Übergang auf Gymnasien befähigten. Wichtigste Lehranstalt dieser Art war die 1791 gegründete Wilhelmsschule in Breslau, die bereits die Beherrschung des Hochdeutschen zur Voraussetzung der Aufnahme machte²¹⁷.

Besonders an den preußischen Universitäten, die viel von polnischen Juden

der Juden in Frankfurt/M., Bd. II, S. 264 f. Dort wird auch ein sich 1665 um eine Anstellung in Frankfurt/M. bewerbender Arzt Jonas Bonn genannt, der die Gymnasien von Worms, Aschaffenburg und Fulda besuchte.

²¹³ Ebd. S. 267. Eingabe der christlichen Ärzte von 1657.

²¹⁴ A. Kober, Jüdische Studenten der Universität Duisburg, S. 122.

²¹⁵ D. Kaufmann und M. Freudenthal, Die Familie Gomperz, S. 177; M. Freudenthal, Leon Elias Hirschel, ein jüdischer Arzt, MGWJ 1906, S. 426–443. – Die Mutter Hirschels war eine geborene Gomperz, die ihren Sohn zum Studium veranlaßte. – Der spätere Arzt Dr. Levin Phoebus in Märkisch-Friedland besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium 1780–1784. Jüdische Trauungen in Berlin, Nr. 633.

²¹⁶ L. Geiger, Briefe von und an David Veit, Festschrift zum 70. Geburtstag Martin Philippons, Berlin 1916, S. 233; zur Biographie Jacobi s. Sulamith III, 2, S. 420–423. – David Veit (1771–1814) war angeblich der erste Jude im Breslauer Elisabeth-Gymnasium. Jacobi besuchte etwa 1784 ein Breslauer Gymnasium.

²¹⁷ Diese besuchte z. B. der spätere Breslauer Arzt Samuel Breinersdorf (1780–1817), der bis zu seinem 9. Jahr nur Hebräisch lernte und ausnahmsweise ohne ausreichende Kenntnisse des Hochdeutschen aufgenommen wurde. Nach Absolvierung dieser vorwiegend kaufmännisch orientierten Schule wechselte er auf das Breslauer Magdalengymnasium über und promovierte 1801 in Erlangen zum Dr. med., 1804 in Jena zum Dr. phil. Zur Biographie s. Jedidja, Eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift, hrsg. von J. Heinemann, Bd. I, 2, Berlin 1817, S. 221–235. – Über

besucht wurden, blieb die Vorbildung der jüdischen Studenten aber auch am Ende des Jahrhunderts meist noch unzureichend. Es konnte Studenten, die nur Talmudschulen besucht und einiges Hochdeutsch gelernt hatten, kaum gelingen, binnen kürzester Frist in eine ganz andere Bildungswelt zu finden. Die medizinische Fakultät der Universität Königsberg beklagte sich z. B. 1793 über die mangelnden Vorkenntnisse der Juden, die als „Ausländer“ ohne Aufnahmeprüfung immatrikuliert wurden. Dagegen erreichte die Fakultät jetzt, daß Juden aus Preußen gleich den übrigen Inländern sich dem 1788 eingeführten Maturitätsexamen unterziehen mußten, das die Universität abnahm. Im Fakultätsgutachten heißt es über die jüdischen Studenten: „Wenn wir gleich mit Vergnügen wahrgenommen haben, daß manche von diesen mit guten Vorkenntnissen und Fähigkeiten zu unseren Vorlesungen kommen, so gibt es dagegen viele, die weder Schulstudien noch Talente zum Studieren haben und uns, nachdem sie einige Jahre unsere Auditoriae besucht haben, durch ihre beständigen Zumutungen sie zur Doktorwürde gelangen zu lassen, äußerst beschwerlich werden“²¹⁸.

Über die sozialen Beziehungen der jüdischen Studenten des 18. Jahrhunderts zu Professoren und Mitstudenten gibt es nur wenige Zeugnisse, die aber die zunehmende Assimilation widerspiegeln. Die Verschiedenheit des jüdischen und des christlichen Bildungsbegriffes schuf den ersten studierenden Juden soziale Probleme und erweckte in ihnen ein Gefühl der Unterlegenheit und Vereinsamung. Der genannte Tobia Cohen, 1678 als erster Jude an einer deutschen Universität immatrikuliert, berichtete im Vorwort seiner Enzyklopädie über das Verhältnis, das er und sein Freund Gabriel zu den Frankfurter Professoren hatten: „In Wahrheit taten uns die gelehrten Herren der Universität große Ehre an. Tagtäglich disputierten sie mit uns in Glaubenssachen mit Scharfsinn und großer Ausführlichkeit nach ihrer Gepflogenheit. Manchmal beschämten sie uns, indem sie sagten: Wo ist denn eure Weisheit? Eure Einsicht ist längst von euch genommen und uns gegeben, denn keiner unter euch weiß, wie lange noch. Unter euch ist keine Kenntnis der Wissenschaft. Hieran könnt ihr deutlich erkennen, daß Gott nicht in eurer Mitte weilt, darum ist eure Weisheit zugrunde gegangen und verstunken. – Hiermit kränkten sie uns jeglichen Tag. Wir wurden mehr an Schmähung als an Ehre satt. Wäre nicht die Gnade Gottes und seine Hilfe, so hätten wir das Haupt nicht erheben und ihnen antworten können, denn wir waren an derlei Disputationen nicht gewöhnt, wenn wir auch, Gott sei Dank, der Heiligen Schrift, des Talmud und des Midrasch kundig waren, dennoch – im Disputieren mit ihnen waren

die seit 1778 erfolgten Schulgründungen s. *M. Eliav*, Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation; *A. Fürst*, Die höheren jüdischen Schulen Deutschlands, MGWJ 75, 1931, S. 48–67.

²¹⁸ St. A. Königsberg (Archivlager Göttingen) Etatsmin. 38 d 4, Nr. 211.

wir arm“²¹⁹. Der Bericht zeigt, daß die Professoren sich den beiden jüdischen Studenten in missionarischer Absicht näherten, was durchaus den Intentionen des Kurfürsten entsprach, als dieser die Immatrikulation gestattet hatte. Die Professoren ließen in der Diskussion die Studenten ihre Unwissenheit in den weltlichen Wissenschaften kränkend spüren und benutzten ihre Ignoranz geschickt als Argument gegen die jüdische Religion. Indem sie Wissenschaft als eine durch den Neuen Bund von Juden auf Christen übertragene Erkenntnisfähigkeit verstanden, vertraten sie einen theologischen Wissenschaftsbegriff, der es ihnen ermöglichte, die Juden zugleich als Ungläubige und Unwissende zu disqualifizieren, um sie während ihres Studiums desto eher zur Taufe zu bewegen. Soweit es die Profanwissenschaften betraf, verfehlte diese Argumentation nicht ihre Wirkung. Tobia Cohen erkannte die wissenschaftliche Rückständigkeit der Juden Deutschlands, und durch seine Enzyklopädie suchte er sie als einer der ersten jüdischen Aufklärer zu bekämpfen. Diese Hinwendung der Haskala zu den Äußerer Wissenschaften muß bei der verhältnismäßig großen Zahl der jüdischen Studenten *auch* als ein Resultat des Kontakts zwischen Juden und Universitätswissenschaft gesehen werden. Die Öffnung für die Profanwissenschaften ermöglichte jenes erste Stadium der kulturellen Assimilation, in dem das Judentum weiterhin traditionell gelebt, aber durch größere Kenntnis der Umweltkultur ergänzt wurde.

Dieser Prozeß verlief nicht selbstverständlich und problemlos. Obgleich – wie dargestellt – das Medizinstudium religiös geboten und gerechtfertigt war, so hatten doch sichtlich die strenggläubig erzogenen Studenten Skrupel wegen der umfangreichen Beschäftigung mit den Äußerer Wissenschaften, zu der das Studium sie veranlaßte. Hiervon zeugt die Anfrage eines polnischen Juden, des 1735 in Göttingen immatrikulierten Benjamin Wolff Gintzburg, die er an den berühmten Rabbiner Jakob Emden in Altona richtete²²⁰. Er bat um ein rabbinisches Gutachten über die Frage, ob er am Sabbat an anatomischen Übungen teilnehmen dürfe, und schilderte dabei ausführlich die Bedenken und Depressionen, die ihn wegen seiner Studien überfallen hatten. Dann aber betonte er, daß das Vorbild des berühmten Maimonides, der als Arzt und Philosoph jüdische und außerjüdische Wissenschaft zu vereinen wußte, ihm über seine Zweifel schließlich hinweggeholfen habe. Hier wird erkennbar, daß Maimonides, einer der Leitsterne der Haskala, besonders den Medizinstudenten jederzeit als Muster und Rechtfertigung dienen konnte und nicht zuletzt sie die Träger der beginnenden Maimonides-Renaissance werden mußten.

Waren die jüdischen Studenten der ersten Jahrhunderthälfte durch die – auch im Zeichen des Pietismus mit veränderten Mitteln fortgesetzten – Missions-

²¹⁹ L. Lewin, Die jüdischen Studenten der Universität Frankfurt a. O. XIV, S. 226. – Vgl. S. 10 f.

²²⁰ A. Schochet, Haskala, S. 207.

versuche bedrängt, vom Gefühl der Unterlegenheit in den Wissenschaften bedrückt und durch religiöse Skrupel zusätzlich unsicher gemacht, so mußten sie vor allem danach streben, durch Kontakt mit den studierenden Glaubensgenossen untereinander Halt und Rat zu finden. So erklärt sich z. T. auch, warum sich die jüdischen Studenten vor allem an einigen Universitäten konzentrierten. Bezeichnend ist der schon erwähnte Brief, den der Student Samuel Simon 1702 aus Frankfurt an den in Halle studierenden Isaak Wallich sandte²²¹. Simon stammte aus Litauen, hatte in Pinsk Talmud gelernt und war dann nach Frankfurt gekommen, um hier sowohl Allgemeinwissen als auch medizinische Kenntnisse zu erlangen. Er fühlte sich unter den Studenten aber so isoliert, daß er den ihm persönlich nicht bekannten Wallich bat, von Halle nach Frankfurt überzuwechseln, damit sie die medizinischen wie die talmudischen Studien gemeinsam betreiben könnten. Die Antwort aus Halle zeigt, daß der Student Wallich dort zur Universität und zur Gemeinde Kontakt gefunden hatte und deshalb die Hochschule nicht verlassen wollte. In seiner Gegeneinladung verwies er auch auf die bedeutende talmudische Bibliothek seines Gönners Assur Marx und ließ damit wie der Kommilitone in Halle erkennen, daß die jüdischen Studenten dieser Zeit das Talmudlernen neben dem Medizinstudium intensiv fortsetzten und so dem alten Typus des religiös und medizinisch gleichermaßen gebildeten Arztes nachstrebten. Dies Berufsideal sollte sich am Jahrhundertende entscheidend verändert haben.

Mit dem Fortschreiten der Aufklärung nahmen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Sozialkontakte zwischen Juden und Christen zu – was besonders die intellektuelle Elite der Aufgeklärten beider Religionen betraf. Nachrichten über engere persönliche Beziehungen der jüdischen Studenten zu Professoren und christlichen Kommilitonen gibt es aber erst aus dem letzten Viertel des Jahrhunderts. Einige assimilierte Studenten der jüdischen Oberschicht schlossen Studienfreundschaften mit Christen; so z. B. war Israel Stieglitz, der Sohn eines Fürstlich Waldeckschen Kammeragenten, in Göttingen 1788 mit dem dort studierenden Wilhelm von Humboldt befreundet, der die jüdische Familie auch in Arolsen besuchte²²². David Veit befreundete sich in Jena mit dem späteren Journalisten Friedrich Ludwig Lindner²²³. Für Studenten, die orthodox lebten – und das war damals wohl noch die Mehrheit – bildeten solche Freundschaften eine seltene Ausnahme.

Die sozialen Vorurteile gegen Juden waren auch unter Studenten noch immer stark verbreitet. Das zeigte sich beispielsweise, als Moses Mendelssohn 1777 in Königsberg weilte und als Gast überraschend eine Vorlesung Kants besuchte. Er wurde von den Studenten, die ihn nur als Juden erkannten, im

²²¹ A. Freimann, Briefwechsel eines Studenten. *L. Lewin*, Die jüd. Stud. der Univ. Frankfurt a. O., XIV, S. 236 f. – S. S. 49.

²²² J. Stieglitz (1767–1840) studierte 1786–1789 in Göttingen, wo er zum Dr. med. promovierte, und ließ sich 1800 taufen. *Jüdische Trauungen in Berlin*, Nr. 636.

²²³ Briefe von und an David Veit, hrsg. *L. Geiger*, S. 238 f.

Hörsaal mit „Hohn und Spott, die zuletzt in Schnalzen, Pfeifen und Stampfen übergangen“ begrüßt²²⁴. Dies ist um so gewichtiger, als sich unter den Hörern Kants immer auch jüdische Studenten befanden und er, wie gezeigt, die stärkste Anziehungskraft auf diese ausübte²²⁵. Kant am nächsten stand Markus Herz, der 1770 aus Berlin an seinen „ewig unvergeßlichen Lehrer“ schrieb: „Ich werde nie aufhören, den Tag, an welchem ich mich den Wissenschaften übergab, für den glücklichsten, und denjenigen, da Sie mein Lehrer wurden, für den ersten meines Lebens zu halten.“²²⁶ Nach Kants eigenem Zeugnis war es der litauische Jude Salomon Maimon, der seine Philosophie am tiefsten erfaßte, wenngleich Maimon niemals zu den Königsberger Studenten gezählt hatte. Von den in Königsberg studierenden Juden wurde Maimon zunächst nur verlacht, als er etwa 1779 aus Litauen einreiste²²⁷. Diese aufschlußreiche Episode berichtete Maimon später in seiner Autobiographie: die jüdischen Studenten gaben vor, den ein Gemisch aus Polnisch, Jiddisch und Hebräisch Sprechenden nicht zu verstehen und nahmen ihn erst ernst, als er aus dem vorgelegten „Phädon“ Mendelssohns fließend ins Hebräische übersetzte. Die Szene verdeutlicht, welch starkes Gefühl kultureller Überlegenheit die assimilierten Studenten der Zeit Mendelssohns bereits erfüllte. Indem sie sich von dem Ostjuden distanzierten, verdrängten sie die eigene Vergangenheit, an die erinnert zu werden für solche, die wie David Veit danach strebten, in Kultur und Gesellschaft der Umwelt aufzugehen, nur noch peinlich sein konnte. Es ist schwer zu sagen, ob diese Haltung am Ende des Jahrhunderts bereits unter den jüdischen Studenten stark verbreitet war, zumindest aber stellte sie die vorherrschende Tendenz dar, die im 19. Jahrhundert immer klarer hervortreten sollte.

Schwerer noch als die Veränderungen in der sozialen und kulturellen Haltung der Studenten ist der Wandel ihrer Religiosität zu analysieren, da es sich hier um einen keineswegs einheitlichen Prozeß handelte. Für die Epoche bis etwa 1770 kann die fast ausschließliche Bewahrung der traditionellen Glaubens- und Lebensform angenommen werden – trotz wachsender kultureller Assimilation. Daneben gab es allerdings eine nicht unbeträchtliche Zahl von getauften Juden, die an allen Universitäten als Studenten oder Lektoren nachweisbar sind. Das ist aber kaum als ein Erfolg missionarischer Beeinflussung an den Universitäten anzusehen, denn diese Juden kamen zumeist bereits getauft an die Hochschulen – oft um Theologie zu studieren – und wurden regelmäßig gratis und mit dem Zusatz „*judaeus conversus*“ immatrikuliert²²⁸.

²²⁴ S. Hensel, *Die Familie Mendelssohn 1729–1847*, 14. Aufl., Berlin 1907, Bd. 2, S. 29.

²²⁵ Vgl. S. 56 f.

²²⁶ Brief vom 11. 9. 1770; *Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten*, hrsg. und erläutert von F. Kobler, Wien 1935, S. 87.

²²⁷ S. Maimon, *Geschichte des eigenen Lebens*, Berlin 1935, S. 124.

²²⁸ Beispiele dieser unter ihren neuen Taufnahmen Immatrikulierten: Stanislaus Chisanowsky, Kiel 7. 8. 1748; Christian Godfried Seligmann, Königsberg 2. 6. 1750;

Viele waren frühere Lehrer und Rabbiner, die sich den Universitäten zuwandten, weil sie hier Studien- und Lehrmöglichkeiten fanden und materiell unterstützt wurden. In Königsberg beispielsweise erhielten 1594 und 1605 zwei jüdische Taufkandidaten Freitische am Königsberger Kollegium, 1680 suchte der getaufte Student Franciscus Barisch um Unterstützung nach, 1696 veranlaßte die Regierung den Akademischen Senat zur Aufnahme des Täuflings Friedrich Wilhelm Bock in das Konvikt und 1728 bat ein getaufter Rabbiner mit seinem in Königsberg Theologie studierenden Sohn Johann Andreas Hartwich um Hilfe²²⁹. Waren diese Taufen noch der Ausdruck jener religiösen Krise, die nach dem Scheitern des Sabbatianismus gerade die intellektuelle jüdische Schicht ergriff, so wandelten sich in der zweiten Jahrhunderthälfte die Taufmotive durch die Zunahme des Rationalismus und die einsetzende kulturelle und soziale Assimilation. Nicht wenige jüdische Akademiker lösten sich im letzten Viertel des Jahrhunderts vom traditionellen jüdischen Leben, lehnten das „Zeremonialgesetz“ als temporäre Erscheinung ab oder ergaben sich ganz einer Vernunftreligion, die die Grenzen zwischen den Religionen überhaupt verwischte. Einzelne Juden gingen noch weiter, so beispielsweise der 1793 in Halle promovierte Arzt Moses Marx, über den sein getaufter Sohn später schrieb: „Mein Vater blieb bis an sein Lebensende starr und unverrückbar der jüdischen Gemeinde anhängig, ohne die mindeste Neigung zu der alten Kirche zu haben. Er war im Grunde weder Jude noch Christ sondern ein echter Anhänger Voltaires.“²³⁰ Wo wie hier die Bindung an das Judentum nicht mehr religiös fundiert war, da konnten berufliche Rücksichten leicht den Anlaß dazu geben, eine Religion zu verlassen, deren Anhänger starken rechtlichen Beschränkungen unterlagen. Von den in Königsberg 1766–1800 immatrikulierten Juden z. B. ließ sich ein Zehntel im späteren Leben taufen²³¹. Zwar standen jetzt sämtliche deutschen Universitäten jüdischen Studenten offen, solange den Juden aber die staatsrechtliche Emanzi-

Johann Adolph Gottfried, Erlangen 20. 4. 1752; Johann Christian Seligmann, Leipzig 20. 7. 1757; Johann Christian Friedrich Immanuel, Frankfurt a. O. 26. 4. 1771; Johann Christian Wilhelm Gotthilf, Frankfurt a. O. 14. 10. 1778. In Heidelberg sind getaufte Juden seit dem 14. Jahrhundert als Studenten nachweisbar. P. Rieger, Dt. Juden als Heidelberger Studenten, S. 179. Das U. Archiv Jena besitzt Akten „Conversos betreffend“ für 1661–1774; A 795–799. (Auskunft vom 19. 11. 1968.) – Die seltenere Taufe *während* des Studiums ist bezeugt für Meyer Hirsch Cohn, Kiel 23. 1. 1777 „adhuc Judaeus sed mox religioni Christianae nomen suum daturus“. Simon Heine aus Hameln, Göttingen 15. 2. 1748, erklärt, Christ werden zu wollen und verlangt sein Erbteil zur Studienfinanzierung. Stadt A. Göttingen, Judenakten Nr. 17. – Über Lektoren s. S. 21 f.

²²⁹ St. A. Königsberg (Archivlager Göttingen) Etatsmin. 38 d 4, Nr. 11, 12, 27 und 163. S. Stern, Der pr. Staat und die Juden, I, 2, S. 415 f.

²³⁰ A. Marx, Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1865, S. 1.

²³¹ H. Krüger, Judenschaft von Königsberg, S. 91 ff. Von den 1766–1800 immatrikulierten 74 Juden werden 8 als später getauft nachgewiesen. Studentenliste Nr. 8, 11, 13, 34, 35, 69, 70, 79.

pation vorenthalten blieb, waren ihnen die akademischen Berufe – bis auf den des Arztes – weiterhin verschlossen. In dieser Situation stellte die Taufe für manchen Akademiker nicht einen religiösen, sondern einen sozialen Akt dar, der ihm die erstrebte gesellschaftliche Integration wenigstens individuell ermöglichte.

Die soziokulturelle Situation der jüdischen Studenten war am Ende des Jahrhunderts denkbar uneinheitlich. Viele Studenten lebten weiter orthodox und hatten sich den Wissenschaften nur im Sinne der Haskala zugewandt, andere waren tiefer in den Assimilationsprozeß eingetreten, indem sie unter dem Einfluß der Umwelt die eigene Religion und Kultur umzuformen oder aufzugeben begannen. Man kann hier drei Assimilationsphasen unterscheiden: Die erste Phase brachte die Hinwendung zur Umweltkultur unter Beibehaltung des orthodoxen Judentums, in der zweiten Phase rückte die Beschäftigung mit der Umweltkultur in den Mittelpunkt des Lebens und die jüdische Religion wurde rationalistisch uminterpretiert oder überhaupt vernachlässigt, die dritte Phase schließlich bedeutete die volle Identifizierung mit der deutschen Kultur und Nation, wobei das Judentum entweder aufgegeben oder vom neuen Standpunkt aus konfessionalisiert wurde. Diese grobe Typisierung kann natürlich niemals die vielfältigen Schattierungen der kulturellen Assimilation widerspiegeln, erleichtert es aber, die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Assimilationsphasen zu veranschaulichen, durch die die Lage der Studenten vor Beginn der Emanzipation gekennzeichnet war.

III JÜDISCHE STUDENTEN IN DER ERSTEN HALFTE DES 19. JAHRHUNDERTS

1 *Wirkungen der Emanzipation*

Die politischen und sozialen Veränderungen in Deutschland in der Zeit zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongreß verwandelten auch die Situation der Juden und der Universitäten grundlegend. Durch die umwälzenden Sozialreformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die alte Ständegesellschaft aufgelöst, die Emanzipationsgesetzgebung der meisten deutschen Staaten befreite die Juden vom Status des geduldeten Schutzjudentums und machte sie – wie es im preußischen Emanzipationsedikt von 1812 heißt – zu „Einländern“ und „Staatsbürgern“. Im Zusammenhang mit der staatsrechtlichen Gleichstellung wurden die scharfen Berufsbeschränkungen weitgehend aufgehoben, da man sich gerade von der beruflichen Umstrukturierung der Juden und ihrer Abwendung vom Handel eine besondere erzieherische und assimilierende Wirkung versprach. Unter diesen Umständen mußten die Emanzipationsgesetze die Zahl der jüdischen Studenten stark ansteigen lassen und gerade bei den jüdischen Akademikern berufliche Hoffnungen erwecken, die sich in der Reaktionsepoche nur zu bald als trügerisch erweisen sollten.

Von einer allgemeinen Judenemanzipation kann infolge der territorialen Zersplitterung Deutschlands nicht gesprochen werden, vielmehr unterschieden sich die Einzelstaaten in ihrer Judenpolitik so erheblich, daß sich im Vormärz der Zustand vollständiger Emanzipation neben dem konservierten mittelalterlichen Schutzjudentum finden läßt, wenngleich die meisten Staaten in ihrer Judengesetzgebung einen eher mittleren Weg einschlugen¹. In Deutschland hatte die Diskussion über eine Judenemanzipation in den achtziger Jahren begonnen und ganz im Zeichen des aufklärerischen Erziehungsgedankens gestanden, das dann auch die Reformedikte Josefs II. prägte. Die in

¹ Einen Überblick über die Emanzipationsgesetze gibt *S. Dubnow*, *Neueste Geschichte*, Bd. I, S. 206 ff. Literatur zur Emanzipationsgesetzgebung der Einzelstaaten s. in Kapitel V,1 „Die Ausschließung vom Staatsamt“. Die Judenemanzipation als Teil des allgemeinen Emanzipationsprozesses der bürgerlichen Gesellschaft behandelt *R. Rürup*, *Judenemanzipation und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland*, in: *Gedenkschrift für Martin Göhring, Studien zur Europäischen Geschichte*, hrsg. *E. Schulin*, Wiesbaden 1968 (engl. Fassung in *LBI Year Book XIV*, 1969).

Preußen nach dem Tode Friedrichs des Großen gemachten Reformansätze blieben stecken. Zu durchgreifenden Änderungen der Judengesetzgebung kam es in Deutschland erst, nachdem das revolutionäre Frankreich seiner jüdischen Bevölkerung 1791 die volle Emanzipation gewährt hatte, und die napoleonische Epoche diese Gesetzgebung dann auch in deutschen Gebieten gültiges Recht werden ließ. Von der französischen Emanzipationsgesetzgebung vorübergehend betroffen waren die Frankreich zugeschlagenen linksrheinischen Territorien, das Großherzogtum Berg, das Königreich Westfalen und ab 1810 kurzfristig auch die Hansestädte. Napoleon, der von den deutschen Juden vielfach als Befreier begrüßt wurde, schränkte allerdings im Dekret von 1808 Gewerbefreiheit und Freizügigkeit der Juden wieder stark ein. Nach 1815 blieben in den betroffenen Gebieten Deutschlands nur noch Reste der französischen Emanzipationsgesetzgebung erhalten, wozu beispielsweise *nicht* das für Akademiker so wichtige Recht auf die Bekleidung von Staatsämtern gehörte². Wie die Senate der Hansestädte beseitigte auch der Senat der Freien Reichsstadt Frankfurt nach 1815 die unter Fürstprimas von Dalberg 1811 eingeführte und von den Juden teuer erkaufte Rechtsgleichheit erneut. Die süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Bayern, deren jüdische Bevölkerung sich durch den Erwerb kleiner, ehemals reichsfreier Territorien sehr vergrößert hatte, sahen sich schon zum Zweck einer Vereinheitlichung der Verwaltung zu neuen Judengesetzen gezwungen. Dabei orientieren sie sich nicht am Beispiel des revolutionären Frankreich, sondern hielten an der Idee der Erziehung durch schrittweise Emanzipation fest. Sie gewährten Berufsfreiheit zur Förderung der sozialen Assimilation, ergriffen aber Maßnahmen der restriktiven Berufslenkung, die auf die Abwendung der Juden vom Handel zielten. In Baden schuf bereits die Judenordnung von 1809 auf der Grundlage der Konstitutionsedikte von 1807/8 eine relativ fortschrittliche Rechtslage, da Juden – soweit sie nicht Nothandel trieben – Staatsbürgerrechte erhielten. In Württemberg, wo man die Juden 1809 zu allen bürgerlichen Gewerben zugelassen hatte, beendete erst das Gesetz von 1828 das Schutzjudentum, knüpfte aber weiterhin das Bürgerrecht ebenfalls an bestimmte berufliche Voraussetzungen. Die bayerische Judenordnung von 1813 brachte dagegen keine rechtlichen Verbesserungen sondern konservierte im Gegenteil das Schutzjudentum und erlaubte nur jeweils einem Nachkommen pro Familie die Niederlassung im Lande. Diese Bevölkerungspolitik zwang im Vormärz Tausende von Juden zur Auswanderung aus dem fränkischen Bayern. Ähnlich schlecht war die Rechtslage der Juden in den Königreichen Sachsen und Hannover, wo das Schutzjudentum erst 1838 beziehungsweise 1842 aufgehoben wurde. Allerdings gab es hier weit weniger jüdische Einwohner als in

² Einzelheiten über die komplizierte Rechtslage der jüdischen Akademiker in den verschiedenen Staaten s. Kap. V, 1, S. 164 ff.

Bayern, das nach Österreich und Preußen über die drittstärkste jüdische Bevölkerung verfügte.

Die preußische Judenemanzipation von 1812 bildete einen integrierenden Bestandteil der Gesamtreform von Staat und Gesellschaft in Preußen. Zunächst sehr weitreichend, wurde sie nach 1815 durch eine reaktionäre Verwaltungspraxis teilweise zurückgenommen und vor allem nicht generell auf die polnischen Juden in den Provinzen Posen und Westpreußen ausgedehnt, die 52 % der 1816 in Preußen lebenden 124 000 Juden ausmachten³. Nachdem die Städteordnung Juden 1808 bereits Bürgerrechte eingeräumt hatte, gewährte das Emanzipationsedikt die meisten staatsbürgerlichen Rechte und gestand den Juden zwar noch nicht prinzipiell Staatsämter zu, wohl aber akademische Lehr- und Schulämter, was aber 1822 rückgängig gemacht wurde. Auf die Epoche schnell voranschreitender Emanzipation folgte in Preußen wie allgemein in Deutschland nach dem Wiener Kongreß eine Zeit reaktionärer und restriktiver Judenpolitik. Der berühmte Artikel 16 der Bundesakte enthielt zwar das allgemeine Versprechen der Verleihung bürgerlicher Rechte an Juden aller Bundesstaaten, garantierte aber gleichzeitig den Juden nur jene Rechte, die ihnen bisher von den Einzelstaaten eingeräumt worden waren, womit die französische Judengesetzgebung aufgehoben werden konnte. Es setzte jetzt ein publizistischer Kampf gegen die Emanzipation ein, der seine Wortführer mit den Professoren Rühs in Berlin und Fries in Heidelberg gerade an den deutschen Universitäten fand. Ihren Höhepunkt erreichte die antijüdische Bewegung dann im Hep! Hep!-Sturm von 1819, dessen Ausschreitungen an der Universität Würzburg begannen und dann auf andere Städte übersprangen. Die Ursachen dieses später gern gegen die weitere Emanzipation ins Feld geführten „Volkszorns“ müssen vor allem in den negativen Folgen des wirtschaftlichen Liberalismus gesehen werden, wie sie Gewerbefreiheit und Agrarreform mit sich brachten. Die Mehrheit der Bevölkerung stand der Judenemanzipation sicher ablehnend gegenüber, und auch führende Liberale ließen in den Debatten der süddeutschen Landtage erkennen, daß sie die Gleichstellung der Juden weniger als Prinzipienfrage denn als Belohnung für möglichst völlige Assimilation ansahen⁴. Diese Haltung der Liberalen änderte sich allerdings zunehmend, und am Vorabend der Revolution stritten sie in den Diskussionen des preußischen Vereinigten Landtags über die Juden-

³ Laut Allerhöchster Ordre vom 30. 8. 1830 hatte das Edikt von 1812 in den neugewonnenen oder wiedererworbenen Landesteilen keine Gültigkeit, galt also auch nicht für die Rheinprovinzen, wo man aber die französischen Emanzipationsrechte reduzierte. Nachdem 1833 den Juden der Ostprovinzen das Recht individueller Naturalisation eingeräumt worden war, sofern sie gewisse Voraussetzungen an Bildung und Besitz erfüllten, lebten 1846 in Preußen noch immer 36,7 % aller Juden ohne Bürgerrecht. S. *Silbergleit*, Bevölkerungsverhältnisse, S. 5 (Eintlg.).

⁴ *R. Rürup*, Die Judenemanzipation in Baden, Ztschr. f. d. Geschichte des Oberheins 1966, Bd. 114, S. 277 ff.

frage klar für das Emanzipationsprinzip und gegen die christliche Staatslehre des getauften Juden Stahl, dessen Anhänger alle politischen Rechte auf die Bekenner der Staatsreligion beschränken wollten⁵. Die Beschlüsse des Vereinigten Landtages, die gerade in der Frage der Staatsämter und der Professuren einige Fortschritte brachten, wurden dann schon wenige Monate später von der Revolution überholt. Der Artikel fünf der im Dezember 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung verabschiedeten Grundrechte machte die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntnis unabhängig. Nachdem dieser Artikel in die Verfassungen der Einzelstaaten übernommen war, schien die Emanzipation eine kurze Zeit lang bereits erreicht zu sein; dann aber begann jene neue Epoche des Emanzipationskampfes, in der es um die Verteidigung der gewonnenen Rechte und um ihre soziale Verwirklichung ging.

Sämtliche in der behandelten Epoche neu geschaffenen Judengesetze zielten auf die kulturelle und soziale Assimilierung der Juden und förderten zu diesem Zweck ihre Allgemeinbildung und berufliche Umschichtung, die vielfach sogar zur Voraussetzung einer späteren vollen Emanzipation gemacht wurden. Man konnte sich dabei leicht auf die aufklärerische Lehre von der Verderbtheit der Juden durch jahrhundertlange Unterdrückung und berufliche Beschränkung berufen, wie sie z. B. der preußische Kriegsrat Christian Wilhelm Dohm 1781 in seinem bekannten Werk „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ vertreten und daraus einen Erziehungsauftrag des Staates abgeleitet hatte. Man glaubte, die Juden „bessern“ zu können, wenn man sie vom Handelsberuf abzog und ihnen ebenso Schulen und Hochschulen wie Ackerbau und Handwerk zugänglich machte. Staaten wie Preußen beschränkten sich auf die Bereitstellung dieser Möglichkeiten, die süddeutschen Judengesetze aber sahen eine kontrollierte Berufslenkung vor und gezielte Eingriffe in Schulwesen und Kultus der Juden. Moderne jüdische Elementarschulen, die primär der Assimilierung dienen sollten, wurden unter staatlicher Aufsicht gegründet, man dehnte die allgemeine Schulpflicht auf Juden aus und reglementierte die Lehrerbildung. Hinzu kam, wie noch eingehend darzustellen ist, die staatliche Kontrolle der Rabbinerausbildung und der Zwang für Rabbinatskandidaten zum Universitätsstudium, was in Bayern, Baden, Württemberg und Kurhessen ein plötzliches Ansteigen der Zahl jüdischer Philosophiestudenten bewirkte. Die Berufslenkung geschah einerseits restriktiv, indem z. B. in Baden und Württemberg gewissen Kleingewerbetreibenden das Staatsbürgerrecht verweigert wurde, andererseits fördernd, wenn etwa staatliche Behörden den Eintritt von Juden in Lehrstellen zu begünstigen suchten. Die Idee der Berufsumschichtung ergriff aber auch die jüdischen Gemeinden selbst, die in ihr ein Mittel zur sozialen Integration sahen und hofften, durch die Vorleistung be-

⁵ Vollständige Verhandlungen des Ersten Vereinigten Preußischen Landtages über die Emanzipationsfrage der Juden, Berlin 1847.

rufflicher Assimilation endlich die volle Gleichstellung erreichen zu können. So entstanden in den meisten größeren Judengemeinden Vereine zur Förderung von Ackerbau und Handwerk, die Landkäufe finanzierten und Lehrlingen Ausbildungsplätze und Beihilfen vermittelten⁶. Der Eintritt von Juden in wissenschaftliche Berufe galt zwar ebenfalls als erwünscht und wurde in den Kontrollberichten der Staatsbehörden lobend hervorgehoben, eine Förderung von staatlicher Seite fand aber nicht statt; vielmehr schränkte ja gerade die Nichtzulassung der Juden zu Staatsämtern die beruflichen Möglichkeiten jüdischer Akademiker erheblich ein. In allen Staaten kämpften Juden im Vormärz um Zulassung als Rechtspraktikanten, Advokaten, Physici, Militärärzte, Gymnasiallehrer, Privatdozenten und Professoren; die Erfolge aber blieben minimal. So war das Hauptproblem der jüdischen Akademiker die Diskrepanz zwischen den ihnen offenstehenden Bildungsmöglichkeiten und der Verweigerung der beruflichen Emanzipation.

Im ganzen gesehen zeigte das Bemühen um berufliche Umschichtung bereits deutliche Erfolge, wenn auch die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung im Vormärz noch in den traditionellen Berufen verharrte. In Bayern z. B. veränderte sich von 1822 bis 1848 die prozentuale Verteilung von Juden auf die wichtigsten Berufsgruppen wie folgt: der Anteil der Handelsberufe sank von 95,1 auf 50 %, Handwerksberufe stiegen von 1,6 % auf 24 % und Agrarberufe von 2,3 auf 8 %⁷. In Preußen, wo 1813 noch 91,8 % der Juden von Handel und Gastwirtschaft gelebt hatten, waren 1843 nur noch 43 % im Handel tätig, 19 % im Handwerk, 14 % arbeiteten als Tagelöhner oder Gesinde und 2,7 % in wissenschaftlichen und künstlerischen Berufen⁸. Der letzten Berufsgruppe, die höchstens zur Hälfte aus Akademikern bestanden haben dürfte, gehörten 1666 Personen an, 1852 waren es 1795 Personen, deren Anteil an der jüdischen Bevölkerung in Berlin mit 6 % sein Maximum und in der Provinz Posen mit 1,5 % sein Minimum erreichte. Die Zahl der wissenschaftlich ausgebildeten Juden in den übrigen deutschen Staaten war entsprechend der Bevölkerungszahl geringer, so zählte man z. B. 1852 in Württemberg 214 Künstler und Gelehrte⁹. Natürlich konzentrierten sich die Akademiker überall in den Städten: in Mannheim gab es 1832 schon 31, in Karlsruhe 20 Juden mit Universitätsbildung; 1844 lebten in Frankfurt a. M. 49 Juden mit wissenschaftlichen Berufen und in Berlin widmeten sich 1852 bereits 252 den Künsten und Wissenschaften¹⁰.

⁶ Solche Vereine gab es 1827 u. a. in Berlin, Hamburg, Frankfurt/M. Offenbach, Dessau und Minden. Die „Gesellschaft zur Beförderung der Industrie unter den Israeliten in Berlin“ berichtet 1825, daß sie 98 Lehrlinge in die Lehre gab und 6 Meister etablierte, wofür sie 1910 Rthlr. aufwendete. Sulamith VII,1, S. 361 ff. und 410 ff.

⁷ R. Rürup, Judenemanzipation und bürgerliche Gesellschaft in Dt., S. 190.

⁸ S. Silbergleit, Bevölkerungsverhältnisse, S. 75 ff (Einltg.).

⁹ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 57.

¹⁰ A. Lewin, Geschichte der badischen Juden, S. 246. A. Kahn, Die berufliche, so-

Hinter diesen geringen Zahlen verbirgt sich die intellektuelle Elite des damaligen Judentums. Sie war eine sehr divergente und nur lose verbundene Gruppe, die aber, wie jeder Blick in die damaligen jüdischen Zeitschriften zeigt, die Wortführer im Emanzipationskampf und in der religiösen Reformbewegung stellte und damit die Hauptprobleme des Judentums dieser Epoche zu lösen suchte. Die Auswirkung der partiellen Emanzipation auf das soziale und geistige Leben der *Masse* der jüdischen Bevölkerung darf dagegen nicht überschätzt werden, denn die Mehrheit der Juden hielt im Vormärz noch an der traditionellen Lebensform fest¹¹. Völlig verwandelt hatte sich jedoch seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Charakter der intellektuellen Führungsgruppe. Der Eintritt der Juden in die deutsche Kultur geschah zu einem Zeitpunkt hoher kultureller Entfaltung, und entsprechend stark war die Faszination der jüdischen Minorität durch die Umweltkultur, der sie sich unter weitreichender Aufgabe der eigenen Tradition zu assimilieren suchte. Die bloße rabbinische Gelehrsamkeit allein verfiel in der Emanzipations-epoche endgültig der offenen Verachtung der „Gebildeten“, und auch die entstehende Neuorthodoxie bejahte voll das Prinzip der kulturellen Integration. Die jüdische Bildungsschicht übernahm das Bildungsideal der deutschen Klassik weitgehend, ohne dessen säkulare Prinzipien mit dem Judentum noch in Beziehung setzen zu können oder zu wollen. Die einst auf das talmudische Studium konzentrierten Energien wandten viele jetzt den Wissenschaften und Künsten zu. „Im Prozeß der Säkularisierung des Judentums übertrugen die Juden gleichsam ihre Gläubigkeit auf die Inhalte der weltlichen Kultur, der sie sich inbrünstig und leidenschaftlich ergeben“, schreibt Adolf Leschnitzer¹².

Wissenschaft und Universität spielten in diesem Säkularisierungsprozeß eine Hauptrolle, und der noch nicht völlig dem Judentum entfremdete Teil der jüdischen Intelligenz machte daher wiederholt den Versuch, Judentum und moderne Wissenschaft zu versöhnen. So wollte der 1819 von Berliner jüdischen Studenten gegründete „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ das Judentum gegenüber der Umwelt rehabilitieren, indem er es zum Gegenstand der Forschung erhob. Das Programm des Culturvereins war geprägt von der Philosophie Hegels und dem Glauben an die assimilierende Kraft der Wissenschaft. In diesem Sinne schrieb Immanuel Wohlwill 1822 in der Zeitschrift des Vereins: „Die Juden müssen sich wiederum als rüstige Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk der Menschheit bewähren, sie müssen sich und ihr Prinzip auf den Standpunkt der Wissenschaft erheben, denn dies ist der Standpunkt des

ziale und wirtschaftliche Entwicklung der Juden in Frankfurt/M. während der Emanzipationszeit, Diss. phil. Frankfurt 1923, S. XVII. S. *Silbergleit*, Bevölkerungsverhältnisse, S. 81 f. (Eintg.).

¹¹ *J. Toury*, Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland von Jena bis Weimar, Tübingen 1966, S. 2.

¹² *A. Leschnitzer*, Saul und David, Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft, Heidelberg 1954, S. 58.

europäischen Lebens. Auf diesem Standpunkt muß das Verhältnis der Fremdheit, in welchem Juden und Judentum bisher zur Außenwelt gestanden, verschwinden.“¹³ Doch selbst über die Wissenschaft war das Interesse am Judentum bei vielen Assimilierten nicht mehr zu erhalten, da sie sich voll der Rezeption der außerjüdischen Kultur zugewandt hatten und religiöse Bindungen nicht mehr empfanden. Der Culturverein, die einzige größere intellektuelle Vereinigung von Juden dieser Epoche, erlosch schon 1824, und im folgenden Jahr entschlossen sich zwei der bedeutendsten Mitglieder, Heinrich Heine und Eduard Gans, aus beruflichen Rücksichten zur Taufe¹⁴. Nur Leopold Zunz blieb als Privatgelehrter dem forschenden Interesse am Judentum treu und wurde durch seine Werke zum eigentlichen Begründer der Wissenschaft des Judentums in Deutschland. Wie der Culturverein scheiterte, so blieb im Vormärz auch der Versuch ergebnislos, die Ausbildung der Rabbiner auf eine neue wissenschaftliche Basis zu stellen und Lehrstühle für jüdische Theologie oder ein modernes Rabbinerseminar zu errichten. „Die Unwissenheit hat uns heruntergebracht, die Wissenschaft soll uns wieder heraufbringen“, schrieb einer der Sammler für den Fond zur Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät, doch die Gleichgültigkeit der assimilierten Wirtschaftselite wie auch der traditionell lebenden Mehrheit brachte die Sammlung um den notwendigen Erfolg¹⁵.

In einem Überblick über die Folgen der Emanzipation für die jüdische Intelligenz muß die soziale Situation dieser assimilierten Gruppe aber auch im Zusammenhang der Gesamtgesellschaft gesehen werden. War es doch das Bildungsbürgertum, jene neu aufsteigende und politisch schnell an Einfluß gewinnende Schicht, dem sich die jüdische Intelligenz zu integrieren strebte. Nach der Aufhebung der Standesschranken durch die Sozialreformen sank die Bedeutung der Aristokratie für die höhere Beamtschaft weiter ab und die Staatsämter wurden stark von der bürgerlichen Bildungselite besetzt, die im Zeichen des Neuhumanismus an den inzwischen grundlegend reformierten Universitäten herangebildet worden war¹⁶. Akademische Bildung wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem bevorzugten Mittel sozialen Aufstiegs, von dem gerade Juden in überdurchschnittlicher Zahl Gebrauch zu machen suchten. Vier Faktoren ermöglichten es den jüdischen Akademikern, sich dem Bildungsbürgertum zu nähern: die fortgeschrittene kulturelle Assimilation,

¹³ Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums, hrsg. von dem Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden, Heft 1, Berlin 1822, S. 24.

¹⁴ H. Reissner, Eduard Gans, Ein Leben im Vormärz, Tübingen 1965, S. 113 f. Dies Werk bietet reiches Material zur Sozialgeschichte des Culturvereins. Vgl. S. 100 f.

¹⁵ AZJ 1838, S. 10. Zum Problem der Rabbinerausbildung s. Kap. V, 4, S. 188 ff.

¹⁶ H. Gerth, Die sozialgeschichtliche Lage der bürgerlichen Intelligenz um die Wende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Soziologie des dt. Frühliberalismus, Berlin 1935. L. O'Boyle, Klassische Bildung und soziale Struktur in Deutschland zwischen 1800 und 1848, HZ Bd. 207, 1968.

die Emanzipationsgesetzgebung, die nationale Identifikation der Juden und die religiösen Reformbewegungen innerhalb des Judentums. Den Anhängern der meisten religiösen Richtungen war gemeinsam, daß sie sich jetzt als „Deutsche jüdischer Konfession“ verstanden und damit die Einheit von Religion und Nationalität zugunsten der Konfessionalisierung des Judentums aufgegeben hatten. Als in der Zeit der Freiheitskriege das politische Nationalbewußtsein in Deutschland erwachte, wurde dies an den Universitäten von jüdischen Studenten bereits direkt übernommen. Damit waren die nationalen und kulturellen Schranken zwischen den jüdischen Akademikern und ihren christlichen Kollegen weitgehend abgebaut, die soziale Integration aber stieß dennoch auf Widerstände, da das sich emanzipierende Bürgertum trotz der Judenemanzipation nicht bereit war, Juden in sozialen Führungspositionen zu akzeptieren. Die besondere Schwierigkeit der jüdischen Akademiker lag also darin, daß sie in einem doppelten Emanzipationsprozeß standen – einmal als Juden, zum andern aber auch als potentielle Angehörige des sich emanzipierenden Bürgertums. Die unvollständige Judenemanzipation beschränkte die Möglichkeit der Assimilation an das Bürgertum auf den Bildungserwerb und freie politische Aktivitäten, schloß die jüdischen Akademiker aber von der Wirksamkeit in Staatsämtern aus, was ihr soziales Prestige herabsetzte und die volle Identifikation mit dem Bildungsbürgertum erschwerte. Einmal kulturell assimiliert und vom Willen zum sozialen Aufstieg geleitet, folgten Juden dennoch dem Weg der neuen Bildungselite durch die Universitäten, obgleich er für sie vorläufig nur in die Ungewißheit der freien Berufe führen konnte. Soweit die jüdischen Studenten der wirtschaftlichen Oberschicht entstammten, strebten sie nach jener Verbindung von Bildung und Besitz, die sich als Charakteristikum des gehobenen Bürgertums herausbildete. Aber auch sie konnten später als Akademiker nicht jene berufliche Emanzipation erreichen, die jüdische Unternehmer und Bankiers kraft ihres Vermögens auf wirtschaftlichem Gebiet jetzt mit Selbstverständlichkeit besaßen. Auf diese für die jüdischen Intellektuellen so kränkende Tatsache verwies Gabriel Rießer, als er 1831 anklagend schrieb: „Wenn in Staaten, die man gern christlich nennt, die Macht des Geldes die einzige ist, die mit der Macht des Vorurteils den Kampf zu bestehen vermag, in welchem Talent, Charakter und Wissen sich vergebens abmühen, das Feld zu behaupten, ist das unsere Schuld? . . . Wen wollt Ihr da überreden, daß der Staat geistige Bildung höher als Reichtum stelle?“¹⁷

¹⁷ G. Rießer, Betrachtungen über die Verhandlungen der Zweiten Kammer des Großherzogtums Baden über die Emanzipation der Juden. G. Rießers Gesammelte Schriften, hrsg. v. M. Isler, Bd. 2, Frankfurt/M. 1867, S. 327 f.

2 Frequenz, Verteilung und Fakultätswahl der jüdischen Studenten

Nachdem im 18. Jahrhundert die deutschen Universitäten – mit Ausnahme von Halle und Göttingen – an Frequenz wie an Qualität abgenommen hatten, war die Zeit zwischen etwa 1790 und 1820 für sie eine Epoche größter wissenschaftlicher und struktureller Erneuerung. Nicht weniger als 16 der 34 Landeshochschulen wurden infolge der gewandelten politischen Verhältnisse geschlossen und die übrigen meist völlig reformiert¹⁸. In Preußen entstanden dafür in Berlin (1810), Breslau (1811) und Bonn (1818) drei moderne Großuniversitäten, die ebenso wie die 1826 in München neu eröffnete ehemalige Landshuter Universität sehr schnell überregionale Bedeutung erlangten. Die neuen Universitäten verloren den Charakter von Landeshochschulen, und damit wurde die konfessionelle Mischung der Studenten weithin zur Selbstverständlichkeit. Bei der Besetzung der Lehrstühle hielten sich konfessionelle Rücksichten, aber Neugründungen wie Bonn und Breslau wurden ausdrücklich konfessionell paritätisch geplant. Zwar bestand der statutengemäß christliche Charakter der Universitäten formal weiter und wurde auch bei Ablehnung jüdischer Dozenten gern geltend gemacht, spielte aber im Zeitalter des Neuhumanismus keine grundlegende Rolle mehr. Juden konnten sich als Studenten überall immatrikulieren, allerdings mußten sie dann als Studienabschluß weiter die Promotion wählen, da ihnen die Staatsprüfungen meist ebenso verweigert wurden wie die staatlichen Anstellungen, zu denen sie den Zugang eröffneten.

Infolge der Bevölkerungsvermehrung und des fortschreitenden Universitätsausbaus – vor allem in der philosophischen Fakultät – nahm die Gesamtstudentenzahl Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beträchtlich zu. Die Jahresdurchschnittsfrequenz aller Hochschulen gemeinsam erhöhte sich wie folgt¹⁹:

1795	:	6 000
1817	:	9 700
1830	:	16 000
1840	:	11 500
1848	:	11 500

¹⁸ F. Eulenburg, Frequenz dt. Universitäten, S. 133 f. – Geschlossen wurden die kleinen katholischen Hochschulen in Bamberg, Dillingen, Fulda, Köln, Mainz, Paderborn und Trier und die protestantischen in Erfurt, Wittenberg, Duisburg, Frankfurt a. O., Helmstedt, Herborn, Rinteln, Altdorf und Stuttgart. Die Akademie in Münster hatte mit nur 2 Fakultäten nicht den Rang einer Universität.

¹⁹ Abgerundete Studentenzahlen nach Eulenburg, Frequenz dt. Universitäten, S. 255 und 260.

Im Zeitraum von 1795–1815 stieg die Frequenz wegen der Kriegshandlungen kaum an, hob sich dann bis 1830 auf ein Maximum, das erst 1872 wieder erreicht wurde, und senkte sich zur Jahrhundertmitte erneut ab.

Die Gesamtzahl der jüdischen Studenten zu erfassen ist statistisch nicht möglich, da die meisten Matrikelbücher keine Konfessionsangaben enthalten und zudem mit der Emanzipation viele Juden die ehemals leicht erkennbaren Judennamen ablegten. Unter den 20 deutschen Hochschulen führten nur Heidelberg, Breslau und Bonn kontinuierlich Konfessionsverzeichnisse, Freiburg begann damit 1827, Erlangen 1840, und in Tübingen wurde 1842 rückwirkend eine Aufstellung aller seit 1800 hier immatrikuliert gewesenen Juden angelegt. Dieses geringe Zahlenmaterial erlaubt aber dennoch Rückschlüsse über die Frequenzentwicklung. Die folgende Tabelle gibt die Zahl der jeweils im genannten Zeitraum immatrikulierten jüdischen Studenten an²⁰:

	Heidelberg ab 1800	Bonn ab 1819	Breslau ab 1811	Tübingen ab 1800–1842	Summe
1801–1805	1			2	
1806–1810	25			3	
1811–1815	21		30	3	
1816–1820	26	10	53	7	96
1821–1825	31	22	46	4	103
1826–1830	73	34	75	4	186
1831–1835	81	38	77	13	209
1836–1840	62	33	77	8	180
1841–1845	54	31	139	8	232
1846–1848	44	23	72		

Diese Übersicht läßt erkennen, daß die Zahl der jüdischen Studenten nach 1815 anstieg, und sich dann die Immatrikulationszahlen von 1821/25 bis 1831/35 noch einmal verdoppelten. Danach folgt die Kurve leicht der allgemein abnehmenden Tendenz, steigt aber mit den wachsenden Emanzipationshoffnungen der vierziger Jahre wieder stark an. Das Einströmen jüdischer Studenten in die philosophischen und juristischen Fakultäten, die Zuwanderung ostjüdischer Studenten und die Verbesserung der Berufschancen für jüdische Ärzte bewirkten, daß die Immatrikulationen von Juden – soweit aus dem Beispiel der vier Hochschulen ersichtlich – sich seit 1816 fast um das

²⁰ Dabei sind Juden, die an mehreren Universitäten studierten, entsprechend mehrfach als Immatrikulierte vertreten; die Endzahl gibt also keine Studentenzahl an. – An den 4 genannten Hochschulen waren um 1830 knapp ein Viertel aller deutschen Studenten insgesamt vertreten. – Die Zahlen entstammen folgenden Verzeichnissen: *P. Rieger*, Dt. Juden als Heidelberger Studenten (bis 1807); Matrikel der Universität Heidelberg Bd. 4 und 5; Matrikel der Universität Bonn, Bd. 1, Hs. in Quästur der Univ. Bonn (ungedr.); Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Univ. Breslau, hrsg. *G. Kaufmann*, 2. Teil, Breslau 1911, S. 62; Liste jüdischer Studenten im U. A. Tübingen, RA 1110.

Zweieinhalbfache steigerten, während die Gesamtzahl der Immatrikulationen im gleichen Zeitraum nur um knapp 20 % stiegen. Damit hob sich der Anteil der Juden an der Studentenschaft so, daß er nach 1830 an mehreren Universitäten bereits den prozentualen Bevölkerungsanteil der Juden überschritt. Dies zeigt die folgende Tabelle der Immatrikulationen an den Hochschulen von Breslau und Heidelberg, die beide überdurchschnittlich stark von Juden besucht wurden²¹.

	Breslau		Heidelberg	
	Gesamt	Juden	Gesamt	Juden
1830	355	15	590	16
1831	312	14	659	15
1832	334	17	493	25
1833	258	16	333	15
1834	256	14	367	15
1835	281	16	298	11
1836	274	15	294	6
1837	255	12	315	16
1838	207	11	387	19
1839	246	21	438	10
1840	254	18	444	11
1841	306	37	370	8
1842	253	24	438	8
1843	304	33	468	5
1844	278	22	504	16
1845	268	23	593	17
1846	299	21	649	23
1847	287	25	582	15
1848	309	26	375	6

Während in Heidelberg der Prozentsatz der jüdischen Studenten sich nach 1830 nicht weiter steigerte, sondern zeitweise sank und meist 2–3 % betrug, hob er sich in Breslau, dem von Ostjuden bevorzugten Studienort, ab 1840 auf 8–10 %. Damit übertraf die Zahl der an beiden Universitäten studierenden Juden den jeweiligen jüdischen Bevölkerungsanteil, der in Baden 1,6 % und in Preußen 1,3 % ausmachte²². Obgleich unter den Juden auch ausländische Studenten waren, kann man, vorsichtig geschätzt, wohl damit rechnen, daß schon im Vormärz deutsche Juden – gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil – mindestens doppelt so stark wie Christen unter den Studierenden vertreten waren. Die erste diesbezügliche Statistik wurde 1886/87 in Preußen aufgestellt

²¹ Zahlen für Breslau nach Festschrift Universität Breslau, S. 62. Die Angaben beziehen sich jeweils auf 1830/1831 usw. Zahlen für Heidelberg nach Matrikel der Univ. Heidelberg Bd. 5 und nach *F. Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 298 f.

²² Prozentzahl für Preußen nach *S. Neumann*, Zur Statistik der Juden in Preußen von 1816–1880, 2. Beitrag aus den amtlichen Veröffentlichungen, Berlin 1884, S. 9. Prozentsatz 1834–1848 = 1,3 %. Für Baden s. *R. Rürup*, Die Judenemanzipation in Baden, S. 252, Anm. 45. Vgl. Tabelle S. 97.

und zeigte, daß damals Juden 9,6 % aller Studenten an preußischen Universitäten ausmachten, womit der jüdische Bevölkerungsanteil mehr als siebenfach überrepräsentiert wurde²³. Diese enorme Akademisierung der deutschen Juden hatte bereits ab 1815 begonnen.

Die Verteilung der jüdischen Studenten auf die einzelnen Universitäten war anders strukturiert als die der übrigen Studenten. Der Umfang der jüdischen Besiedlung des Einzugsgebietes, die Größe der örtlichen jüdischen Gemeinde und der Grad der Assimilation im Lande blieben Momente, die die Frequenz einer Hochschule durch Juden immer noch merklich bestimmten. Gleichzeitig begann auch die Qualität der Hochschulen für die Wahl des Studienortes stärker ausschlaggebend zu werden. Die unter all diesen Aspekten günstigsten Universitäten wurden für die jüdischen Studenten Berlin und Breslau.

Hatten im 18. Jahrhundert die preußischen Universitäten den höchsten Anteil jüdischer Studenten aufgewiesen, so verschob sich dieses Verhältnis während der napoleonischen Zeit und vor Gründung der Universität Berlin vorübergehend zugunsten der westdeutschen Hochschulen. Das läßt sich ablesen an einer Gegenüberstellung der entsprechenden Immatrikulationszahlen jüdischer Studenten der Universitäten Heidelberg, Göttingen, Königsberg und Frankfurt a. O.²⁴

	Heidelberg	Göttingen	Königsberg	Frankfurt/O.
1775–1800	2	32	66	44
1801–1805	1	2	12	17
1806–1810	25	10	10	12

Während in Heidelberg und Göttingen mit dem Jahr 1807 die Zahl der immatrikulierten Juden stark anstieg, ging sie in Preußen zurück²⁵. Verursacht wurde dieser Anstieg einerseits durch das badische Konstitutions-

²³ Der Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen, Veröffentlichungen des Büros für Statistik der Juden, Heft 1, Berlin 1905, S. 41. Auch in dieser Statistik sind Ausländer mitenthalten. Unter den 13 658 Studenten in Preußen waren damals 1 313 Juden, von denen nur 129 aus dem Ausland kamen. Der jüdische Bevölkerungsanteil betrug 1885 in Preußen 1,3 %.

²⁴ Zahlen für Heidelberg vgl. S. 93; für Göttingen wurden Mindestzahlen anhand typisch jüdischer Namen aus der gedr. Matrikel ermittelt; Zahlen für Königsberg nach *Krüger*, Judenschaft in Königsberg, S. 91 ff.; für Frankfurt a. O. nach *L. Lewin*, Jüd. Studenten der Univ. Frankfurt a. O., XV, S. 89–96, XVI, S. 43–79.

²⁵ In Heidelberg immatrikulierten sich 1805 und 1806 keine Juden, 1807 dagegen 8 (vgl. Tabelle S. 93). In der Göttinger Matrikel finden sich 1804–1806 keine typisch jüdischen Namen, dagegen schrieben sich 1807 folgende Juden ein: Salomon Gans aus Celle, Vater Hofagent, Jus (Nr. 21528); Samuel Simon Guttentag aus Breslau, Vater Kfm., Med. (Nr. 26652); Jacob Joseph Lewy aus Hannover, Vater Makler in München, Med. (Nr. 21706); Mayer Löbel aus Berlin, Phil. (Nr. 21626); Selig Simon aus Bielefeld, Vater Kfm., Med. (Nr. 21375).

edikt von 1807, das den Juden Staatsbürgerrechte gewährte, andererseits durch die Judenemanzipation im neu gegründeten Königreich Westfalen, zu dessen Territorium die Universitäten Göttingen, Halle und Marburg gehörten. Die Emanzipation veranlaßte die Juden jetzt auch dazu, andere Studienfächer als nur die Medizin zu wählen. So wurden z. B. in Heidelberg 1808 vier Juden inskribiert, von denen drei Jura und einer Kameralistik studierten – Fächer, die hier bisher kein Jude gehört hatte²⁶. Ludwig Börne gab unter dem Eindruck der gewandelten Verhältnisse 1807 sein Medizinstudium in Heidelberg auf und promovierte ein Jahr später in Gießen mit einer kameralistischen Dissertation²⁷. Nach der preußischen Judenemanzipation, der Begründung der Universitäten Berlin und Breslau und der Beendigung der Freiheitskriege setzte auch in Preußen das vermehrte Studium von Juden voll ein. Berlin und Breslau, die Städte mit den – abgesehen von Posen – größten jüdischen Gemeinden und starker ostjüdischer Einwanderung, wurden für das ganze 19. Jahrhundert die Zentren jüdischer Studenten in Deutschland. Unter den außerpreußischen Universitäten immatrikulierten Göttingen und Heidelberg die meisten jüdischen Studenten.

Statistische Angaben über die Zahl der studierenden Juden lassen sich nur für 9 der 19 Universitäten des Vormärz gewinnen, unter denen sich gerade die – in der Reihenfolge ihrer Frequenz – größten Hochschulen in München, Berlin, Göttingen, Leipzig und Halle nicht befinden²⁸.

²⁶ 11. 4. 1808 David Samuel aus Franken, 28. 4. 1808 Nathan Stiefel aus Frankfurt/Main, 10. 6. 1808 M. L. Gottschalk aus Frankfurt/Main, 24. 10. 1808 Carl Leopold Goldschmidt aus Frankfurt/Main.

²⁷ *Michael Holzmann*, Ludwig Börne, Sein Leben und sein Wirken, Berlin 1888, S. 69.

²⁸ In der Tabelle sind jeweils der Umfang des statistisch erfaßbaren Zeitraums angegeben, die Gesamtzahl der Immatrikulationen von Juden, die errechnete Durchschnittszahl der jährlichen Immatrikulationen von Juden sowie ganz rechts die durchschnittliche Jahresfrequenz der Universität allgemein 1826–1830. – Die Zahlen für Breslau, Heidelberg, Bonn und Tübingen entstammen den S. 92 genannten Quellen. Ferner wurden benutzt: Ungedr. Matrikel der Univ. Erlangen, Hs.-Abt. der UB Erlangen (Konfessionsstatistik ab 1840); Ungedr. Matrikel der Univ. Freiburg, Bd. 5, U. A. Freiburg (Konfessionsstatistik ab 1827); Matrikel der Albertus-Universität zu Königsberg, Bd. II. In der Königsberger Matrikel sind bis 1819 die Judaeus-Zusätze mit einiger Zuverlässigkeit weitergeführt und jeweils am Semesterende die Gesamtzahlen der Juden angegeben, da diese bei Erstimmatrikulation noch immer doppelte Gebühren zahlten. – In Greifswald wurde keine Konfessionsstatistik geführt, aber 1829–1830 in den *Acta specialia inscriptionum studiosorum* vorübergehend die Konfession der Immatrikulierten verzeichnet (Auskunft U. A. Greifswald v. 22. 8. 1966). – In Würzburg wurde im Januar 1825 auf Veranlassung des Ministeriums ein Verzeichnis der hier 1818–1824 immatrikulierten Juden aller Fakultäten angelegt, das gleichzeitig Unterlagen über Vorbildung, gehörte Vorlesungen und Zeugnisse dieser Studenten enthält; U. A. Würzburg, Rektorat und Senat 1645. Die zum Vergleich herangezogene Matrikel enthält keine Konfessionsangaben; Matr. d. Univ. Würzburg, hrsg. S. Merkle, München und Leipzig 1922.

Universität	Zeitraum	Jahre	Immatri. v. Juden	pro Jahr	Allg. Frequ. 1826–30
Breslau	1811–1848	38	569	15,0	1 094
Heidelberg	1801–1848	48	418	8,7	727
Bonn	1819–1848	30	191	6,4	926
Würzburg	1819–1824	6	32	5,3	604
Königsberg	1801–1819	19	44	2,3	347
Greifswald	1829–1830	2	3	1,5	185
Tübingen	1803–1842	40	52	1,2	832
Erlangen	1840–1848	9	7	0,8	435
Freiburg	1827–1848	22	7	0,3	616

Auch die Fakultätsverteilung der jüdischen Studenten mußte wegen der bestehenden Berufsbeschränkungen und der Immatrikulation der Rabbinatskandidaten in den philosophischen Fakultäten ein anderes Bild bieten als bei Christen. In der Gesamtstudentenschaft verschob sich gerade im Vormärz die prozentuale Verteilung der Studierenden auf die Fakultäten zugunsten der neu entstandenen philosophischen Fakultät²⁹:

	Theol.	Jur.	Med.	Phil.
1831–1835	34	28	20	18
1841–1845	25	30	17	27

Da die Fakultätsverteilung der Juden nur für die Universitäten Bonn, Heidelberg und Tübingen über längere Zeit zu ermitteln ist, ergeben sich daraus keine repräsentativen Vergleichszahlen. An den drei genannten Hochschulen gemeinsam studierten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 41 % der Juden in der medizinischen, 31 % in der juristischen und 28 % in der philosophischen Fakultät, in der sich neben Rabbinern auch Naturwissenschaftler und Philologen immatrikulierten³⁰. Für ganz Deutschland muß der Anteil der Medizin studierenden Juden höher, der der Juristen dagegen niedriger angesetzt werden, denn diese sammelten sich zwar an der berühmten Heidelberger Juristen-Fakultät, spielten aber in Preußen, wo sie nicht einmal zur Promotion zugelassen wurden, eine geringere Rolle. Noch 1886/87 hörten in Preußen 59 % der Juden Medizin, 25 % Philosophie und nur 16 % Jura³¹. Es muß also damit gerechnet werden, daß sich im Vormärz über die Hälfte der jüdischen Studenten in der medizinischen Fakultät einschrieb, während

²⁹ Tabelle nach *Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 210.

³⁰ Errechnet aus den Matrikeln Bonn 1819–1848, Heidelberg 1800–1848 und Tübingen 1800–1842. Die Verteilung war an den einzelnen Universitäten unterschiedlich, da z. B. in Heidelberg die Juristen ca. 37 %, im preußischen Bonn nur 18 % der jüdischen Studenten ausmachten.

³¹ Der Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen, S. 44 (Zahlen abgerundet).

dort nur etwa 18 % der Gesamtstudentenschaft immatrikuliert waren, so daß der Anteil der Juden unter den Medizinern besonders hervortrat. Mit der faktischen Beschränkung der Berufsfreiheit blieb diese spezifisch jüdische Fakultätsverteilung das ganze Jahrhundert hindurch bestehen.

3 Die Situation der Juden an den einzelnen Hochschulen

A. Preußen

Wie im 18. Jahrhundert, so wurden auch im 19. unter allen Universitäten die preußischen am stärksten von Juden besucht. Neben den schon genannten Gründen war hierfür natürlich auch die Tatsache ausschlaggebend, daß Preußen – abgesehen von Österreich – die meisten jüdischen Einwohner unter allen deutschen Staaten aufwies. Die Zahl der jüdischen Einwohner stieg im Vormärz noch etwas schneller als die Zahl der Gesamtbevölkerung und betrug in Preußen 1816 etwa 124 000, 1849 schon 219 000 Personen³². Die folgende Tabelle gibt eine vergleichende Übersicht über die jüdische Bevölkerung deutscher Staaten im Jahr 1843³³:

Staat	Jüd. Einwohner	Ein Jude auf Einwohner
Österreich	641 000	57
Preußen	206 050	74
Bayern	62 830	71
Baden	21 368	62
Württemberg	11 584	149
Hannover	11 127	158
Kurhessen	8 300	88
Sachsen	882	1 909

In Preußen wuchs die Zahl der jüdischen Studenten nicht zuletzt durch die fortschreitende Ausdehnung der Assimilation auf Juden der ehemals polnischen Gebiete. Hatten an den östlichen Hochschulen Preußens im 18. Jahrhundert etwa ein Drittel Juden aus Polen studiert, so kamen nun die Juden der jetzt preußischen Provinzen Posen und Westpreußen in großer Zahl nach Berlin und Breslau zum Studium³⁴. Diese ostjüdischen Studenten unterschieden sich nicht unerheblich von den assimilierten Juden der alten preußischen Provinzen, da sie zumeist noch aus völlig orthodoxem Milieu stammten, über

³² H. Silbergleit, Bevölkerungsverhältnisse, S. 14 f. (Eintlg.).

³³ Tabelle aus den staatlichen preußischen Unterlagen, die dem Vereinigten Landtag vorgelegt wurden. Vollständige Verhandlungen S. XVI.

³⁴ 1816 lebten 42 % der preußischen Juden in der Provinz Posen und 10 % in der Provinz Westpreußen. H. Silbergleit, Bevölkerungsverhältnisse, S. 7 (Eintlg.).

keine ausreichende Vorbildung verfügten, Sprachschwierigkeiten hatten und kein Staatsbürgerrecht besaßen. Zwar suchten ihnen assimilierte Kommilitonen, wie zu zeigen sein wird, durch Fortbildungsunterricht zu helfen, andererseits wurden sie von manchen Assimilierten aber auch bereits diffamiert als schmutzige und ungebildete Kaftanjuden³⁵. Mit jeder Studentengeneration begann ein immer neuer und doch immer gleichartiger Assimilationsprozeß für die einzelnen ostjüdischen Studenten, die einem Milieu entstammten, das sich als ganzes der Assimilation gegenüber widerstandsfähiger zeigte.

Die meisten jüdischen Studenten bevorzugten – wie im 18. Jahrhundert – Hochschulorte mit größeren jüdischen Gemeinden, die ihnen eher die Möglichkeit gaben, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Die folgenden Statistiken bieten deshalb einen orientierenden Überblick über die allgemeine Frequenz der preußischen Universitäten und zugleich über den Umfang der jüdischen Gemeinden am jeweiligen Hochschulort³⁶:

	Hochschul- frequenz 1826/30	Jüdische Einwohner	
		1840	1849
Berlin	1 736	6 458	9 604
Halle	1 210	167	207
Breslau	1 094	5 714	7 384
Bonn	926	525	421
Königsberg	347	1 522	1 943
Greifswald	185	–	32

Während die jüdischen Gemeinden Berlin und Breslau im Vormärz durch die ostjüdische Zuwanderung aus den Provinzen Posen und Westpreußen um Tausende von Menschen anwuchsen, zeigte die Gemeinde in Halle, verglichen mit dem 18. Jahrhundert, eine rückläufige Tendenz. Auch deshalb verlor die Universität Halle ihre Anziehungskraft für Juden an die neuen Universitäten Berlin und Breslau. 1886/87 studierten bereits 70 % aller jüdischen Studenten Preußens in Berlin und 15 % in Breslau³⁷. Die Studenten folgten der allgemeinen Tendenz der jüdischen Bevölkerung zur Konzentrierung in den Großstädten, denn hier konnten sie am leichtesten mit einer beruflichen Chance rechnen. Ein Minimum an jüdischen Studenten muß dagegen für jene kleinen Hochschulorte angenommen werden, die wie Greifswald, Rostock, Freiburg und Erlangen das Verbot der Ansiedlung von Juden im Vormärz noch immer aufrecht erhielten.

³⁵ Über die Polemik von Juden gegen ostjüdische Studenten s. S. 151 f.

³⁶ Universitätsfrequenz nach *F. Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 260; Gemeindezahlen nach *S. Neumann*, Statistik der Juden in Preußen, S. 41 ff.

³⁷ Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen, S. 43; 1886/87 studierten in Berlin 3975 Christen und 880 Juden.

Berlin

Vieles deutet darauf hin, daß die Konzentrierung der jüdischen Studenten in Berlin schon gleich nach Gründung der neuen Hochschule einsetzte. Die Berliner jüdische Gemeinde bildete den Mittelpunkt des jüdischen Wirtschaftslebens in Preußen, hatte die führende Rolle in der Haskala und im Assimilationsprozeß gespielt, und Berlin wurde jetzt als Sitz der bedeutendsten preußischen Universität *der* Studienort jüdischer Studenten schlechthin. Eine Durchsicht der Namen aller noch im Gründungsjahr 1810 an der Berliner Universität immatrikulierten Studenten läßt unter diesen mindestens 7 % Juden vermuten³⁸. Im Jahr 1834 berichtete die Zeitschrift *Sulamith*, daß in Berlin „mehrere Hundert Juden studierten“³⁹. Hierbei handelte es sich allerdings vorwiegend um Medizinstudenten und Philologen, denn die juristische Fakultät lehnte es in Berlin grundsätzlich ab, Juden zu Doktoren beider Rechte zu promovieren, während die philosophische Fakultät 1823 erstmals einen Juden zur Promotion zuließ und Juden sogar das Staatsexamen pro facultate docendi gestattete⁴⁰.

Die zentrale geistesgeschichtliche Bedeutung der Universität Berlin für die jüdischen Akademiker ergibt sich am deutlichsten aus der Geschichte des Culturvereins. Wurde doch die Konzeption einer Wissenschaft des Judentums erstmals im Kreis jüdischer Studenten der Universität Berlin entwickelt. Mit dem sogenannten „Wissenschaftszirkel“ entstand 1816 die erste jüdische Studenten-

³⁸ Hs. Matrikel, Bd. 1, Archiv der Humboldt-Universität, Berlin-Ost; 1810 wurden 247 Studenten immatrikuliert, unter denen mindestens 16 typisch jüdische Namen tragen: Nr. 25 Joseph Hertz aus Hamburg, 48 Hirsch Mendel Japha aus Königsberg, 49 Meyer Mendel Japha aus Königsberg, 75 Joel Meyer aus Detmold, 95 Salomon Levi Steinheim aus Bruckhausen (Westf.) 98 Abraham Herz aus Kiel, 106 Levi Salomon aus Preußen, 141 Marcus Cohen aus Norden, 144 Moses Joseph Lautz (zuerst: Levi) aus Danzig, 153 Leib Boehner aus Brody, 169 Moritz Schwerin aus Glogau, 174 Joseph Enoch aus Warschau, 180 Meyer Löbel aus Berlin, 182 Albert Itzig aus Berlin, 240 Samuel Wilhelm Liebmann aus Neuruppin, 241 Marcus Moritz Mosovius aus Königsberg.

³⁹ *Sulamith* VIII, 1, S. 63.

⁴⁰ Jüd. Juristen konnten in Preußen im allgemeinen weder promovieren noch einen einschlägigen Beruf ergreifen. Vgl. S. 178 ff. Als der nachmalige Syndicus der Breslauer Judengemeinde, David Honigmann, 1844 in Berlin studierte, gab es hier mit ihm nur zwei jüdische Jurastudenten. David Honigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren 1841/1845, hrsg. *M. Brann*, *Jahrb. f. jüd. Geschichte und Literatur*, Bd. 7, Berlin 1904, S. 181. Das Staatsexamen für Philologen legte z. B. der neuorthodoxe Rabbiner Michael Sachs (geb. 1808) in Berlin ab, ohne damit doch irgendein Recht auf eine Staatsstellung zu erwerben. *J. Eschelbacher*, Michael Sachs, *MGWJ* Bd. 52, NF 16, 1908, S. 394. Der erste in Berlin promovierte jüdische Philosophiestudent war Marcus Leo Frankenheim (1823), ihm folgten u. a. Meyer Isler aus Hamburg (1830), Anton Eduard Wollheim aus Hamburg (1832) und Hirsch Hirschfeld aus Inowraclaw (1836); *M. Kalisch*, *Die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen*, Leipzig 1866, S. 12; *Verzeichnis der Berliner Universitätschriften 1810–1885*, hrsg. von der kgl. Univ. Bibliothek Berlin, Berlin 1899.

vereinigung, aus der dann 1819 der „Verein für Cultur und Wissenschaft des Judentums“ hervorging⁴¹. Anlaß für das Zusammenfinden der jüdischen Studenten war die unmittelbar nach den Freiheitskriegen mit der Restauration hervortretende antijüdische Tendenz, die gerade an der Berliner Universität Anhänger fand. Schon 1815 veröffentlichte der Berliner Historiker Rühs seine bekannte Kampfschrift gegen die Judenemanzipation, und im folgenden Jahr sprach die Berliner Juristenfakultät, geprägt durch die Historische Rechtsschule, der jüdischen Gemeinde Frankfurt a. M. in einem juristischen Gutachten die 1811 erworbenen Emanzipationsrechte grundsätzlich ab⁴². Es war sichtlich mehr die Isolierung an der Universität infolge dieser anti-emanzipatorischen Bestrebungen als eine gemeinsame positive Bindung an das Judentum, das die jüdischen Studenten sich 1816 im Wissenschaftszirkel zusammenfinden ließ. Die Gruppe bestand aus 23 jüdischen Studenten, Jungakademikern und einigen interessierten Autodidakten, die sich regelmäßig trafen, um einander Vorträge über die verschiedensten Studiengebiete zu halten, unter denen sich aber nur wenige jüdische Themen befanden. Zu dem Zirkel gehörten einige in der Folgezeit bekannt gewordene Persönlichkeiten wie Leopold Zunz, der Historiker Isaak Jost und die Juristen Eduard Gans und Sigmund Zimmern, die sich später beide um der erstrebten Universitätslaufbahn willen taufen lassen mußten⁴³. Als der Wissenschaftszirkel 1819 unter dem Eindruck der antijüdischen Hep! Hep!-Ausschreitungen einen „Verein zur Verbesserung des Zustandes der Juden im Deutschen Bundesstaate“ gründete, wandte er sich damit vorübergehend den konkreten sozialen und religiösen Problemen der Juden zu, rückte aber schon eineinhalb Jahre später mit der Umnennung in „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ das Ziel der Assimilation durch Wissenschaft wieder in den Vordergrund. Als Vereinszweck wurde jetzt genannt, „die Juden durch einen von innen heraus sich entwickelnden Bildungsgang mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen sie leben, in Harmonie zu setzen“⁴⁴. Das Judentum selbst wurde unter dem Einfluß der Romantik zum Gegenstand der historischen Wissenschaft, der die Aufgabe zufiel, es als Teil der allgemeinen Kultur und Geschichte der Menschheit zu interpretieren. Bis zu seinem Verfall 1823 hatte der Culturverein in Berlin und außerhalb 81 Mitglieder, von denen mindestens 34 Studenten und Akademiker waren⁴⁵.

⁴¹ Über beide Vereinigungen findet sich die ausführlichste Darstellung samt Mitgliederverzeichnissen bei *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 28–102 und 174–189.

⁴² Zu *Rühs'* Schrift „Über die Ansprüche der Juden auf das dt. Bürgerrecht“ und zum Spruchkollegium s. *S. Dubnow*, *Neueste Geschichte* Bd. II, S. 17 f. und 27 f.

⁴³ Die acht Gründer des Zirkels waren stud. phil. Leopold Zunz und Isaak Markus Jost, stud. med. Daniel Lessmann und Joseph A. L. Brogi, stud. iur. Eduard Gans und Julius Rubo, Immanuel Wohlwill und der gelehrte Buchhalter Moses Moser, der spätere Freund Heinrich Heines. *H. Reissner*, Eduard Gans, S. 28 ff.

⁴⁴ Ebd. S. 63.

⁴⁵ Mitgliederverzeichnis mit Biographica bei *Reissner*, Eduard Gans S. 174–189.

Für kurze Zeit faßte er einen großen Teil der intellektuellen jüdischen Elite zusammen, wie es keiner anderen jüdischen Vereinigung des Vormärz mehr gelang. Die enge Verbundenheit von Culturverein und Berliner Universität kam in zwei Institutionen zum Ausdruck, die zu den wenigen verwirklichten Projekten des Vereins gehörten. Eine Stipendienkommission vermittelte 1822/23 an 11 studierende Juden von Berliner jüdischen Familien gestiftete Stipendien, und die 1821–23 unterhaltene Unterrichtsanstalt für die Fortbildung von Ostjuden hatte 40 Bewerber, von denen allerdings nur 22 aufgenommen wurden⁴⁶. Zu den Lehrern an diesem Institut zählte auch Heinrich Heine, der während seiner Berliner Studienzeit 1822 dem Culturverein beitrug.

Nach dem schnellen Erlöschen des Culturvereins gab es in Berlin infolge der religiösen Indifferenz der gebildeten Juden kaum noch ein spezifisch jüdisches Geistesleben. Kein moderner Rabbiner stand der Gemeinde und den studierenden Rabinatskandidaten zur Seite. Als sich 1829 an der Berliner Universität der spätere Rabbiner und Herausgeber der Allgemeinen Zeitung des Judentums, Ludwig Philippson, immatrikulierte, hörte er bei so bekannten Professoren wie Hegel, Gans, Savigny, Steffens, v. Raumer und Boeckh, nahm sich aber gleichzeitig für seine theologischen Studien einen polnischen Talmudlehrer⁴⁷. Die alte und die neue jüdische Bildung blieben ohne jede Verbindung. Das Fehlen eines Lehrstuhls für jüdische Theologie führte dazu, daß viele Juden bei christlichen Theologen hörten. So war in Berlin Leopold Zunz ein Schüler de Wettes, und Schleiermacher hatte den stärksten Einfluß auf Sigismund Stern, dem es als Schulleiter in den vierziger Jahren gelang, durch seine Vorträge über religiöse Reform auch die Berliner gebildete jüdische Schicht anzusprechen⁴⁸. Den Gründungsauftrag der dann von Sigismund Stern 1845 ins Leben gerufenen Reformgemeinde unterzeichneten 32 Personen, von denen 11 promovierte Akademiker waren⁴⁹. Nachdem die Berliner jüdische Gemeinde sich seit 1800 mit Rabinatsverwesern ohne moderne Bildung begnügt hatte, brachte das Jahr 1845 auch auf Seiten der Orthodoxen eine Verbesserung durch die Anstellung des ersten promovierten Rabinatsassessors Michael Sachs, eines bedeutenden Vertreters der wissenschaftlichen Orthodoxie⁵⁰. Die Errichtung eines Lehrstuhls für jüdische Theologie, für den Berlin

Unter den Studenten und Akademikern befanden sich 18 Philologen, 10 Mediziner und 6 Juristen.

⁴⁶ Näheres zu beiden Einrichtungen vgl. S. 140 f. und 149 f.

⁴⁷ *M. Kayserling*, Ludwig Philippson, Eine Biographie, Leipzig 1898, S. 21 ff.

⁴⁸ Leopold Zunz, Jude – Deutscher – Europäer, hrsg. *N. N. Glatzer*, Tübingen 1964, S. 86. *A. Galliner*, Sigismund Stern, Der Reformator und der Pädagoge, Frankfurt/M. 1931.

⁴⁹ Ebd. S. 60.

⁵⁰ M. Sachs (1808–1864), geb. in Glogau, wurde 1845 als Prediger und Rabinatsassessor aus Prag nach Berlin berufen, wo er dann eng mit dem Verleger und Stadtverordneten Dr. Moritz Veit befreundet war. Zu der von ihm vertretenen wissen-

geeignetster Standort gewesen wäre, blieb aber weiterhin Utopie, zumal die Gemeinde sich 1837 nicht einmal an der gescheiterten Geldsammlung für dies Projekt beteiligt hatte und der Vereinigte Landtag 1847 die Eingliederung eines solchen Lehrstuhl in eine Universität ablehnte⁵¹. Wie weit Religion jetzt unter gebildeten Juden als Privatsache galt, zeigt auch, daß im geselligen Verkehr zwischen getauften und ungetauften Juden keine Schranken errichtet wurden. So verlor die 1791 gegründete „Gesellschaft der Freunde“, die neben angesehenen Kaufleuten auch Akademiker zu ihren Mitgliedern zählte, durch zahlreiche Taufen ihren rein jüdischen Charakter⁵². Im Jahr 1838 stiftete dann sogar eine Gruppe von Juden und Proselyten gemeinsam ein Stipendium für die Berliner Universität, das abwechselnd einem Juden und einem Christen zugute kommen sollte⁵³.

Breslau

Wie in Berlin hatte in Breslau bereits im 18. Jahrhundert ein medizinisches Kollegium bestanden, an dem auch Juden immatrikuliert worden waren⁵⁴. Als die 1811 gegründete Universität die Nachfolge dieses Instituts wie auch der viel von Juden besuchten Universität Frankfurt a. O. antrat, erhöhte sich die Zahl der studierenden Juden kontinuierlich und machte 1841–44 bereits 10 % der jeweils Neuimmatrikulierten aus⁵⁵. Bis 1848 wurden zusammen 569 Juden immatrikuliert, die sich auch hier ganz überwiegend dem Medizinstudium widmeten. Ein Professor der medizinischen Fakultät stellte 1847 fest, daß mehr als 60 % der Studierenden seiner Fakultät Juden seien, und warnte deshalb entschieden vor der Zulassung der Juden zur Professur⁵⁶. Wegen der dichten jüdischen Besiedlung des Einzugsgebietes der Universität gab es in Breslau auch eine nicht geringe Zahl studierender Rabbinatskandidaten. Diesen gegenüber verhielt sich die philosophische Fakultät ausgesprochen abweisend, als sie – obgleich sie früher schon Juden promoviert hatte – in ihr 1840 neu abgefaßtes Statut die Klausel aufnahm, daß alle Promovenden sich zur christlichen Religion bekennen mußten. Diese Bestimmung wurde trotz verschiedener Eingaben der jüdischen Gemeinde und Rabbiner Abraham Geigers erst 1847 aufgrund des neuen preußischen Emanzipationsgesetzes auf-

schaftlichen Orthodoxie s. *M. Wiener*, *Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation*, Berlin 1933, S. 85 ff. *L. Geiger*, *Geschichte der Juden in Berlin*, Bd. I, S. 189 ff.

⁵¹ Ebd. Bd. 2, S. 254 – Vollständige Verhandlungen, S. 129 f.

⁵² *L. Lesser*, *Chronik der Gesellschaft der Freunde in Berlin*, Berlin 1842. – Nach *AZJ* 1837, Nr. 17 waren damals von 398 Mitgliedern 25 Akademiker.

⁵³ Über das Moses-Moser-Gedächtnisstipendium s. S. 140 f.

⁵⁴ S. S. 66 f.

⁵⁵ S. Tabelle S. 93.

⁵⁶ *Votum Professor Benedicts über die Frage der Zulassung von Juden zur Professur*, gedruckt bei *M. Kalisch*, *Die Judenfrage*, Leipzig 1860, S. 176.

gehoben⁵⁷. Eine Beschränkung dieser Art gab es an keiner anderen deutschen Hochschule und veranlaßte die Breslauer Rabbinatskandidaten zumeist, in Jena oder Leipzig ihre Dissertationen einzureichen⁵⁸. Auch unter der Studentenschaft selbst zeigten sich anti-jüdische Haltungen, denn als 1844 in Breslau ein Judentumult ausbrach, waren Studenten unter den Anführern der Ausschreitungen. Die jüdische Zeitschrift „Orient“ warf aus diesem Anlaß den Studenten vor, daß sie sich weiterhin von „Deuschtümelei“ leiten ließen, statt sich der Aufklärung des Volkes zu widmen⁵⁹. So war das jüdische Studentenleben in Breslau mit Spannungen belastet, die an Hochschulen mit geringerer jüdischer Studentenzahl meist nicht so offen hervortraten.

Als mit Abraham Geiger 1838 der führende Reformtheologe seiner Zeit nach Breslau berufen wurde, kam es innerhalb der jüdischen Gemeinde, in der die Orthodoxie eine wesentlich stärkere Stellung als in Berlin hatte, zu heftigen Konflikten. Die Kämpfe zwischen den Anhängern der Reform und den Altgläubigen führten faktisch zur Gemeindespaltung, so daß jede der beiden Gruppen ab 1843 einen eigenen Rabbiner anstellte. Abraham Geiger, der von seinem Studium in Heidelberg und Bonn her die ganze Misere der zeitgenössischen Rabbinerausbildung kannte, entfaltete als Breslauer Reformrabbiner eine rege Tätigkeit für die Studenten und bemühte sich, sie mit dem notwendigen allgemeinen und theologischen Wissen auszustatten⁶⁰. Er strebte danach, die freie wissenschaftlich-theologische Forschung zur Grundlage eines modernen Judentums zu machen und setzte sich in seiner 1835 gegründeten „Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie“ stark für eine entsprechende Reform der Rabbinerausbildung und die Errichtung theologischer Lehrstühle ein. Auf die Breslauer Studenten wirkte er vor allem durch seine Lehrtätigkeit am 1842 errichteten „Lehr- und Leseverein“, der unter seinem Einfluß Vorbereitungskurse für jüdische Studienbewerber ohne Gymnasialbildung abhielt, wie sie ähnlich der Culturverein in Berlin veranstaltet hatte. Zu den Lehrern dieser hauptsächlich für Bewerber aus ostjüdischem Milieu gedachten Kurse gehörte auch Ferdinand Lassalle als assimilierter Breslauer Student, zu den Schülern zählte der aus einer orthodoxen Familie der Provinz Posen stammende Eduard Lasker⁶¹. Durch diese Gymnasialkurse und eine Biblio-

⁵⁷ Akten gedruckt bei *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 10–21. S. auch Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. *L. Geiger*, Berlin 1878, S. 122; AZJ 1845, S. 751 f.

⁵⁸ *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 19.

⁵⁹ Orient 1844, S. 313 f.

⁶⁰ Über A. Geiger und die Breslauer Gemeindekämpfe s. *S. Dubnow*, Neueste Geschichte, Bd. I, S. 92 f. und 96 f. Zum „Lehr- und Leseverein“ sowie Geigers Aktivität für die Studenten s. A. Geigers Leben in Briefen, hrsg. *L. Geiger*, Berlin 1878, S. 128 f. und 162 f.; *L. Geiger*, Abraham Geiger, Leben und Lebenswerk, Berlin 1910; David Honigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren, hrsg. *M. Brann*, JJGL Bd. 7, 1904, S. 147 ff.

⁶¹ Lassalle, geb. Breslau 1825, studierte 1842–1844 in seiner Heimatstadt und unterrichtete am Lehr- und Leseverein Griechisch. *A. Bein*, Lassalle als Verteidiger

thek bot der Lehr- und Leseverein Möglichkeiten zur Erweiterung der außerjüdischen Bildung, gleichzeitig aber versuchte Abraham Geiger hier die Studenten durch Vortragsreihen in die moderne jüdische Theologie und in die Wissenschaft des Judentums einzuführen. Geigers Vorlesungen über Theologie, Geschichte und Literatur des Judentums ersetzten in Breslau für kurze Zeit den fehlenden Lehrstuhl für jüdische Theologie. Sein Ansehen nutzend, konnte Geiger den Studenten durch die Vermittlung von Stipendien und Freitischen jüdischer Gönner auch praktische Hilfe leisten. Allerdings mußte seine stark reformerische Haltung im Gegensatz stehen zum konservativen Judentum vieler schlesischer und posenscher Rabbinatskandidaten, die in Breslau studierten. Als dann 1854 in Breslau aufgrund der testamentarischen Stiftung des Kommerzienrats Jonas Fränckel das erste wissenschaftliche Rabbinerseminar Deutschlands gegründet wurde, kam Geiger als Dozent nicht in Frage, da das Seminar theologisch eine mittlere Position einnahm und alle Lehrer auf eine orthodoxe Lebensführung verpflichtete⁶².

Das Breslauer Rabbinerseminar, aus dem bis in die Zeit des Nationalsozialismus Hunderte von konservativen und liberalen Rabbinern hervorgingen, verlangte von seinen Studenten ein parallel laufendes Studium an der Breslauer Hochschule und schuf wegweisend einen ganz neuen Typus des Rabbiners. Durch eine Reihe hervorragender Dozenten, die durchweg eine deutsche Universität besucht hatten, wurde das Seminar schon seit Beginn zu einem Zentrum jüdischer Gelehrter, die hier erstmals die Möglichkeit zu einer bezahlten akademischen Lehrtätigkeit fanden. Unter den ersten Dozenten des Rabbinerseminars waren auch zwei ehemalige Breslauer Studenten orthodoxer Prägung: der Historiker Heinrich Graetz und der Mathematiker Benedict Zuckermann⁶³. Graetz gehörte zu den nur autodidaktisch vorgebildeten Studenten aus der Provinz Posen und wurde 1842 ohne Reifezeugnis mit der notwendigen ministeriellen Sondergenehmigung in Breslau immatrikuliert. Als Student berichtete er für die jüdisch-konservative Zeitschrift „Der Orient“

Geigers und des jüdischen Lehr- und Lesevereins in Breslau, Bulletin des LBI 1966, Nr. 36, S. 330 ff. – Lasker, geb. Jarotschin 1829, wurde bis zum 13. Lebensjahr rein orthodox erzogen und besuchte dann das Gymnasium in Breslau. *E. Hamburger, Juden im öffentlichen Leben Deutschlands, Tübingen 1968, S. 269 f.*

⁶² Über Geiger als Propagator einer jüdisch-theologischen Fakultät und die Gründung des Rabbinerseminars in Breslau s. S. 192 f.

⁶³ Graetz, geb. 1817 in Xions (Posen), war 1837–1840 Schüler Samson Raphael Hirschs, des Begründers der Neuorthodoxie. Er promovierte 1845 in Jena über „Gnostizismus und Judentum“. *M. Brann, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars Fränckelscher Stiftung in Breslau, Breslau 1904, S. 42 ff.* – Zuckermann, geb. Breslau 1818, stammte aus einer orthodoxen Kaufmannsfamilie und promovierte in Berlin. Ebd. S. 84 ff. Über seine Erziehung s. S. 149. – Erster Direktor des Breslauer Seminars war Zacharias Frankel (1801–1875), der Begründer der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums; als weitere Dozenten traten vor allem der Altphilologe Jacob Bernays, vorher Privatdozent in Bonn (s. S. 211 f.), und der Philosoph Manuel Joel hervor.

über die Breslauer Gemeindegänge und sammelte Unterschriften für einen Protest gegen die Reformbeschlüsse der zweiten Rabbinerkonferenz⁶⁴. Den orthodoxen Studenten gegenüber standen auch in Breslau religiös indifferente wie etwa Ferdinand Lassalle. Allerdings wurden Graetz und Lassalle beide – wie sehr viele jüdische Studenten – in ihrem Denken stark vom Hegelschen System beeinflusst, wobei Graetz nur die formalen Prinzipien übernahm, der junge Lassalle dagegen in der jüdischen Geschichte die vollkommene Selbstentfremdung des Geistes sah⁶⁵.

Halle

Halle, die der Frequenz nach zweitgrößte preußische Universität des Vormärz, besaß als Studienort für Juden seit dem Ende des 17. Jahrhunderts Tradition. Machte sich auch die Konkurrenz der neu begründeten Universitäten und der Rückgang der jüdischen Gemeinde bemerkbar, so übte doch jetzt Halle besonders auf Rabbinatskandidaten eine starke Anziehungskraft aus. In Halle lehrte 1810–42 der damals bedeutendste Orientalist Gesenius, zu dessen Schülern eine größere Anzahl von Juden gehörten. Wohl an keiner anderen Universität promovierten so viele Juden über orientalistische, biblische und talmudische Themen wie in Halle. Während in Berlin erst 1823, in Königsberg 1824 Juden in der philosophischen Fakultät promoviert wurden, geschah dies in Halle schon 1817⁶⁶. Häufig wechselten Berliner jüdische Studenten zum Zweck der Promotion nach Halle über, so Leopold Zunz (1821), Eduard Munk (1825), Sigismund Stern (1834) und Israel Hildesheimer (1846). Insgesamt erhielten in Halle bis 1848 mindestens 28 jüdische Philosophiestudenten den Doktorgrad, von denen 18 orientalistische oder biblisch-talmudische Themen wählten, 4 solche aus der Altphilologie, 3 philosophische, 2 mathematische und einer ein historisches Thema. Während christliche Theologen höchst selten den Doktorgrad erwarben – in Halle waren es im gleichen Zeitraum nur vier – gehörte dies bei Rabbinatskandidaten in Preußen aus Mangel an einer Staatsprüfung zur Regel, und sichtlich genoß Halle als Promotionsort unter ihnen das höchste Ansehen.

In Halle erfolgte auch die erste Promotion eines Juden durch eine preußische Juristenfakultät: nach einem Studium in Göttingen und Berlin erwarb der spätere Sekretär und Syndicus der Berliner Gemeinde, Julius Rubo, 1817

⁶⁴ AZJ 1845, S. 545.

⁶⁵ Der Einfluß Hegels auf Graetz zeigt sich besonders in seiner Frühschrift „Konstruktion der jüdischen Geschichte“ (1846). Für Lassalle s. Brief an seine Mutter vom 30. 7. 1844, in: E. Silberner, Sozialisten zur Judenfrage. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1914, Berlin 1962, S. 167 f. Der Vater Lassalles, ein Seidenhändler, war Breslauer Stadtverordneter und Parteigänger Abraham Geigers. S. Naaman, Lassalle, Hannover 1970, S. 10.

⁶⁶ Vgl. S. 99 und 108. – Als Juden bekannt oder nach Namen und Thema als solche anzunehmen sind aus dem Dissertationsverzeichnis der Phil. Fak.: Mar-

in Halle die Doktorwürde und war hier vorübergehend als Privatdozent tätig⁶⁷. Bis in die vierziger Jahre wurde die juristische Promotion dann in Preußen Juden nur in wenigen Ausnahmefällen erlaubt.

Bonn

An der 1819 eröffneten Universität Bonn immatrikulierten sich bis 1848 insgesamt 191 Juden, von denen 45 % Medizin, 37 % Philologie und 18 % Jura hörten⁶⁸. Der größte Teil der Studenten stammte aus den rheinischen und westfälischen Gebieten Preußens (107), während weitere 26 Studenten aus dem östlichen Preußen kamen. Unter den übrigen Territorien waren am stärksten die Stadtstaaten Hamburg (7) und Frankfurt a. M. (10) vertreten.

In Bonn lehrte der angesehene Arabist Professor Freytag, zu dessen zahlreichen jüdischen Schülern u. a. Abraham Geiger, der spätere Orientalist Salomon Munk und der 1848 habilitierte Altphilologe Jacob Bernays gehörten⁶⁹. Geiger kam nach Bonn von der Universität Heidelberg, an der er das orientalistische Studiengebiet unzureichend vertreten fand, hörte 1829–1832 bei Freytag Arabisch und verfaßte die von der Fakultät preisgekrönte Schrift „Was hat Mohammed aus dem Judentum aufgenommen?“⁷⁰ Gleichzeitig mit Geiger studierte der mit ihm damals befreundete Samson Raphael Hirsch in

dochai Bondi aus Dresden (1817), Leopold Zunz aus Detmold (1821), Hermann Reinganum auf Frankfurt/Main (1824), Eduard Munk aus Glogau (1825), Albert Agathon und Simon Ferdinand Benary aus Kassel (1827), Wilhelm Freund aus Breslau (1827), Moritz Moser aus Sorau (1830), Ascher Joel Cohen aus Breslau (1831), Sigismund Stern aus Karge-Unruhstadt (1834), Benjamin Philipp Ginsberg aus Breslau (1834), Nathan Ginsberg aus Breslau (1841), Marcus Rosenberg aus Bentschen (1845), Jakob Levy aus Dobberschütz (1845) Peisach Joseph aus Glogau (1846), Meier Buka aus Breslau (1846), Julius Landsberger aus Zülz (1846), Israel Hildesheimer aus Halberstadt (1846), Jacob L. Moses aus Posen (1846), Marcus Kalisch aus Treptow (Pomm.), Meyer Wiener aus Glogau (1847), Moritz Stern aus Karge (1847), Salomon Calvary aus Posen (1847), Julius Friedländer aus Berlin (1847), Salomon Poper aus Lissa (1847), Ludwig Lewysohn aus Schwersens (1847), Moritz Goldstein aus Giesdorf i. Schles. (1848), Leiser Lazarus aus Filehne (1848). – Bibliographie der Universitätsschriften von Halle-Wittenberg 1817–1885, bearb. von W. Suchier, Berlin 1953.

⁶⁷ Promotionsakte U. A. Halle, Rep. 23, III, Nr. 7. – Zu Rubo vgl. S. 181, 208.

⁶⁸ Zahlen errechnet nach den Konfessionsangaben der Originalmatrikel, U. A. Bonn.

⁶⁹ S. Munk immatr. 19. 10. 1827, A. Geiger, immatr. 31. 10. 1829, J. Bernays, immatr. 29. 4. 1844 – Für Munk und Bernays sind Abgangszeugnisse mit Vorlesungsbescheinigungen von Prof. Freytag erhalten. U. A. Bonn, Entlassungszeugnisse der Phil. Fak. Weitere Studenten mit Entlassungszeugnissen von Freytag sind: S. F. Benary (1825), Gerson Josaphat (1833), Joseph Dernburg (1834), Salomon Zadik Frenssdorff (1834), Isaak Sobernheim (1834), Leon Ullmann (1834), Abraham Adler (1835), Jacob Bernays (1848).

⁷⁰ A. Geigers Leben in Briefen, S. 13 und 23.

Bonn, dessen religiöse Entwicklung zum Begründer der Neuorthodoxie Geiger später zu seinem entschiedenen Gegner machte⁷¹. Schon als Student versuchte Geiger, auf die auch in Bonn überwiegend konservativen Rabbinatskandidaten im Sinne einer Reform einzuwirken, und begründete 1829 unter ihnen einen „Rednerverein“, der 7 Mitglieder zählte und sich am Sabbat zu Predigtübungen und theologischen Disputationen traf⁷².

Die Zahl der Jura studierenden Juden lag in Bonn wahrscheinlich vergleichsweise höher als an den übrigen preußischen Universitäten, da hierher auch Studenten aus westdeutschen Territorien kamen, in denen Juden zur Advokatur zugelassen waren. Zur Promotion mußten die jüdischen Jurastudenten an die Universitäten in Göttingen, Heidelberg oder Marburg überwechseln, wo die Juristenfakultäten auch Juden promovierten. Die später bekannteste jüdische Persönlichkeit unter den Jurastudenten Bonns war Heinrich Heine, der sich 1819 an der eben neu eröffneten Universität einschrieb, sein Studium in Göttingen und Berlin fortsetzte und 1825 in Göttingen zum Dr. iur. promovierte⁷³. Heine studierte in Bonn allerdings kaum Jura, sondern hörte vor allem die Vorlesungen der beiden berühmten Bonner Professoren Ernst Moritz Arndt und August Wilhelm Schlegel. In dem damals von ihm hochverehrten Schlegel fand er einen Förderer und interessierten Kritiker seiner frühen Gedichte⁷⁴.

Königsberg

In Königsberg, wo im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die Anzahl jüdischer Studenten besonders hoch gelegen hatte, ging das Studium von Juden mit dem Ende der Aufklärungszeit zurück. Nach dem Tode Kants und dem Zusammenbruch Preußens wirkte sich schon bald die Anziehungskraft der neu gegründeten Universitäten Berlin und Breslau für die Albertina negativ aus. Ihre allgemeine Frequenz steigerte sich in der ersten Jahrhunderthälfte kaum. 1811–25 immatrikulierten sich in Königsberg etwa 42 Juden, in Breslau bereits 129⁷⁵. Die ostpreußische Universität hatte unter jüdischen wie christ-

⁷¹ S. R. Hirsch, immatr. Bonn 26. 10. 1829, wurde 1830 Rabbiner in Oldenburg.

⁷² A. Geigers Leben in Briefen, S. 18–22. – Ähnliche homiletische Seminare gründeten die Rabbinatskandidaten in Selbsthilfe an den Universitäten Heidelberg und Würzburg, s. S. III f. und 118 f.

⁷³ Heine immatrikulierte sich in Bonn am 11. 12. 1819, in Göttingen am 4. 9. 1820 und 30. 1. 1824. Promotion Göttingen am 20. 7. 1825.

⁷⁴ M. J. Wolff, Heinrich Heine, München 1922, S. 51 ff.

⁷⁵ Zahlen für Breslau nach Festschrift Universität Breslau, S. 62; Zahlen für Königsberg nach Matrikel der Albertus-Universität, Bd. II (1656–1829). Judäus-Zusätze finden sich in der Königsberger Matrikel, unzuverlässig durchgeführt, bis 1827 und wurden nach namenkundlichen Gesichtspunkten überprüft. Vgl. G. Kessler, Judentaufen und judenchristliche Familien in Ostpreußen, Familiengeschichtliche Blätter, Jg. 36, Leipzig 1938.

lichen Studenten kaum mehr überregionale Bedeutung. Die 1800–1825 in Königsberg eingeschriebenen Juden stammten fast zur Hälfte aus Königsberg und Danzig und studierten zu über 80 % Medizin⁷⁶. Als einzige deutsche Universität forderte die Albertina noch in den zwanziger Jahren von Juden doppelte Immatrikulationsgebühren. Die nicht aufgehobene Gebührenordnung von 1809 setzte fest, daß Grafen das dreifache, Adlige und Juden das doppelte Matrikelgeld entrichten mußten⁷⁷.

Unter den Königsberger jüdischen Studenten war der später als Politiker bekannte Johann Jacoby (1805–1877), der nach seiner Promotion zum Dr. med. in seiner Heimatstadt Königsberg 1830 eine Praxis eröffnete und erstmals 1841 durch sein berühmtes Flugblatt „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ als Demokrat hervortrat. Der 1822 immatrikulierte Mediziner Raphael Kosch wurde 1848 zusammen mit Jacobi als zweiter Königsberger Arzt in die Preußische Nationalversammlung gewählt⁷⁸. Unter den wenigen jüdischen Philologiestudenten ist Joseph Levin Saalschütz, der Sohn des gleichnamigen Königsberger Rabbiners, hervorzuheben, da er nicht nur als erster Jude 1824 von der Albertina zum Dr. phil. promoviert wurde, sondern auch 1849 ihr erster jüdischer Habilitand war⁷⁹.

Greifswald

Die kleine norddeutsche Univeristät in Greifswald hatte Preußen 1815 mit Neu-Vorpommern von Schweden übernommen. Da Juden erst Ende des 18. Jahrhunderts die Ansiedlung im Lande gestattet worden war, und Greifswald bis 1848 das *ius de non tolerandis iudeis* aufrecht erhielt, hatte die Universität als Studienort für Juden kaum Bedeutung⁸⁰. Eine Konfessionszählung der Studenten wurde nur für die Jahre 1829–30 durchgeführt, in welcher Zeit zwei jüdische Medizinstudenten und ein Philologe immatrikuliert waren⁸¹. Die in Preußen selten an Juden vergebene juristische Doktorwürde erhielt in

⁷⁶ Von 64 Studenten waren 54 in der Med. Fak. inskribiert; aus Königsberg stammten 22, aus Danzig 9 (mit Altschottland).

⁷⁷ Matrikel der Univ. Königsberg, Bd. 1, Einleitung, S. CIX. – Die bis 1827 durchgeführten Judäus-Zusätze dienten der Gebührenabrechnung, wie jeweils an der Semestersumme erkenntlich.

⁷⁸ *E. Hamburger*, Juden im öffentl. Leben, S. 42 f., 189 ff. Jacoby war Stadtverordneter in Königsberg und wurde 1849 Ersatzmann in der Frankfurter Nationalversammlung. Vgl. S. 178.

⁷⁹ Saalschütz, später a. o. Prof. für Archäologie, war 1835–1863 Prediger und Religionslehrer in Königsberg. *J. Rosenthal*, Festschrift zur 25. Wiederkehr des Tages der Einweihung der neuen Gemeindegynagoge, Königsberg 1921, S. 61 ff.

⁸⁰ *I. Freund*, Die Emanzipation der Juden in Preußen, Berlin 1912, Bd. II, S. 323; *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 134. (Votum Jur. Fak. Greifswald 1847.)

⁸¹ Samuel Salinger aus Wollin, Michael Liebmann aus Mecklenburg und Moses Levy aus Prenzlau. *Acta specialia inscriptionum studiosorum*. U. A. Greifswald, Auskunft vom 22. 8. 1966.

Greifswald 1820 Nathan Aarons aus Hamburg, der spätere Advokat in Güstrow und Bevollmächtigter der Juden von Mecklenburg-Schwerin in Emanzipationsverhandlungen⁸².

B. Baden

Das neu entstandene Großherzogtum Baden besaß mit der ehemals kurpfälzischen Universität Heidelberg und der früher habsburgischen Hochschule in Freiburg zwei Landesuniversitäten, von denen die eine protestantische, die andere katholische Tradition aufwies. Während in Heidelberg Juden – vor allem aus der Mannheimer Gemeinde – schon seit 1724 studiert hatten, wurde die Freiburger Hochschule ihnen als vorderösterreichische Universität erst durch das Josefinische Dekret von 1781 geöffnet⁸³. Der primär katholische Charakter der Universität Freiburg erhielt sich auch in badischer Zeit. Jüdische Studenten immatrikulierten sich in Freiburg höchst selten, wozu sowohl das von 1424–1848 geltende Ansiedlungsverbot für Juden im Stadtgebiet beitrug, als auch die Tatsache, daß das Oberrheingebiet vergleichsweise wenig jüdisch besiedelt war und die assimilierten Juden Badens sich in den nördlichen Gemeinden Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg konzentrierten⁸⁴. Die folgende Übersicht zeigt, wieviel stärkere Anziehungskraft auf Juden die Heidelberger Hochschule ausübte⁸⁵:

	Jahres- frequenz 1826/30	Jüd. Immatri.	Jüd. Einwohner
Heidelberg	727	1801–48: 418	349 (1825)
Freiburg	616	1827–48: 7	– (bis 1848)

Der Aufstieg der Universität Heidelberg wurde eingeleitet mit der völligen Neuordnung der nunmehr gemischt-konfessionellen Hochschule nach ihrem Übergang an Baden 1803. Ihr wissenschaftlicher Ruf – besonders der der

⁸² Sulamith VI,1, S. 279 und VIII,2, S. 206.

⁸³ Vgl. S. 29.

⁸⁴ Im Vormärz studierten noch immer 80–90 % Katholiken in Freiburg. Die ab 1827 geführte Konfessionsstatistik weist bis 1848 nur 7 Juden auf, von denen 4 Jura und 3 Medizin studierten. Hs. Matrikel der Universität Freiburg, U. A. Freiburg. Zum Ansiedlungsverbot der Juden in Freiburg s. B. Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden, S. 37 und 290 f. – Die badische Oberrheinprovinz wies 13, die Mittelrheinprovinz 38 und die Unterrheinprovinz 122 jüdische Gemeinden auf. 1825 hatten die beiden größten Gemeinden Mannheim 1456 und Karlsruhe 893 Mitglieder. R. Rürup, Judenemanzipation in Baden, S. 252, Anm. 46.

⁸⁵ Jüdische Einwohner Heidelbergs nach R. Rürup, ebd.; Jahresdurchschnittsfrequenzen nach F. Eulenburg, Frequenz dt. Universitäten, S. 260. Zahl der in Heidelberg immatrikulierten Juden nach Hs. Matrikel der Universität Heidelberg, Bd. 4 und 5, Konfessionsangaben.

Juristenfakultät – und die von den Romantikern entdeckte Schönheit der Neckarstadt ließen aus der kleinen kurpfälzischen Hochschule eine von Fremden viel besuchte Universität werden, die ihre Studentenzahl zwischen 1803 und 1830 vervierfachte⁸⁶. Die überregionale Bedeutung der Universität, die Nähe jüdischer Großgemeinden und die vergleichsweise liberale Hochschulpolitik gegenüber Juden machten Heidelberg mit Göttingen zu den von Juden bevorzugten Studienorten im westlichen Deutschland. Keine deutsche Universität ließ im Vormärz so viele jüdische Privatdozenten zu wie Heidelberg⁸⁷. Hinzu kam, daß Juden in Heidelberg nicht nur in allen Fakultäten promovieren, sondern auch die Staatsprüfungen ablegen konnten⁸⁸. Seit Erlaß des badischen Judenedikts von 1809, das eine weitgehende Emanzipation aller Juden, die nicht vom „Nothandel“ lebten, vorsah, zeigte sich die Regierung speziell an einer jüdischen Berufsumschichtung interessiert, ohne allerdings die Staatsämter Juden zu öffnen.

Der starke Besuch der Heidelberger Universität durch Juden setzte 1807 unvermittelt ein als deutliche Reaktion auf die Verleihung des Staatsbürgerrechts an Juden im ersten Konstitutionsedikt des neuen badischen Großherzogtums. Die fortschreitende napoleonische Eroberung Deutschlands und die Begründung des Königreichs Westfalen, in dem die volle Emanzipation verwirklicht wurde, trugen ebenfalls dazu bei, das Interesse der Juden Westdeutschlands am Universitätsstudium plötzlich stark anwachsen zu lassen. Während sich in den ersten 7 Jahren des Jahrhunderts nur ein französischer Jude eingeschrieben hatte, immatrikulierten sich 1807 in Heidelberg 8 Juden und bis einschließlich 1811 weitere 22⁸⁹. In den Jahren 1830–48 waren durchschnittlich 2,5 % der Immatrikulierten jüdische Studenten⁹⁰. Allerdings stammten die meisten – wie auch bei den christlichen Studenten – nicht aus Baden. Unter den Herkunftsgemeinden der Heidelberger jüdischen Studenten waren am häufigsten vertreten Frankfurt a. M. mit 43, Hamburg und Altona mit 40, Mannheim mit 35, Karlsruhe mit 25 und Heidelberg mit 24 Studenten⁹¹. Im Gegensatz zum 18. Jahrhundert kamen jetzt Juden häufiger auch aus kleinen Landgemeinden an die Universität.

⁸⁶ 1700–1790 hatte Heidelberg eine Jahresdurchschnittsfrequenz von 158 Studenten, 1801/1805: 154, 1806/1810: 402, 1821/1825: 589, 1826/1830: 726; *F. Eulenburg*, *Frequenz dt. Universitäten*, S. 153 und 164.

⁸⁷ Über die 6 Heidelberger jüd. Privatdozenten siehe S. 208 und 214 ff.

⁸⁸ Die ersten jüdischen Lehramtskandidaten und Rechtspraktikanten bestanden 1814 ihre Prüfungen in Heidelberg. Obgleich die Verfassung von 1818 in § 9 Juden von Staatsämtern ausschloß, blieben sie zu Staatsprüfungen ausdrücklich zugelassen durch Gesetz vom 22. 5. 1822. *A. Lewin*, *Geschichte der badischen Juden*, S. 170 f., 185, 205.

⁸⁹ *Hs. Matrikel der Universität Heidelberg*, Bd. 4 und 5. U. A. Heidelberg.

⁹⁰ Vgl. Tabelle S. 93.

⁹¹ Unter den zusammen 428 Immatrikulierten stammten ferner aus Mainz 9, aus Hannover 9, aus Berlin, Hanau und Darmstadt je 7, aus Worms 6, Braun-

Bei dem außerordentlich guten Ruf der Heidelberger Juristenfakultät, die von etwa der Hälfte aller dortigen Studenten besucht wurde und Juden zu Staatsexamen, Promotion und Privatdozentur zuließ, verwundert es nicht, daß auch jüdische Jurastudenten hier zahlreicher vertreten waren als an allen anderen deutschen Universitäten – vielleicht mit Ausnahme von Göttingen. Es studierten 37 % der Juden Jura, 41 % Medizin und 22 % Philosophie und Theologie. Unter den Juristen waren die später um der Habilitation willen getauften Studenten Eduard Gans und Sigmund Zimmern sowie die dann durch ihr späteres politisches Wirken bekannt gewordenen Juden Gabriel Rießer, Heinrich Bernhard Oppenheim und Ludwig Bamberger⁹². Philosophie studierten in Heidelberg u. a. der spätere Schriftsteller Berthold Auerbach und Zacharias Löwenthal, der nachmalige Verleger des *Jungen Deutschland*. Als in Baden 1824 die Ausbildung der Rabbiner staatlich reglementiert und eine Abschlußprüfung eingeführt wurde, nahm die Zahl der Juden in der philosophischen Fakultät deutlich zu. Die Heidelberger Matrikel verzeichnet 1826–48 unter 67 jüdischen Philosophiestudenten 39 Theologen⁹³. Wie in Bonn und Würzburg bestand in Heidelberg zumindest zeitweise ein Verein der Rabbinatskandidaten, der sich wöchentlich zur Besprechung jüdischer Fragen traf und mit dem Ortsrabbiner in Fehde lebte, weil dieser die Probepredigten der Kandidaten als zu reformerisch zu verhindern suchte⁹⁴.

Auch in Baden und speziell an der Universität Heidelberg machten sich nach 1815 bei der erneuten Diskussion der Emanzipationsfrage judenfeindliche Haltungen bemerkbar, die dann 1819 zu Ausschreitungen in Heidelberg und Karlsruhe führten. Als der Heidelberger Professor Fries in Anlehnung an seinen Berliner Kollegen Rühs 1816 ein scharf gegen die Emanzipation gerichtetes Pamphlet veröffentlichte, ließ die Regierung das Werk konfiszieren, und Fries zog es noch im gleichen Jahr vor, einem Ruf nach Jena zu folgen⁹⁵. Einflußreicher als Fries wurde in Baden der Theologe Heinrich Paulus, dessen Lehre von der notwendigen „Selbstgleichstellung“ der Juden

schweig 5, Breslau und Offenbach je 4. – Auffallend zahlreich waren Juden aus kleinen ländlichen Gemeinden Badens, Bayerns und Württembergs vertreten.

⁹² Immatrikulationen: Zimmern 1813, Löwenthal 1829, Auerbach 1834, H. B. Oppenheim 1838, L. Bamberger 1843. Eduard Gans promovierte 1819, Gabriel Rießer 1826 in Heidelberg.

⁹³ Die Ausbildung der Rabbiner wurde geregelt durch die Verordnung vom 11. 2. 1824, die die Prüfungsgegenstände für die Ordinationsprüfung festlegte und ein zweijähriges Vikariat einführte. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 209 ff. – Ab 1826 unterscheidet die Heidelberger Matrikel in der Phil. Fak. die jüdischen Theologen von den übrigen jüdischen Studenten.

⁹⁴ Bericht des stud. theol. Salomon Friedländer in *AZJ* 1845, S. 85 f. – F. rügt die Unwissenheit des orthodoxen Rabbiners, von dem sich alle jüdischen Kommilitonen fernhielten. Wegen der Probepredigten kam es zu einem Prozeß vor dem Oberat in Karlsruhe.

⁹⁵ Vgl. S. 154.

durch vollständige Assimilation noch die Debatten des Badischen Landtags über die Emanzipationsfrage negativ bestimmte⁹⁶. An dem einsetzenden Schriftenkampf beteiligten sich apologetisch jüdische Intellektuelle, unter diesen auch ein Student, der Heidelberger Bankierssohn und spätere Jurist Sigmund Zimmern, der 1816 eine Flugschrift gegen Fries veröffentlichte⁹⁷. Bei den Heidelberger Studenten zeigten die antijüdischen Strömungen keine nachhaltigen Wirkungen, sie öffneten vielmehr 1816 unter dem Einfluß Friedrich Wilhelm Carovés die von diesem geführte Burschenschaft auch jüdischen Studenten⁹⁸. Als im Sommer 1819 dann auch in Heidelberg ein Hep! Hep!-Sturm gegen die Juden losbrach, waren es Professoren und Studenten, denen es gelang, die Plünderungen und Gewalttaten einzudämmen. Da die Polizei bei Beginn der Ausschreitungen nicht eingriff, übernahmen nach einer vergeblichen Intervention des Akademischen Senats beim Stadtdirektor Studenten die Polizeigewalt. Von den Professoren unterstützte vor allem der bekannte Jurist Thibaut die Aktion der Studenten. Ein studentischer Augenzeuge berichtete über die Vorgänge vom 25. August: „Da rief es plötzlich: Bursche raus!, und in allen Straßen und Ecken rief es und donnerte es nach: Bursche raus! . . . Wir Burschen, über 600 an der Zahl, mit Waffen, wie sie jedem der Zufall in die Hände gab, Schläger, Säbel, Flinten, Pistolen, die Straße besetzt, patrouilliert . . . indessen die anderen die Mißhandelten befreiten, den Pöbel auseinanderjagten . . . In einer Viertelstunde war der ganze Auflauf gedämpft . . . Jetzt hättest Du den Dank der armen Juden hören sollen: Gott's Wunder, de Herrn Juriste haben mer unser Lebe z'verdanke . . .“⁹⁹. Spielten bei dem Verhalten der Studenten auch Spannungen zwischen Universität und Bürgerschaft eine Rolle und ging es nicht zuletzt um die Selbstdarstellung burschenschaftlicher Tatkraft, so war es doch das erste Mal, daß Studenten in einer Universitätsstadt Juden schützten und nicht – wie in früheren Jahrhunderten – selbst als Verfolger auftraten. Bei den gleichzeitigen Unruhen in Würzburg ging dagegen die Ausschreitung gerade von den Studenten aus¹⁰⁰.

⁹⁶ *H. E. G. Paulus*, Beiträge von jüdischen und christlichen Gelehrten zur Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens, Frankfurt 1817. – Über Inhalt und Wirkung auch weiterer Werke von Paulus s. *Dubnow*, Neueste Geschichte, Bd. II, S. 21 f.; *R. Rürup*, Judenemanzipation in Baden, S. 262 f. und 273.

⁹⁷ *Sigmund Zimmern*, Versuch einer Würdigung des Angriffs des Herrn Professor Fries gegen die Juden, Heidelberg 1816. – Z. betonte vor allem die politische Assimilation der Juden und ihr Streben nach Berufsumschichtung. 1821 nahm er die Taufe, um Heidelberger Ordinarius zu werden. Vgl. S. 214 f.

⁹⁸ Vgl. S. 154 f.

⁹⁹ *W. Pfitzner*, Der Heidelberger Judensturm 1819, Bericht eines Augenzeugen, Akademische Monatshefte 3, 1886/1887, S. 208 f. Vgl. dazu auch U. A. Heidelberg, Senatsprotokolle 1819, pag. 71–75 über Sitzung vom 26. 8. 1819.

¹⁰⁰ Vgl. S. 119 f.

C. Bayern

Durch den Erwerb der fränkischen Territorien wurde Bayern zu dem nächst Preußen von Juden am zahlreichsten besiedelten deutschen Staat. In Bayern lebten um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 60 000 Juden, von denen die meisten zu fränkischen Landgemeinden gehörten und nur wenige in den altbayrischen Gebieten wohnten, in denen Juden jahrhundertlang nicht geduldet waren¹⁰¹. Die einzige jüdische Großgemeinde Bayerns bestand zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Fürth, dessen etwa 2 500 jüdische Einwohner ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten, Gemeindedeputierte stellen konnten und an der Wahl des Bürgermeisters teilnahmen¹⁰². Fürth bildete das wirtschaftliche und durch seine Talmudschule auch das geistige Zentrum der bayrischen Juden, während sich die Münchner Gemeinde erst seit Anfang des Jahrhunderts zu entfalten begann. Im Gegensatz zu den Großgemeinden in Berlin, Hamburg, Frankfurt und Mannheim waren die Juden der Fürther Gemeinde noch wenig assimiliert, und entsprechend geringer blieb dort das Interesse an den akademischen Berufen. Als die Fürther Talmudschule 1826 von der Regierung gewaltsam reformiert wurde, entließ sie die Mehrzahl der Lehrer, weil diese weder Hochdeutsch sprechen konnten noch über Allgemeinbildung verfügten¹⁰³. Nach der 1830 erfolgten Wahl des Reformen aufgeschlossenen Rabbiners Dr. Loewi suchte die Altorthodoxie noch jahrzehntlang, diesen wieder abzusetzen¹⁰⁴. In Ansbach, Bamberg, Bayreuth und Bayersdorf, den jüdischen Gemeinden Frankens von mittlerer Größe, lagen die Verhältnisse ähnlich. Hinzu kam, daß durch das Überwiegen der jüdischen Landbevölkerung das allgemeine Bildungsniveau der Juden niedrig war. So berichtete die Allgemeine Zeitung des Judentums 1837, daß für die 18 000 Juden des Untermainkreises nur ein Rabbiner in Aschaffenburg zuständig sei, und beklagte den fast völligen Mangel an wissenschaftlich gebildeten Juden in Bayern¹⁰⁵.

Die rechtliche Situation der Juden Bayerns war denkbar ungünstig. Das 1813 erlassene Judenedikt gewährte Juden zwar den Zugang zu allen öffentlichen Lehranstalten und machte für Rabbiner ein zweijähriges Universitätsstudium verbindlich, konservierte aber die Institution des Schutzjudentums bis 1861 und zwang durch die Einführung der jeweils nur auf ein Kind ver-

¹⁰¹ S. Schwarz, Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, München und Wien 1963. – In Bayern wurden 1849 57 498 Juden gezählt, ebd. S. 349. Vgl. hierzu die abweichende Statistik von 1843, S. 128.

¹⁰² Ebd. S. 90 ff. – Die günstige Rechtslage der Juden in Fürth beruhte auf der bis 1792 andauernden gemeinsamen markgräflichen, domprobstlichen und reichsstädtischen Stadtverwaltung. – 1840 lebten in Fürth 2950 Juden. L. Löwenstein, Zur Geschichte der Juden in Fürth, Jahrb. der jüd.-lit. Ges. Frankfurt/M. Nr. VII, VIII und IX, 1909–1911.

¹⁰³ Stadt A. Fürth, Mag. 1375; S. Schwarz, Juden in Bayern, S. 230.

¹⁰⁴ Stadt A. Fürth, Mag. 1244 und 1245.

¹⁰⁵ AZJ 1837, S. 224.

erbbaren Matrikelnummer Tausende von fränkischen Juden zur Auswanderung¹⁰⁶. Unter den aus Bayern in die USA emigrierten Juden befanden sich nachweislich auch Ärzte, Rechtsanwälte und vor allem zahlreiche Rabbinatskandidaten¹⁰⁷.

Die Rückständigkeit und die bedrückende soziale Lage der Juden Bayerns trugen ebenso wie der ausgeprägt katholische Charakter der Hochschulen in Landshut und Würzburg dazu bei, daß die Zahl der jüdischen Studenten zunächst niedrig blieb. Im Gegensatz zu den beiden Jesuitenuniversitäten hatte einzig die damals markgräfliche Hochschule in Erlangen als protestantische Gründung des 18. Jahrhunderts von Anfang an auch Juden immatrikuliert¹⁰⁸. Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die Entwicklung der allgemeinen Jahresdurchschnittsfrequenz an den bayerischen Universitäten und stellt daneben die Zahl der jüdischen Einwohner am Hochschulort¹⁰⁹.

	Hochschulfrequenz			Jüd. Einwohner	
	1817	1826/30	1851/55		
Landshut/ München	640	1 831	1 742	1 252	(1852)
Würzburg	365	604	736	473	(1848)
Erlangen	180	435	460	–	(bis 1861)

München

Mit der Verlegung der Universität Landshut nach München im Jahre 1826 und ihrer besonderen Förderung durch König Ludwig I. erwuchs diese zur größten deutschen Universität und begann, auch jüdische Studenten anzuziehen. Diese kamen allerdings kaum aus München selbst, sondern aus Franken und dem deutschen Ausland in die schnell aufblühende Residenzstadt. Erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts war einzelnen Hofjuden die Ansiedlung in München gestattet worden. Noch um 1800 wurde die dortige Gemeinde ganz

¹⁰⁶ Edikt gedruckt bei S. Schwarz, Juden in Bayern, S. 341 ff. – Der Schulzwang für Juden und das Recht auf Besuch aller Lehranstalten war bereits 1804, das obligatorische Rabbinerstudium 1811 erstmals verordnet worden. Ebd. S. 110 ff. und 331.

¹⁰⁷ H. Reissner nennt 6 in München promovierte bayerische Juden, die 1835–49 in die USA auswanderten: die Ärzte Samuel Lilienthal und Abraham Bettmann, die Rabbiner Max Lilienthal und Henry Hochheimer, der Jurist Maurice Meyer und der Orientalist Isaac Nordheimer. H. G. Reissner, *The German-American Jews (1800–1850)*, LBI Year Book X, 1965, S. 79 ff. u. 103 ff. – C. Seligmann behauptet in seinen Erinnerungen, daß die Mehrzahl der bayerischen Rabbinatskandidaten in die USA auswandern mußte. Archiv des LBI New York, Memoirensammlung Nr. 369, S. 17.

¹⁰⁸ Über Würzburg und Erlangen im 18. Jh. vgl. S. 30, 64 f.; Die 1800 von Ingolstadt nach Landshut verlegte Hochschule immatrikulierte 1803 als vermutlich ersten Juden stud. jur. Meyer Isaak Schiff aus Altona, Vgl. S. 130 und 183.

¹⁰⁹ F. Eulenburg, Frequenz dt. Universitäten, S. 206; Nachweise für jüdische Einwohner s. Anm. 112 u. 120 u. S. 65, Anm. 180.

vom Hoffaktorentum geprägt und besaß eine wichtige wirtschaftliche, aber keine kulturelle Bedeutung¹¹⁰. Jüdische Ärzte und andere Akademiker sind erst seit den dreißiger Jahren in München nachweisbar¹¹¹. Obgleich in die Münchener Judenmatrikel von 1818 nur 61 Familien mit zusammen 269 Personen aufgenommen wurden, erfolgten doch für die Residenzstadt darüber hinaus später zahlreiche Neuzulassungen, so daß die durch Zuwanderung aus Franken ständig wachsende Gemeinde 1852 schon 1252 Personen umfaßte¹¹².

Das intensive Kulturleben der Residenzstadt und die bedeutenden Lehrer der Münchner Universität veranlaßten schon bald zahlreiche Juden aus ganz Deutschland zum Studium in München. Nach seiner juristischen Promotion in Heidelberg kam 1827 Gabriel Rießler nach München und hörte an der neu eröffneten Universität bei Schelling, Görres und Oken¹¹³. Für 1834 ist bezeugt, daß damals bereits gleichzeitig 37 Juden an der größten deutschen Universität studierten¹¹⁴. In der Allgemeinen Zeitung des Judentums berichtete ein Münchener Student 1842 über 22 ihm persönlich bekannte jüdische Kommilitonen, von denen 10 Medizin, 5 Theologie, 4 Jura und 3 Philologie studierten¹¹⁵. Nach diesen Angaben ist zu vermuten, daß die Münchener Universität ab 1830 in ihrer Frequenz durch Juden vielleicht nur von den Hochschulen in Berlin und Breslau übertroffen wurde.

Die Rabbinatskandidaten Bayerns mußten vor der philosophischen Fakultät eine allgemeine Abschlußprüfung ablegen und wurden außerdem von der jeweiligen Kreisregierung einer theologischen Anstellungsprüfung unterworfen. In München meldeten sich 1834–1838 schon 25 Rabbinatskandidaten zur Prüfung an, von denen die meisten aus Franken kamen¹¹⁶. Nur einer der Prüflinge war in München geboren, aber mehrere hatten seit Jahren hier Hauslehrerstellen inne und entschlossen sich im oft schon vorgerückten Alter,

¹¹⁰ L. Baerwald, Juden und jüdische Gemeinden in München vom 12. bis 20. Jahrhundert; W. J. Cahnmann, Die soziale Gliederung der Münchner jüdischen Gemeinde und ihre Wandlungen; beide in: Von Juden in München, ein Gedenkbuch, hrsg. Hans Lamm, München 1958.

¹¹¹ Stadt A. München C II a 6, Nr. 253 und 256, enthalten die Münchner Judenmatrikel von 1818 mit den Ergänzungen bis 1860. Soweit hieraus ersichtlich, wurde erst 1830 mit Dr. H. Oettinger aus Ansbach der erste jüdische Arzt in München konzessioniert; 1832 Dr. med. David Stein, 1841 Dr. med. Mannheimer. Unter den sich in M. aufhaltenden fremden Juden erscheint 1839 Dr. phil. Jakob Ehrenbaum aus Brandenburg.

¹¹² Ebd. Außer den 61 Stammnummeranten waren 1848 schon 75 weitere Familien in München zugelassen sowie zusätzlich ausländische Juden auf Zeit. Vgl. W. J. Cahnmann, Die soziale Gliederung, S. 41.

¹¹³ Rießler studierte von Herbst 1827 bis Herbst 1828 in München. F. Friedländer, Das Leben Gabriel Rießlers, Berlin 1926, S. 29.

¹¹⁴ Sulamith VIII,1, S. 63.

¹¹⁵ AZJ 1842, S. 34.

¹¹⁶ Archiv f. Oberbayern, München, R. A. 2092, Nr. 26 und 32. Enthält die Prüfungsanträge der Rabbinatskandidaten für den Isarkreis 1830–1869.

die jetzt für Rabbinatskandidaten obligatorische Prüfung zu machen, weil sie sonst keine Ansprüche auf ein Rabbinat erheben konnten. Die Kandidaten hatten in der Regel in Würzburg und München studiert, keiner in Erlangen. Während in Preußen Rabbinatskandidaten zu promovieren pflegten, blieb das in Bayern, wie in allen Staaten mit amtlichen Rabbinerprüfungen, die Ausnahme. Unter den 25 Kandidaten hatte nur einer das Doktordiplom erworben.

Das Theologie- und Philosophiestudium war für Juden an katholischen Universitäten schwieriger als an protestantischen, da der konfessionelle Charakter hier stärker jeden Stoff durchdrang. „Die katholische Offenbarungsphilosophie Schellings wie die Theologie des Görres und Baaders Mystik werden auf gleiche Weise für den jüdischen Kandidaten nicht von sehr großem Nutzen sein“, klagte 1837 einer der betroffenen Studenten und schilderte seinen paradoxen Versuch, in München eine nicht konfessionell gebundene Theologie zu studieren: „So hörte ich an hiesiger Universität die Psalmen; sie wurden samt und sonders flüchtig, ohne philologische und philosophische Kritik durchgegangen. Eine Untersuchung, bei welcher man aber schon von vornherein erraten kann, wohin, fand nur bei den sogenannten messianischen Psalmen statt. – So wollten ich und mehrere Candidaten bei einem anderen Professor Pastoraltheologie in Verbindung mit Homiletik und Katechetik hören. Der gute Mann aber bat uns selbst, ihn mit unserem Besuche zu verschonen, wir würden ihn bei dem katholischen Anstrich, den der ganze Vortrag haben müßte, nur beleidigen. Er versah uns mit einem selbstverfertigten Auszuge, über welchen examiniert, wir unsere Zeugnisse erhielten.“¹¹⁷

Während Promotionen jüdischer Medizinstudenten häufig waren, verwundert, daß hier auch einzelne jüdische Juristen den Doktorgrad erwarben, obgleich sie in Bayern, ebenso wie in Preußen, von der Anwaltschaft ausgeschlossen blieben¹¹⁸. Der 1829 als erster jüdischer Jurastudent in München promovierte Sigmund Grünsfeld wurde als einziger Jude vor 1848 zum königlichen Advokaten ernannt¹¹⁹.

Würzburg

Im Verhältnis zu ihrer Größe wies in Bayern die Universität Würzburg die meisten jüdischen Studenten auf. In Würzburg, wo im 18. Jahrhundert

¹¹⁷ AZJ 1837, S. 224.

¹¹⁸ Unter den juristischen Doktoranden waren mit Sicherheit Juden: Sigmund Grünsfeld aus Schopfloch (1829), Nathan Trier aus Frankfurt/M. (1831), Samuel Berlin aus Fürth (1843) und Sigmund Henle aus München (1845). S. die jährlichen alphabetischen Doktorenverzeichnisse im Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München, hrsg. *F. X. Freninger*, München 1872. – S. Grünsfeld promovierte mit einer Preisschrift der Juristenfakultät. U. A. München, L I, 20. Zur weiteren Biographie, vgl. S. 182 f.

¹¹⁹ Ernennung am 30. 3. 1834 Haupt St. A. München, Min. d. In. 34157. *S. Lorenzen*, Die Juden und die Justiz, S. 23 f. und 41.

keine Juden zur Ansiedlung zugelassen worden waren, entstand nach der Säkularisation schnell eine jüdische Gemeinde, die um 1848 schon fast 500 Personen zählte¹²⁰. An der Universität studierten Juden aus dem ganzen süddeutschen Raum. Da sie bei der Immatrikulation oft nicht das gesetzlich vorgeschriebene Gymnasialabsolutorium vorlegen konnten, forderte das Ministerium 1825 die Universitätsbehörde auf, genaue Angaben über Vorbildung und Studiengang der in den letzten sechs Jahren immatrikulierten Juden zu machen¹²¹. Daraufhin legte die Curatel ein Verzeichnis der betroffenen jüdischen Studenten an und verlangte von den Fakultäten entsprechende Studienbestätigungen und Leistungszeugnisse¹²². Aus der so entstandenen Akte geht hervor, daß in Würzburg von 1819 bis 1824 insgesamt 32 Juden studierten; hiervon hörten 17 in der theologischen und philosophischen Fakultät, 11 in der medizinischen und 4 in der juristischen. Die in Würzburg so stark vertretenen Rabbinatskandidaten trugen sich in der Matrikel als Studenten der Orientalischen Philologie ein. Sie stammten nicht nur aus Franken, sondern auch aus Baden, Württemberg, Hessen und Frankfurt a. M.¹²³.

Während in Heidelberg und Bonn die Rabbinatskandidaten mit den örtlichen Rabbinern alter Schule in Spannung lebten, kamen nach Würzburg von vornherein nur Kandidaten orthodoxer Prägung, die hier neben der Universität den Talmudunterricht des Rabbi Bing besuchten. Bing, der erst 1839 hochbetagt von seinem Amt zurücktrat, genoß als Talmudist hervorragendes Ansehen unter jenen, die gleich ihm als Gegner von Reformen auftraten. Er und der Posener Rabbiner Akiba Eger waren die bevorzugten Lehrer der neuorthodoxen Rabbinatskandidaten des Vormärz. Zu Bings bedeutendsten Schülern gehörten Chacham Isaak Bernays, ab 1821 Oberrabbiner in Hamburg, und Nathan Marcus Adler, der 1845 Oberrabbiner von England wurde¹²⁴.

¹²⁰ St.A. Würzburg, Reg.abg. 1943/1945, Nr. 7078 – 1848 hatte Würzburg 473 jüdische Einwohner.

¹²¹ Endgültig unmöglich wurde die Immatrikulation ohne Reifezeugnis wohl erst durch die Schulordnung von 1830. Auffallend ist, daß 1831 allein im Untermainkreis 11 jüdische Theologiestudenten um die Ersatzprüfung zur Erlangung des Gymnasialabsolutoriums nachsuchten. St. A. Würzburg, Reg. abg. 1943/1945, Nr. 7145.

¹²² U. A. Würzburg 1645, fol. 9 ff. Die Liste ist nicht als ganz vollständig zu betrachten, zumal die Professoren die jüdischen Hörer aus dem Gedächtnis benannten und die gedruckte Matrikel weitere Studenten der Orient. Philologie mit jüdischen Namen enthält. Vgl. Matrikel der Universität Würzburg, hrsg. S. Merkle.

¹²³ Allein 1821–1825 immatrikulierten sich 20 Studenten der Oriental. Philologie mit typisch jüdischen Namen, von denen 5 aus Baden, 3 aus Würzburg und 2 aus Hessen kamen.

¹²⁴ Über Bing als Lehrer von Bernays, des ersten orthodoxen Rabbiners mit umfassender deutscher Bildung, s. E. Duckesz, Zur Biographie des Chacham Isaak Bernays, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft Frankfurt/M., 1907, S. 298; ferner H. Bach, Isaak Bernays, MGWJ, N. F. 47, 1939, Neudruck Tübingen 1963, S. 533 ff.; über Adler s. H. D. Schmidt, Chief Rabbi Nathan Marcus Adler 1803–

Durch die Lehrerpersönlichkeit des Rabbi Bing war Würzburg der einzige deutsche Hochschulort, an dem Juden neben Universitätsstudien auch qualifizierte Talmudstudien treiben konnten. Hier lernten jene Rabbiner, die später als Vertreter der Neuorthodoxie danach strebten, talmudisches Wissen und allgemeine Bildung mit gesetzestreuem Leben zu vereinen. Dieser Rabbinertypus wurde von der bayrischen Regierung gefördert, die alle Reformen des Judentums zu unterbinden suchte und den Rabbinern Bayerns deshalb auch die Teilnahme an den Rabbinerkonferenzen verbot. Von reformerisch eingestellten Rabbinatskandidaten wurde Würzburg gemieden und von einem Studenten wie Abraham Geiger als „bekannte jüdische Jesuitenschule“ bezeichnet¹²⁵.

Wie in Heidelberg und Bonn bildeten in Würzburg die Rabbinatskandidaten einen Predigtverein, der allerdings deutlich konservative Züge trug. Aus den Statuten geht hervor, daß die Vereinigung bei der Gründung 1827 sieben Mitglieder hatte, die jeweils am Sabbat einander „einen Vortrag in deutscher Sprache über einen religiösen oder moralischen Gegenstand“ hielten und diesen anschließend diskutierten. „Jede Auszielung auf irgendeine Person oder Sache, jede mit den Grundsätzen und Maximen unserer Religion nicht übereinstimmende Äußerung ist bei diesen Reden auf das Sorgfältigste zu vermeiden“, heißt es vorsichtig in den Statuten dieses auf „gegenseitige Belehrung in der geistlichen Beredsamkeit“ zielenden Vereins¹²⁶. – Kennzeichnend ist, daß Rabbiner Bing, obgleich der Talmudlehrer all dieser Kandidaten, für den Predigtverein direkt keine Rolle spielte, da die Altorthodoxie die Predigt nicht kannte. Die Würzburger Rabbinatskandidaten leisteten mit ihrem Predigtverein so einen kaum zu überschätzenden Beitrag zur Entwicklung der Neuorthodoxie. – Neben den talmudischen Studien und den homiletischen Übungen widmeten sich die Kandidaten auch den allgemeinbildenden Fächern der philosophischen Fakultät, die zu ihren vorgeschriebenen Prüfungsgegenständen zählten. Die meisten Kandidaten besuchten Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Altphilologie und Mathematik. Nach Abschluß zweijähriger Studien konnten sie sich dann zur Ablegung der

1890, LBI Year Book VII, 1962, S. 290 f. – N. M. Adler promovierte nach Studien in Göttingen und Würzburg 1828 in Erlangen und war zunächst Landesrabbiner von Hannover. – Weitere Schüler Bings waren u. a. die badischen Rabbiner Hirsch Traub (Mannheim ab 1824) und Elias Willstätter (Karlsruhe ab 1837), B. Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden, S. 336 und 344, sowie die Brüder Chaim und Joseph Schwarz aus Floss (Bayern). Archiv des LBI New York, Memoirensammlung Nr. 364.

¹²⁵ Abraham Geigers Leben in Briefen, S. 17.

¹²⁶ „Statuten des von einigen hier in Würzburg studirenden jüdischen Theologen gebildeten Vereins“. U. A. Würzburg 1645, fol. 44 ff. Die Zulassung des Vereins beantragte Jacob Löwenheim aus Bruchsal. Die Statuten erlaubten jedem Mitglied, zur Predigt jüdische Gäste einzuführen, wodurch die Veranstaltung allen jüdischen Studenten offenstand. – Vgl. Dokumentenanhang Nr. 7.

staatlichen Rabbinerprüfung melden, sofern sie außer dem Universitätszeugnis die Befürwortung eines Rabbiners vorlegten, die ausreichende talmudische Kenntnisse bescheinigte. Zur Prüfungskommission gehörten zwei Würzburger Professoren, ferner ein Rabbiner und ein Regierungsvertreter¹²⁷.

Zusammen mit dem Predigtverein wurde in Würzburg von jüdischen Studenten auch ein Wohltätigkeitsverein zur gegenseitigen Hilfe bei Krankheit und Not gegründet¹²⁸. Es ist anzunehmen, daß die Mitglieder beider Vereinigungen größtenteils identisch waren, da die Lizenzierung des Wohltätigkeitsvereins zwei Rabbinatskandidaten beantragten. Die jüdischen Studenten in Würzburg verstanden sich sichtlich religiös wie sozial als Gemeinde, was bei stärker assimilierten Juden bewußt vermieden wurde. Der Abstand zu den christlichen Studenten blieb dadurch in Würzburg weiter. Deutlich wird dies auch am Verhalten der Würzburger Studenten während des Hep! Hep!-Sturms, das dem der Heidelberger Studentenschaft genau entgegenschlug. Würzburg war im August 1819 der Ausgangspunkt der sich schnell ausbreitenden antijüdischen Ausschreitungen in Deutschland. Ausgelöst wurden die Vorgänge vom 2. und 3. August durch Studenten, die den in seinen Schriften für die Judenemanzipation eintretenden Professor Brendel aus dem Hörsaal verjagten¹²⁹. Die Ursachen des daraufhin ausbrechenden Pogroms sind vor allem in der unbeliebten Wirtschaftskonkurrenz der so schnell gewachsenen Würzburger Judengemeinde und in antijüdischen Haltungen der Würzburger Burschenschaft zu suchen. Sich germanisch gebärdende Burschenschafter organisierten als entschiedene Gegner der Judenemanzipation in Würzburg Fembünde zur Vertreibung der Juden¹³⁰. Die wirtschaftlichen Interessen der Würzburger Kaufleute gingen in die gleiche Richtung. In dieser Situation weitete sich die ursprünglich akademische Fehde zwischen dem Judegegner Professor Scheuring und seinem Erwidrer Professor Brendel schnell zu einem allgemeinen Pogrom aus. Als die Studenten Professor Brendel aus der Uni-

¹²⁷ Akten über die Prüfung der isr. Rabbiner, Religions- und Elementarlehrer des Untermainkreises in Würzburg befinden sich im U.A. Würzburg 2343 und im St.A. Würzburg Reg. A. 1943/1945, Nr. 8479, 8485–8486, 8488, 8495.

¹²⁸ St. A. Würzburg Reg. A. 1943/1945, 7164, Nr. 567. Bericht Regierungsrat Fröhlich vom 16. 1. 1827. Die Lizenz beantragten die Rabbinatskandidaten Hajum Selz aus Harburg und Moses Reuss aus Karlsruhe. Der Verein wurde von der Kreisregierung Unterfranken genehmigt.

¹²⁹ Zwei in Jiddisch abgefaßte zeitgenössische Darstellungen des Pogroms vom 2. und 3. 8. in Würzburg aus dem Chewra Buch der Gemeinde Heidingsfeld bei Würzburg sind gedruckt bei *M. Bamberger*, Beiträge zur Geschichte der Juden in Würzburg-Heidingsfeld, Würzburg 1905, S. 18–26. – Vgl. auch die Darstellungen bei *S. Dubnow*, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes, Bd. II, S. 23; *O. F. Scheuer*, Burschenschaft und Judenfrage, S. 25 f. – Die meisten der Vertriebenen flohen in die Nachbargemeinde Heidingsfeld und konnten später nach Würzburg zurückkehren.

¹³⁰ *S. Schwarz*, Juden in Bayern, S. 217 – Auf dem Bamberger Burschentage von 1827 setzten sich Würzburger Studenten dagegen für die Aufnahme von Juden ein. *O. F. Scheuer*, Burschenschaft und Judenfrage, S. 30.

versität vertrieben hatten, begann der Pöbel zusammen mit Studenten nach vergeblicher Bestürmung seines Hauses die Plünderung jüdischer Läden und erreichte die Vertreibung der Juden, die – etwa 400 an der Zahl – auf Ersuchen der Bürger am nächsten Tag ausgewiesen wurden. Im Gegensatz zu Heidelberg, wo die Studenten den Ausschreitungen gegen die Juden ein Ende machten, mußte in Würzburg Militär eingesetzt werden, um die Ruhe unter Bürgern und Studenten wieder herzustellen. Die jüdischen Studenten wurden, da sie der Jurisdiktion der Universität unterstanden, von der Ausweisung nicht betroffen.

Erlangen

In Erlangen, der kleinsten bayerischen Universität, war die Zahl der jüdischen Studenten geringer, obgleich die protestantische Hochschule seit ihrer Gründung Juden aufgenommen hatte, und auch die jüdische Besiedlung des Umlandes eine höhere Studentenzahl erwarten ließ. Erlangen konnte allerdings mit Würzburg und München an wissenschaftlicher Bedeutung nicht konkurrieren und besaß überwiegend lokale Bedeutung. Für Juden kam erschwerend hinzu, daß ihren Glaubensgenossen die dauernde Ansiedlung am Hochschulort bis 1861 verboten blieb, womit Erlangen unter allen deutschen Universitätsstädten dieses Verbot am längsten aufrecht erhielt¹³¹. Die im Mai 1840 beginnende Konfessionsstatistik der Erlanger Studenten verzeichnet bis Ende 1848 nur 7 immatrikulierte Juden, die sämtlich aus Bayern stammten und bis auf zwei Medizin studierten¹³². Unter preußischer Herrschaft (1791 bis 1807) wie auch vor Errichtung der Universität in München scheint die Zahl der in Erlangen studierenden Juden höher gewesen zu sein, denn damals immatrikulierten sich hier auch Juden aus Berlin, Königsberg und Breslau¹³³. Als 1806 Emanuel Hartog aus Königsberg zur medizinischen Doktorpromotion nach Erlangen kam, erkannte ihn der Dekan erst an seiner Sprache als Juden und forderte daher die erhöhte Promotionsgebühr, die das Statut der medizinischen Fakultät 1755 für Juden festgelegt hatte. Da Hartog das Geld nicht aufbringen konnte, beriet die Fakultät aus diesem Anlaß über eine Aufhebung des entsprechenden Paragraphen, und die Mehrzahl der Professoren schloß sich der Meinung des Dekans an, „dieses Intoleranz und Härte atmende Statut“ abzuschaffen¹³⁴.

¹³¹ Vgl. S. 64 f.

¹³² Handschriftl. Matrikel der Univ. Erlangen, Univ. Bibl. Erlangen.

¹³³ 1798 zwei Jurastudenten aus Berlin (vgl. S. 64 f), 1801 promovierte Samuel Breinersdorf aus Breslau zum Dr. med. *A. Heppner*, Jüd. Persönlichkeiten in und aus Breslau, S. 5; Jedidja I,2, 1817, S. 221 ff. Etwa zur selben Zeit promovierte hier der später in die USA emigrierte Dr. med. William Leo Wolf (1780–1850), der in Altstrelitz geboren wurde, Mitglied des Culturvereins und Mitbegründer des Hamburger Reformtempels war. *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 178 f.

¹³⁴ Promotionsakte Emanuel Hartog, Med. fak. 1806, U.A. Erlangen.

Die Lehrtätigkeit Schellings (1820–26) und die anschließende des Orientalisten und Schriftstellers Rückert zog Juden auch in die philosophische Fakultät¹³⁵. Einen jüdischen Hauslehrer, der – wie damals unter Juden nicht selten – mit 31 Jahren das Gymnasialabsolutorium nachholte, dann in Erlangen und Landshut studierte, veranlaßte 1821 der „Schellingiana novae philosophiae rumor“ zur Rückkehr nach Erlangen, wo er 1822 – wie ebenfalls nicht selten – Taufe und Doktorwürde kurz nacheinander empfing¹³⁶. – Einer der wenigen in der juristischen Fakultät immatrikulierten Juden war David Morgenstern aus Büchenbach bei Erlangen, der als Demokrat 1848 in den Konstituierenden bayerischen Landtag gewählt wurde¹³⁷.

D. Übrige Universitäten

Im Vormärz verfügten Preußen, Bayern und Baden gemeinsam über elf Universitäten, während acht weitere Staaten nur jeweils eine Landeshochschule aufwiesen. Die folgende Übersicht führt die acht Hochschulen in der Reihenfolge ihrer Größe an und nennt jeweils die Jahresdurchschnittsfrequenz für 1826–30. Die rechte Kolumne zeigt die Zahl der jüdischen Einwohner des betreffenden Staates in den vierziger Jahren¹³⁸.

Universität	Frequenz 1826/30	Staat	Zahl der jüdischen Einwohner
Göttingen	1340	Kgr. Hannover	11 100
Leipzig	1287	Kgr. Sachsen	900
Tübingen	832	Kgr. Württemberg	12 000
Jena	589	Hzgt. Sachsen-Weimar	1 500
Gießen	425	Großhzgt. Hessen	28 300
Marburg	344	Kurfst. Hessen	8 300
Kiel	328	Hzgt. Holstein ¹³⁹	
Rostock	159	Großhzgt. Mecklenburg-Schwerin	3 300

¹³⁵ 1824–1838 finden sich in der Matrikel mindestens 11 Juden als stud. phil. bzw. jüd. theol., davon stammen 5 aus der Gemeinde Baiersdorf. 1825 promovierte Marx Heyum Seligsberg aus Baiersdorf zum Dr. phil. Ein Schüler Rückerts war der 1828 in Erlangen promovierte Nathan Marcus Adler, vgl. S. 117, 124, 149.

¹³⁶ Promotionsakte Christian F. G. C. Selling, Phil. Fak. 1822, U. A. Erlangen. – Selling wurde 1786 in Wilhermsdorf (Ansbach) geboren, besuchte jüdische und christliche Elementarschulen, von 14 bis 18 Jahren die Talmudschule Fürth. Nach kurzer Gymnasialzeit war er bis zum 30. Lebensjahr Hauslehrer in Regensburg.

¹³⁷ Morgenstern immatrikulierte sich am 24. 10. 1834 zunächst als stud. med., dann erneut am 4. 5. 1840. Zur beruflichen und politischen Laufbahn s. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben Deutschlands, S. 212 f. – Vgl. S. 183.

¹³⁸ *F. Eulenburg*, Frequenz dt. Universitäten, S. 260. Einwohnerzahlen: Genealogisch-historisch-statistisches Almanach für das Jahr 1848, Weimar 1848, S. 230, 244, 253, 285, 321, 332, 372. (Zahlen abgerundet).

¹³⁹ Im ganzen Königreich Dänemark einschließlich der Herzogtümer Schleswig und Holstein lebten 1827 nur 6300 Juden. Ebd. S. 579.

Obgleich nur die Zahl der jüdischen Studenten Tübingens exakt zu ermitteln ist, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß unter den obigen Universitäten Göttingen auch von jüdischen Studenten am stärksten frequentiert wurde.

Göttingen

Die Göttinger Matrikel enthält für die Zeit von 1800–1837 wenigstens 75 mit Sicherheit jüdische Namen, wobei vermutet werden muß, daß die Zahl der jüdischen Studenten weit höher lag¹⁴⁰. Mit der Begründung des Königreichs Westfalen, zu dem die hannoverische Landesuniversität vorübergehend gehörte, begann in Göttingen die schon im 18. Jahrhundert beträchtliche Zahl der jüdischen Studenten seit 1807 rasch weiter anzusteigen¹⁴¹. In den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war Göttingen noch immer die größte deutsche Universität, ehe es dann in der Frequenz von den neu gegründeten Großstadtuniversitäten Berlin und München überholt wurde. Dementsprechend besaß die Universität unter Juden wie Christen weit überregionale Bedeutung. Hier immatrikulierten sich jüdische Studenten aus allen größeren Gemeinden Deutschlands, wobei die Mehrzahl aus Hamburg, Hannover, Preußen, Braunschweig, Hessen und Frankfurt a. M. stammte. Die in der Göttinger Matrikel jeweils angegebenen früheren Studienorte der Studenten zeigen, daß Juden am häufigsten von Berlin und Heidelberg nach Göttingen überwechselten¹⁴².

In Hannover lebten die Juden noch im Vormärz in der Institution des Schutzjudentums und besaßen keine politischen Rechte. Das hinderte aber die Universität Göttingen nicht daran, gegenüber Juden wesentlich liberaler zu verfahren als die preußischen Hochschulen. Schon 1799 wurde von der angesehenen Juristenfakultät der erste einheimische Jude zum Dr. iur. promoviert und 1815 in der medizinischen Fakultät der erste jüdische Privatdozent zugelassen¹⁴³. Von den genannten 75 immatrikulierten Juden studierten 34 Medizin, 25 Jura und 16 in der philosophischen Fakultät. Der verhältnismäßig sehr hohe Anteil der Jurastudenten erklärt sich nicht nur aus dem hervorragenden Ruf der juristischen Fakultät, sondern auch aus der aristokratischen

¹⁴⁰ Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837, hrsg. Götz von Selle. – Es wurden nur solche Studenten als Juden angenommen, bei denen sowohl der Vor- als auch der Nachname auf jüdischen Ursprung hinweisen und der Beruf des Vaters Juden erlaubt war; ferner wurden aus der benutzten Literatur als Juden bekannte Personen berücksichtigt. Auszug der Liste s. S. 123.

¹⁴¹ In der Liste der 75 erscheinen 1800–1806 nur 2 neu immatrikulierte Juden, während es 1807 allein 6 sind. Vgl. S. 94.

¹⁴² In der Liste der 75 kommen von 41 Studenten, die bereits an anderen Hochschulen studierten, aus Berlin 12, Heidelberg 9, Marburg 5, Halle 4, Königsberg 3, Bonn 2, Gießen 2, sowie je einer aus Kiel, Jena, Würzburg und München.

¹⁴³ S. S. 61 f. und 209 f.

Tradition der Göttinger Universität, die gerade auf Studenten aus der jüdischen Oberschicht besondere Anziehungskraft ausübte. Wie die folgende Auswahlliste zeigt, kam über ein Drittel der 75 ermittelten Studenten aus Familien der wirtschaftlichen Führungsschicht. Von diesen studierten die meisten Jura bzw. Kameralistik, einige auch in der philosophischen Fakultät und nur sehr wenige das häufigste jüdische Studienfach – Medizin¹⁴⁴.

Name	Studienfach	Jahr	Beruf d. Vaters	Heimatort
Salomon Gans	Jus	1807	Hofagent	Celle
Gumbert Loeb Gans	Med	1810	Bankier	Kassel
Leffmann Rosengarten	Math	1810	Bankier	Kassel
Sigmund Zimmern	Jus	1817	Kfm. (Bankier)	Heidelberg
Moritz Wilhelm Breidenbach	Jus	1817	Hofrat	Offenbach
Eberhard D. S. Friedlaender	Cam	1817 u. 24	Kfm. u. Stadtrat	Königsberg
Eduard Gans	Jus	1817	Bankier	Berlin
Heinrich Samson	Jus	1818 u. 19	Bankier	Berlin
Johann J. D. Friedlaender	Jus	1818	Kaufmann	Berlin
Joseph Rubino	Jus	1818	Privatmann	Fritzlar
Harry Heine	Jus	1820 u. 24	Kaufmann	Düsseldorf
Hermann Jacobson	Jus	1821	Geh. Finanzr.	Berlin
Louis Haber	Bergb.	1821	Hofbankier	Karlsruhe
Ruben Rubino	Med	1823	Ökonom	Fritzlar
Samuel Benfey	Jus	1823	Kaufmann	Göttingen
Theodor Benfey	Phil	1824	Kaufmann	Göttingen
Hermann Jacob Cohen	Med	1824	Kriegsagent	Hannover
Eduard H. L. Brill	Jus	1824	Lotteriedir.	Darmstadt
Meier Cohen	Jus	1825	Kriegsagent	Hannover
Lionel v. Rothschild	Phil	1825	Bankier	London
Anthony v. Rothschild	Phil	1825	Bankier	London
Maximilian Heine	Med	1826	Rentier	Lüneburg
Henry Heine	Med	1826	Bankier	Hamburg
Jacob David Löbenstern	Jus/Cam	1826	Hoffaktor	Hanau
August Samson	Jus	1830 u. 35	Rentier	Braunschweig
Heinrich Bernhard Oppenheim	Jus	1836	Hofjuwelier	Frankfurt/M.

Die Söhne der jüdischen Hoffaktoren, Bankiers und Großkaufleute vollzogen mit dem Jurastudium in Göttingen oft mehr einen Akt der Assimilation, als daß sie eine Berufsausbildung suchten. Sie imitierten den Studiengang der Söhne aristokratischer und großbürgerlicher Familien, ohne doch später wie diese in den Staatsdienst treten zu können. Nach Abschluß der Studien blieb

¹⁴⁴ Für die genannten Immatrikulationsdaten vgl. alphabet. Register in der Matrikel d. Univ. Göttingen. – Die obige Übersicht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, zumal die in der Matrikel häufige Berufsbezeichnung „Kaufmann“ keinen Aufschluß über die Vermögenslage einer Familie gibt. (Vgl. S. 134 f., Anm. 5.) Berücksichtigt wurden hier nur drei Großkaufmannsfamilien: die Friedländers in Königsberg, die Familie Heinrich Heines (reich nur im Hamburger Zweig) und die genannte Göttinger Bankiersfamilie Benfey.

ihnen dann – wenn sie nicht als Privatgelehrte leben wollten – nur die Wahl, sich entweder Zugang zum Staatsdienst durch Annahme der Taufe zu verschaffen oder die erworbenen Kenntnisse im väterlichen Geschäft zu verwenden. Dem schärfsten Druck waren jene ausgesetzt, die sich zur Privatdozentur entschlossen, aber ungetauft keine Aussicht auf eine Professur hatten¹⁴⁵.

Die Zahl der armen Studenten scheint in Göttingen gering gewesen zu sein. Nur der spätere Historiker Isaak Marcus Jost wurde 1813 in die Matrikel als „pauper“ gratis aufgenommen¹⁴⁶. Die kleine Göttinger jüdische Gemeinde, die 1842 aus 13 Familien ohne Rabbiner bestand, bot unbemittelten Studenten kaum Unterhaltungsmöglichkeiten¹⁴⁷. Begütert war allein die Bankiersfamilie Benfey, aus der zwei Söhne in Göttingen promovierten, von denen Theodor Benfey Privatdozent wurde und sich taufen ließ, der Jurist Samuel Benfey aber ins Geschäft eintrat¹⁴⁸.

An der philosophischen Fakultät studierten neben einigen Rabbinatskandidaten mehrere spätere Lehrer und Dozenten. Eine Rabbinerprüfung konnte in Göttingen nicht abgelegt werden. Von den beiden in der Folgezeit als Rabbiner bekannten Studenten Salomon Herxheimer und Nathan Marcus Adler bestand der eine seine Rabbinerprüfung in Marburg, der andere wechselte – entsprechend seiner konservativen Grundhaltung – zum Studium zu Rabbi Bing nach Würzburg über¹⁴⁹. Adler war der Sohn des Landesrabbiners von Hannover und amtierte als sein Nachfolger, bis er 1845 Oberrabbiner von England wurde. Den Mathematikstudenten Moritz Stern stellte die Universität nach seiner Promotion 1829 als Privatdozenten ein. Stern, ein persönlicher Freund Gabriel Rießers, erhielt 1859 als erster Jude in Deutschland eine ordentliche Professur¹⁵⁰. Im gleichen Jahr wie er wurde auch der Orientalist Dr. Theodor Benfey Privatdozent in Göttingen und vertrat vor allem

¹⁴⁵ Viele der in der Tabelle Genannten ließen sich später taufen. So nahmen um der Universitätslaufbahn willen die Taufe: Th. Benfey (Göttingen), J. Rubino (Marburg), S. Zimmern (Heidelberg) und E. Gans (Berlin). Vgl. Kapitel Privatdozenten.

¹⁴⁶ Immatr. 30. 4. 1813. Jost war bei Studienbeginn 1813 vom Präses des jüdischen Konsistoriums im Königreich Westfalen an den Göttinger Theologen Poll empfohlen worden, bei dem er dann alt- und neutestamentliche Vorlesungen hörte, und wurde 1828 von der Universität Göttingen aufgrund seiner bereits neunbändigen Geschichte der Israeliten zum Dr. phil. promoviert. (Promotionsakte im U. A. Göttingen.)

¹⁴⁷ Stadt A. Göttingen, Juden Nr. 29. – Von den 13 Familienoberhäuptern trugen 4 den Namen Benfey: 2 Bankiers Benfey sowie Dr. jur. Samuel Benfey und Dr. phil. Theodor Benfey. Dritter Akademiker der Gemeinde war der Privatdozent für Mathematik Dr. Moritz Stern.

¹⁴⁸ Beide Söhne promovierten 1828. Promotionsakten im U. A. Göttingen, Phil. Fak. und Jur. Fak. 1828.

¹⁴⁹ S. Herxheimer immatr. 18. 5. 1826. Sulamith VII, 2, S. 398. Vgl. S. 126, Anm. 156. Zu Nathan M. Adler s. *H. D. Schmidt*, Chief Rabbi Nathan Marcus Adler, S. 290 f. Vgl. S. 117.

¹⁵⁰ Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 206 ff.

das Fach Sanskrit¹⁵¹. An jüdischen Lehrern, die in Göttingen studierten, sind zu nennen: Isaak Levin Auerbach (1820), später Leiter der Berliner Gemeindegemeinschaft, Philipp Ehrenberg (1831), Sohn und Nachfolger des Direktors der Samsonschule Wolfenbüttel, und Theodor Creizenach (1837), der wie sein Vater am Frankfurter Philanthropin unterrichtete, aber vor allem als Führer der radikalen Reformer in Frankfurt a. M. bekannt wurde¹⁵².

Marburg

Wie Göttingen gehörte auch Marburg 1807–13 zum Königreich Westfalen, was hier jedoch keine Erhöhung der geringen jüdischen Studentenzahl bewirkte. Erst nach 1815 nahm die Zahl der Juden zu, blieb aber durch den bis 1831 bestehenden allgemeinen *numerus clausus* eingeschränkt. Jeder Marburger Studienbewerber mußte um eine besondere Dispensation nachsuchen, durch die das Studium zumeist Bürgersöhnen vermögenderer Familien vorbehalten blieb. Noch 1827 wurde ein Bewerber um das Studium der jüdischen Theologie zurückgewiesen, da er weder Militärfreiheit und Vermögensbesitz noch ein Reifezeugnis nachweisen konnte¹⁵³. Andere Juden erhielten die Matrikel nur nach längerer Verzögerung oder gegen den vorherigen Verzicht auf Übernahme in den Staatsdienst. Von 1813–30 sind die Immatrikulationen von mindestens 28 Juden in Marburg nachzuweisen, unter denen 12 Medizin, 5 Theologie, 5 Philosophie, 5 Jura und einer Ökonomie studierten¹⁵⁴. Nach 1831 und besonders nachdem 1833 in Kurhessen das fortschrittlichste Emanzipationsgesetz Deutschlands erlassen worden war, stieg die Zahl der jüdischen Studenten beträchtlich. Schon für das Wintersemester 1832/33 berichtete der

¹⁵¹ Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 206 ff.

¹⁵² Promotionsakte I. L. Auerbach, U. A. Göttingen, Phil. Fak. 1820; P. Ehrenberg immatr. 27. 10. 1831; Theodor Creizenach, immatr. 28. 4. 1837.

¹⁵³ St. A. Marburg, Reg. Marburg 19h, 1018. Ablehnung des Philipp Samson Levi vom 25. 2. 27. Im gleichen Jahr wird dem Sohn des Landesrabbiners Gosen (Marburg) ein Studium verweigert. St. A. Marburg, 16 Min. d. Inn. Rep. V, Kl. 5.

¹⁵⁴ Minimum-Liste, die aufgrund namenkundlicher und biographischer Kriterien von Dr. Franz (Staatsarchiv Marburg) aufgestellt wurde. Sie enthält folgende 12 Medizinstudenten: 5. 5. 1813 Aaron Rosengarten aus Kassel, Dr. med. Marburg 1816, Vater Hofagent Süskind Abraham. – 2. 5. 1813 Sekkin Amschel Metz aus Offenbach. – 25. 5. 1814 Marcus Ruer aus Westfalen. – 26. 10. 1815 Leopold Nathan Fulda aus Offenbach. – 25. 4. 1816 Gustav Wetzlar aus Hanau, Dr. med. Marburg 1821, später Arzt in Hanau. – 15. 10. 1819 Leopold Eichelberg aus Marburg, Dr. med. Marburg 1825, später Arzt und Privatdozent in Marburg, 10. 11. 1819 David Oppenheimer aus Niederaula, später dort Tierarzt. – 5. 5. 1821 Ruben Rubino aus Fritzlar, Dr. med. Marburg 1826, später Arzt in Fritzlar. – 12. 1. 1824 Lazarus Lenheim aus Fulda, Dr. med. Marburg 1828. – 16. 7. 1827 Philipp Levy aus Gelnhausen, Dr. med. Marburg 1831. – 23. 10. 1827 Marcus Heinemann aus Schlüchtern, Dr. med. Marburg 1832, später Arzt zu Treysa. – Bernhard Jacob Heineberg, 10. 6. 1830. *Catalogi studiosorum Marpurgensium 1653–1830*, hrsg. Th. Birt, Marburg 1875–1914. Über die Philosophie- und Theologiestudenten s. die folgenden Anmerkungen.

Marburger Rabbiner von über 20 jüdischen Studenten¹⁵⁵. Bei einer Jahresdurchschnittsfrequenz der Universität von nur etwa 350 Studierenden machten diese mindestens 6 % der Marburger Studenten aus.

Seit Einführung der Konsistorialverfassung für die Juden Kurhessens im Jahre 1823 mußten Rabbinatskandidaten vor dem Marburger Bezirksrabbiner und der philosophischen Fakultät eine Rabbinerprüfung ablegen, zu der auch eine Probepredigt gehörte. Nach dem Bericht des Marburger Rabbiners bestanden bis 1832 fünf Kandidaten aus Kurhessen und je einer aus Nassau und Sachsen-Weimar diese Prüfung¹⁵⁶. Die Rabbinatskandidaten studierten in der philosophischen Fakultät, wo ihr Lehrer u. a. der angesehene Orientalist Hermann Hupfeld war, der Schüler und Nachfolger von Gesenius in Halle. In der Matrikel werden 1824–35 insgesamt 15 Studenten der „Mosaischen Theologie“ verzeichnet, dann verschwindet diese Benennung wieder.

Unter den übrigen in der philosophischen Fakultät immatrikulierten Juden sind auch die beiden späteren Vorkämpfer der kurhessischen Judenemanzipation: der Pädagoge Moses Mardochai Buedinger (1815), der in Kassel ein jüdisches Lehrerseminar eröffnete, und der nachmalige Kasseler Redakteur Josef Pinhas (1818)¹⁵⁷. Bemerkenswerterweise wurden die beiden 1821 in Marburg promovierten Juden Dr. phil. Joseph Hoffa aus Fritzlar und Dr. phil. Joseph Rubino, ebenfalls aus Fritzlar, sowie auch der Marburger Arzt Dr. med. Leopold Eichelberg an der Universität als Privatdozenten zugelassen, konnten aber entgegen dem kurhessischen Emanzipationsgesetz ohne Taufe nicht zur Professur gelangen¹⁵⁸.

Gießen

In Hessen-Darmstadt, das über die Landesuniversität Gießen verfügte, lag der jüdische Bevölkerungsanteil 1849 mit 3,4 Prozent höher als in jedem an-

¹⁵⁵ Sulamith VII,2, S. 399. Brief des Marburger Landesrabbiners Gosen vom 6. 12. 1832.

¹⁵⁶ Ebd. – 1824–1835 wurden als Studenten der „mosaischen Theologie“ immatrikuliert: Salomon Herxheimer, Beer Levi, Philipp Goldmann, Herz Stern, Marcus Gerson Wetzlar, Moses Schwarzschild, Mendel Traube, Gabriel Brenner, Benjamin Auerbach, Hofmann, Jerson Josephat, Süßkind Josephat, Moses Haar, Meyer Fränkel, Treidel Ehrenberg.

¹⁵⁷ Philosophie studierten 1813–1830: 3. 5. 1813 Raphael Benjamin Hanno aus Hanau; Dr. phil. Marburg 1816. – 8. 11. 1815 Moses Mardochai Buedinger aus Mar-dorf (Sein Sohn war der Universalhistoriker Max Buedinger, der sich für eine Wiener Professur taufen ließ). – 16. 11. 1815 Joseph Rubino aus Fritzlar. Er schrieb sich zuerst für Jura ein, wobei in der Matrikel vermerkt wurde „Juriss. et quid e gente Israelit. in hac Academica primus Studiosus“. Dr. phil. Marburg 1821. – 16. 11. 1815 Joseph Hoffa aus Fritzlar, Dr. phil. Marburg 1821, – Joseph Pinhas, Dr. phil. Marburg 1818.

¹⁵⁸ Vgl. S. 216.

deren deutschen Staat¹⁵⁹. Wohnten auch viele dieser Juden auf dem Lande, so bestanden doch vor allem in Rheinhessen alte Judengemeinden wie Mainz, Worms, Bingen und Oppenheim, aus denen Studenten ebenso nach Gießen kamen wie aus der inmitten des großherzoglichen Territoriums gelegenen Freien Reichsstadt Frankfurt. In Gießen selbst lebten 1828 allein 1476 Juden¹⁶⁰. Die Zahl der dortigen jüdischen Studenten ist aus der Matrikel schwer zu ermitteln, dürfte aber – wie im 18. Jahrhundert – die Zahl der in Marburg studierenden Juden übertroffen haben. Das läßt sich schon aus der Menge der jüdischen Gymnasialschüler vermuten: 1821 besuchten in Worms unter 100 Schülern 25 jüdische Kinder das Gymnasium¹⁶¹. Die drei später bekanntesten Persönlichkeiten unter den Studenten in Gießen stammten aus Frankfurt am Main. Es waren dies Ludwig Börne, der 1808 mit einer kameralistischen Dissertation zum Dr. phil. promoviert wurde, ferner Michael Creizenach, der 1824 in Gießen promovierte und dann Lehrer am Philanthropin war, sowie sein Sohn Theodor Creizenach, der Vertreter des extremen Reformjudentums¹⁶². Sowohl in Frankfurt als auch in Rheinhessen, wo die Juden seit napoleonischer Zeit Staatsbürgerrechte besaßen, gestaltete sich die Berufslage für jüdische Akademiker relativ günstig.

Tübingen

Württemberg hatte unter allen deutschen Staaten den höchsten Anteil an jüdischer Landbevölkerung, denn 93 Prozent der Juden lebten in Dorfgemeinden. In der Residenz gab es nur 130 jüdische Einwohner, in Tübingen keine¹⁶³. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht erstaunlich, daß der Assimilationsgrad der Juden noch sehr gering war und daß infolge des Fehlens größerer Stadtgemeinden das Interesse am Medizin- und Jurastudium unter Juden schwächer blieb als die Neigung zum Rabbineramt. Von den 1800–1842 immatrikulierten 52 Juden waren 19 einheimische Rabbinatskandidaten, 18 Jurastudenten, 12 Mediziner und 3 Philosophiestudenten¹⁶⁴. In Tübingen studierten fast ausschließlich württembergische Juden, obgleich die Universität

¹⁵⁹ A. Ruppin, Die Juden im Großherzogtum Hessen, in: Veröffentlichungen des Büros für Statistik der Juden, Heft 6, S. 11.

¹⁶⁰ Ebd. S. 14.

¹⁶¹ Sulamith VI,1, S. 376.

¹⁶² Zu Börne, der vorher in Halle und Heidelberg studierte und sich 1818 taufen ließ, vgl. S. 186. Zu den beiden Creizenach s. H. Baerwald und S. Adler, Geschichte der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt/M. 1804–1904, in: Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde Frankfurt/M., Frankfurt/M. 1904, S. 95 f. und 180. – Michael Creizenach (1789–1842) ließ seinen Sohn Theodor Creizenach (1818–1877) das Philanthropin und das Gymnasium in Frankfurt/M. besuchen, dann studierte dieser 1835–1839 in Gießen, Göttingen und Heidelberg, wo er 1839 promovierte.

¹⁶³ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 68.

¹⁶⁴ U. A. Tübingen, RA I, 1110. Diese Spezialliste jüd. Studenten ist vielfach verbessert, kann also nicht als völlig zuverlässig angesehen werden.

durch ihre protestantisch-theologische Fakultät und Lehrer wie Robert von Mohl, Uhland, Ferdinand Christian Baur und David Friedrich Strauß weit überregionales Ansehen besaß. Vielfach besuchten Juden aus Württemberg die Universitäten Heidelberg und Würzburg, wo sie eine größere Zahl von Glaubensgenossen versammelt fanden. Der Stuttgarter Bezirksrabbiner und erste jüdische Kirchenrat Dr. Joseph Maier hatte ebenso in Heidelberg studiert wie der als Publizist und Sekretär des Oberrats in Stuttgart lebende Dr. Karl Weil¹⁶⁵.

Durch das Württembergische Judengesetz von 1828, das nur eine teilweise Emanzipation gewährte, wurden Juden zur Advokatur und zum juristischen Referendariat zugelassen¹⁶⁶. Schon 1820 hatte die Tübinger Juristenfakultät den Juden Samuel Marum Meyer promoviert, der als Günstling des Königs 1829 Privatdozent und 1831 außerordentlicher Professor wurde, sich nach langen Gewissensqualen dann aber doch zur Taufe entschloß und damit Ordinarius werden konnte¹⁶⁷. Die Ausbildung der Rabbiner erfuhr durch das Gesetz über die Verhältnisse der Israeliten von 1828 ebenfalls eine staatliche Reglementierung. In Zusammenarbeit mit dem Oberrat – der durch jenes Gesetz geschaffenen Israelitischen Oberkirchenbehörde – wurde vom Innenministerium und der Universität Tübingen, vertreten durch die evangelische, die katholische und die philosophische Fakultät, eine Prüfungsordnung für die erste Dienstprüfung der württembergischen Rabbinatskandidaten geschaffen, die 1834 in Kraft trat¹⁶⁸. Ab 1829 erscheinen in der Tübinger Matrikel Studenten der mosaïschen Theologie. Da sich vor diesem Zeitpunkt nur ein Jude in der Tübinger philosophischen Fakultät einschrieb, ist anzunehmen, daß die einheimischen Rabbinatskandidaten – soweit sie nicht in Würzburg oder Heidelberg studierten – von sich aus akademische Studien noch nicht angestrebt hatten, sondern erst durch die rigorosen staatlichen Maßnahmen dazu gezwungen wurden. Schon 1834 mußten alle nicht geprüften Rabbiner ihr Amt aufgeben, wovon 45 Rabbiner betroffen waren¹⁶⁹.

¹⁶⁵ Über die beiden Stuttgarter jüdischen Akademiker s. *A. Tänzer*, *Geschichte der Juden in Württemberg*, S. 41 ff. – Joseph Maier (1798–1873) hatte die Talmudschule Fürth besucht, studierte 1824–1827 in Heidelberg, promovierte in Tübingen und lebte zunächst als Hauslehrer der Hoffaktorenfamilie Kaulla in Stuttgart, bis ihn der König 1831 in den Oberrat berief. – Über Carl Weil als Emanzipationskämpfer und Liberalen s. *J. Toury*, *Die politischen Orientierungen der Juden*, S. 9 und 32 f.

¹⁶⁶ Das Gesetz vom 25. 4. 1828 gestattete in Art. 23 die Ausübung wissenschaftlicher Erwerbszweige. Über Zulassung zu Advokaten und Referendariat in Württemberg vgl. S. 185.

¹⁶⁷ Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 206 ff.

¹⁶⁸ § 52 des Gesetzes vom 25. 4. 1828 über die Verhältnisse der Israeliten schreibt die Staatsprüfung für alle Rabbiner vor. Die Prüfungsordnung enthält die Ministerialverfügung vom 5. 2. 1834. Zum Entwurf der Prüfungsordnung vgl. U. A. Tübingen, R A I, 1110.

¹⁶⁹ *A. Tänzer*, *Geschichte der Juden in Württemberg*, S. 70 f. und 76.

Als Student der mosaischen Theologie immatrikulierte sich im Herbst 1832 Berthold Auerbach aus Nordstetten im Schwarzwald, der später durch seine Dorfgeschichten einer der populärsten deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts werden sollte¹⁷⁰. Auerbach hatte, wie der Jurist Meyer, die Talmudschule in Hechingen besucht, ehe er in das Gymnasium eintrat. Er hörte in Tübingen Ferd. Chr. Baur und befreundete sich mit David Friedrich Strauß. Als Mitglied der Burschenschaft wurde Auerbach 1833 verhaftet und von der Hochschule verwiesen, so daß er seine Studien in München und Heidelberg fortsetzen mußte. Sein Bildungsgang läßt eine schnelle Assimilation erkennen, wie sie sich damals bei Studenten, die aus jüdisch-konservativem Milieu an die Universität kamen, nicht selten zeigte.

Leipzig und Jena

Im Königreich Sachsen und im Herzogtum Sachsen-Weimar war infolge konservativer Judenpolitik die Zahl der jüdischen Einwohner gering. Die Einrichtung des Schutzjudentums blieb auch im Vormärz noch in beiden Staaten bestehen. An den Universitäten Leipzig und Jena, die zu den Hochschulen mittlerer Größe zählten und nicht nur den Charakter von Landesuniversitäten trugen, können einheimische Juden deshalb nur vereinzelt studiert haben¹⁷¹. Auffallend ist dagegen, daß an beiden Hochschulen Juden aus Preußen promovierten, so z. B. in Jena 1833 der spätere Berliner Stadtrat Moritz Veit und 1845 der Historiker Heinrich Graetz aus der Provinz Posen, der eine Dissertation über „Gnostizismus und Judentum“ vorlegte¹⁷². Graetz gehörte, wie erwähnt, zu jenen Juden, die sich auch im Vormärz noch immer autodidaktisch vorgebildet hatten und kein Reifezeugnis besaßen, daher aber in Preußen nicht den Doktorgrad erwerben konnten. Solche jüdischen Studenten kamen ebenso nach Jena und Leipzig wie die in Breslau studierenden Juden, denen die dortige philosophische Fakultät von 1841–47 die Promotion grundsätzlich verweigerte¹⁷³.

Im Vormärz lebten nur sieben jüdische Familien ständig in Leipzig, aber zur Zeit der Messe war der Zustrom jüdischer Kaufleute so stark, daß beson-

¹⁷⁰ Zu Berthold Auerbach (1812–1882) s. die Biographie von *Anton Bettelheim*, Berthold Auerbach, Stuttgart 1907.

¹⁷¹ Die für den fraglichen Zeitraum ungedruckten Matrikeln konnten nicht benutzt werden.

¹⁷² Veit heiratete im gleichen Jahr die Tochter des Weimarer jüdischen Hofbankiers Elkan. ADB Bd. 39, S. 535 ff.; zu Graetz s. *G. Herlitz*, Three Jewish Historians: Isaak Markus Jost–Heinrich Graetz–Eugen Täubler, LBI Year Book IX, 1964, S. 77. – In Leipzig promovierte schon 1817 der nachmalige Königsberger Prediger Dr. Francolm. *H. Jolowicz*, Geschichte der Juden in Königsberg, S. 129 ff. In den dreißiger Jahren erwarb Samuel Holdheim aus Kempen (Posen) den Doktorgrad in Leipzig. *I. H. Ritter*, Geschichte der jüdischen Reformation, 3. Teil, Samuel Holdheim, Berlin 1865.

¹⁷³ S. S. 102 f.

dere Meßgottesdienste abgehalten wurden¹⁷⁴. Die Leipziger Universität ließ 1839 den bekannten jüdischen Orientalisten Julius Fürst als Privatdozenten zu¹⁷⁵. Im gleichen Jahr kam Moritz Steinschneider für ein Semester nach Leipzig, wo der spätere bedeutende Bibliograph und Mitschöpfer der Wissenschaft des Judentums als Student bereits an orientalistischen Editionen beteiligt war und in engen Kontakt trat mit dem gleichfalls in Leipzig studierenden Franz Delitzsch¹⁷⁶. Von den jüdischen Studenten wurde 1840 ein Verein zur gegenseitigen Unterstützung gegründet und aus diesem Anlaß mitgeteilt, „daß hier in Leipzig die Zahl der jüdischen Studierenden seit einiger Zeit in einem erfreulichen Wachstum begriffen ist“¹⁷⁷.

Rostock und Kiel

An der kleinsten Landesuniversität Deutschlands, in Rostock, sind jüdische Studenten aus der Matrikel kaum nachzuweisen¹⁷⁸. Am Hochschulort war Juden die Ansiedlung noch bis 1848 verboten. Die geringe jüdische Bevölkerung Mecklenburg-Schwerins erhielt 1813 nach preußischem Vorbild Emanzipationsrechte, die ihr aber durch die Reaktion schnell wieder genommen wurden. Aufsehen erregte die Promotion eines Juden in Rostock zum *Dr. iuris civilis*, da sich hier eine Juristenfakultät angesichts der Konfession des Doktoranden erstmals dazu entschloß, den juristischen Doktorgrad zu teilen und dem Juden nicht auch den Grad eines Doktors des geistlichen Rechtes zuzugestehen, wie dies z. B. in Göttingen und Heidelberg üblich war¹⁷⁹.

An der holsteinischen Landesuniversität in Kiel wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nach der Anzahl der typisch jüdischen Namen in der Matrikel zu schließen – mindestens 30 Juden immatrikuliert¹⁸⁰. Hierbei spielte einerseits die Nähe der schon früh assimilierten Judengemeinde in Hamburg und Altona eine Rolle, andererseits die besondere Qualität der Kieler Juristenfakultät. Heimatstaaten der in Kiel studierenden Juden waren neben Holstein, Schleswig, Hamburg und Lübeck auch Preußen, Mecklenburg und Hannover. Als erster jüdischer Jurastudent schrieb sich in Kiel schon 1802 Isaak Meyer Schiff aus Altona ein, der später zur begrenzten Ausübung der

¹⁷⁴ AZJ 1837, S. 220. – Unter den 700 Juden Sachsens lebten demnach 641 in Dresden, von denen 12 „studierten oder andere öffentliche Lehranstalten besuchten“.

¹⁷⁵ Vgl. S. 212.

¹⁷⁶ Sulamith VIII, 2, S. 118. – Moritz Steinschneider (1816–1907), geboren in Prossnitz, studierte anschließend bis 1841 in Berlin, wo er ab 1845 ständig lebte als Privatlehrer, Prediger und Übersetzer ohne feste Anstellung, bis er Leiter der Berliner jüdischen Mädchenschule wurde.

¹⁷⁷ AZJ 1840, S. 215 f.

¹⁷⁸ Matrikel der Universität Rostock, hrsg. *A. Hofmeister*, Bd. 5.

¹⁷⁹ *M. Kalisch*, *Die Judenfrage*, S. 54.

¹⁸⁰ *Das Album der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665–1865*, hrsg. von *F. Grundlach*, Kiel 1915.

Advokatur in Kiel zugelassen wurde¹⁸¹. Auch Gabriel Rießer begann sein Jurastudium in Kiel und der 1848 als zweiter jüdischer Advokat in Bayern konzessionierte David Morgenstern aus Franken¹⁸². Die juristische Doktorwürde allerdings verweigerte die Kieler Juristenfakultät Juden strikt¹⁸³. In der philosophischen Fakultät dagegen promovierten zwei jüdische Schuldirektoren: 1829 Immanuel Wohlwill aus Harzgerode, der spätere Leiter der Jacobsonschule in Seesen, und 1837 Anton Rée, der zunächst Lehrer, dann Rektor der jüdischen Freischule in Hamburg war¹⁸⁴.

¹⁸¹ Stud. jur. Meyer Isaak Schiff aus Altona, immatr. 13. 5. 1802 und reimmatr. nach einem Studium in Landshut am 13. 12. 1804, bedurfte zu seiner Erstimmatrikulation einer besonderen Zulassung, wie ein Zusatz in der Matrikel zeigt. *H. Schmidt*, Das Judengrab bei Dänischhagen und der Kieler Advokat Schiff, *Ztsch. der Gesellschaft f. Schleswig-Holsteinische Geschichte*, Bd. 70/71, 1943, S. 292. Vgl. S. 183.

¹⁸² Gabriel Rießer aus Hamburg immatr. 11. 11. 1824. Über Morgenstern vgl. S. 183, über Rießer, S. 184.

¹⁸³ *N. Falck*, Handbuch des Schleswig-Holsteinischen Privatrechts Bd. IV, Altona 1840, S. 171 f.

¹⁸⁴ Immanuel Wohlwill (1799–1847) studierte 1818–1822 in Berlin, wo er Mitglied des Kulturvereins war, lehrte 1823–1838 an der Freischule in Hamburg und wurde dann Direktor der Jacobsonschule in Seesen. *H. Reissner*, Eduard Gans, S. 29 – Anton Rée (1815–1891), Sohn des jüdischen Hofbankiers Brend Isaak Rée in Hamburg, war stark im Sinne der Reform und Assimilation tätig und wurde 1848 in die Hamburger Constituante gewählt. *Josef Feiner*, Dr. Anton Rée, ein Kämpfer für Fortschritt und Recht, Hamburg 1916.

IV. DIE SOZIALE LAGE DER JÜDISCHEN STUDENTEN IM VORMÄRZ

1. Herkunft

Im 18. Jahrhundert stammten die jüdischen Studenten überwiegend aus den großen jüdischen Gemeinden¹. Wenn kleinere jüdische Ansiedlungen, wie z. B. die in Düsseldorf und Göttingen, mehrere Studenten stellten, blieben das besonders motivierte Ausnahmefälle. Diese Verhältnisse wandelten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Interesse an außerjüdischem Wissen und akademischen Studien ergriff breitere Kreise und gewann an sozialem Prestige in dem Maße, wie die jüdische Tradition vernachlässigt wurde. Dabei spielten natürlich auch die neuen beruflichen Möglichkeiten eine Rolle, die die Emanzipationsgesetze, trotz aller Einschränkungen, jüdischen Akademikern eröffneten. Hinzu kam das Anwachsen der jüdischen Bevölkerungszahl, das den allgemein raschen Bevölkerungszuwachs dieser Epoche noch übertraf, und den Bedarf an Akademikern – vor allem Ärzten – auch innerhalb der jüdischen Gemeinden steigen ließ. An den Universitäten studierten jetzt immer mehr Juden aus mittleren und kleinen Gemeinden. An der Universität Heidelberg stammten 38 Prozent, in Bonn nur 18 Prozent der jüdischen Studenten aus Gemeinden, die um die Jahrhundertmitte 1500 und mehr jüdische Einwohner hatten². In Bonn waren Juden aus den Gemeinden von vergleichsweise mittlerer Größe wie Düsseldorf, Köln, Bonn und Koblenz mit etwa 42 Prozent vertreten, in Heidelberg mittlere Gemeinden wie Hannover, Hanau, Darmstadt, Mainz, Worms und München mit 24 Prozent. Der Anteil der jüdischen Studenten aus kleinen und dörflichen jüdischen Siedlungen betrug dagegen in Heidelberg 38 Prozent und in Bonn 40 Prozent. Dennoch blieb – wie auch

¹ Vgl. S. 67 f.

² Zahlen für Heidelberg 1800–1848 (418 Immatr.) für Bonn 1818–1848 (191 Immatr.). – Zu den Großgemeinden wurden für beide Universitäten gerechnet: Hamburg, Frankfurt/M., Mannheim, Karlsruhe, Fürth, Berlin, Breslau, Königsberg, Lissa und Kempen (die Stadt Posen ist nicht vertreten). – Als Gemeinden mittlerer Größe in Städten erscheinen neben den oben genannten: Minden, Krefeld, Paderborn, Münster, Hamm, Halberstadt, Dessau, Braunschweig, Kassel, Fritzlar, Offenbach, Aachen, Trier, Bingen, Kreuznach, Pforzheim, Heidelberg, Stuttgart und Würzburg. Alle übrigen Studenten stammten aus kleineren oder dörflichen jüdischen Siedlungen und wurden zur 3. Gruppe gerechnet.

unter Christen – die reine Landbevölkerung an den Universitäten geringer vertreten, was etwa auch an dem schwachen Besuch von einer Hochschule wie Tübingen zu erkennen ist, die in einem Bezirk fast ausschließlich ländlicher jüdischer Siedlung lag³. Dies erklärt sich sowohl aus der im Durchschnitt schlechten ökonomischen Lage der ohnehin verhältnismäßig geringen jüdischen Landbevölkerung als auch aus dem Mangel an qualifizierten Bildungsmöglichkeiten auf dem Lande. Wegen der besseren Berufschancen ließen sich dann die meisten jüdischen Studenten aus Landgemeinden später in Städten nieder, so daß das Hochschulstudium zur weiteren Konzentrierung der Juden auf die Städte beitrug.

Die großen jüdischen Gemeinden des 18. Jahrhunderts hatten jeweils einige ihrer Mitglieder in intellektuellen Berufen beschäftigt. Zu dieser Gruppe gehörten neben den Rabbinern und Ärzten auch die Rabbinatsassessoren, Vorsänger, Lehrer und Thoraschreiber – und in gewissem Sinne auch die Schächter, die bei Ausübung ihres Handwerks über gute rituelle Kenntnisse verfügen mußten. In kleinen Gemeinden wurden die Funktionen all dieser Berufe oft nur von einer Person wahrgenommen. Obgleich Mitglieder dieser Berufsgruppe nicht selten nebenbei Handel trieben, rechneten sie doch wie jüdische Handwerker und Bediente zu den wenigen Juden, die nicht hauptberuflich dem Handelsstand angehörten. Grundlage Ihres Berufes bildete jeweils ein besonderes Maß an religiösem Wissen. Allein die Ärzte genossen daneben auch eine weltliche akademische Ausbildung. Mit der Emanzipation begann sich, wie gezeigt, das Studium von Juden auf alle Fakultäten auszuweiten. Zwar eröffneten sich jüdischen Studenten jetzt auch neue Berufschancen, aber sie entsprachen in ihrer Anzahl keineswegs dem Umfang der Akademisierung. Die Mehrzahl der Akademiker stand im Vormärz nicht mehr im Dienst der jüdischen Gemeinden, sondern widmete sich von diesen unabhängigen Berufen. An die Gemeinden gebunden blieben die Rabbiner und Gemeindeärzte. Einige Großgemeinden beschäftigten daneben auch akademisch gebildete Prediger, Lehrer und Sekretäre. Die meisten jüdischen Akademiker lebten aber, da ihnen Staatsämter im Vormärz verschlossen blieben, in den freien Berufen als Ärzte, Anwälte, Anwaltskonzipienten, Journalisten, Buchhändler, Verleger, Schriftsteller und Privatdozenten. In all diesen Berufen boten sich ihnen in größeren Städten die besseren Aussichten.

Die lokale Herkunft der jüdischen Studenten bedingte im Durchschnitt auch ihre soziale und religiöse Ausgangssituation. Die jüdische Oberschicht konzentrierte sich in den Großgemeinden und Residenzstädten. Studenten aus diesem Milieu hatten gewöhnlich das Gymnasium besucht und besaßen oft kaum noch spezifisch jüdische Kenntnisse. In Gegenden mit überwiegend ländlicher jüdischer Bevölkerung dagegen, wie in Württemberg, Südbaden und Franken war die Assimilation unter den meist in Armut lebenden Landjuden noch kaum

³ Vgl. S. 127 f.

verbreitet. Das gleiche trifft zu für die jüdische Bevölkerung in den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen, wo das traditionelle Judentum auch in den Städten noch weitgehend das Bild bestimmte⁴. Studenten, die diesen Gebieten entstammten, hatten im allgemeinen auch im Vormärz noch eine orthodoxe Erziehung erhalten und kamen mit ganz anderen Voraussetzungen an die Universität als Studenten aus Gemeinden wie Berlin, Hamburg oder Düsseldorf. Verglichen mit dem 18. Jahrhundert zeigte sich unter den Studenten in ihrem Verhältnis zur jüdischen Tradition eine erhöhte Divergenz.

Eine statistische Übersicht über die soziale Herkunft der jüdischen Studenten läßt sich nur für die Universitäten Heidelberg und Bonn gewinnen. In beiden Matrikeln wird für die Mehrzahl der Väter der Beruf „Handelsmann“ oder „Kaufmann“ angegeben, wobei der Sprachgebrauch so willkürlich ist, daß diese Berufsbezeichnungen nicht als Kriterien sozialer Abstufung gewertet werden können⁵. Die Zugehörigkeit der Väter zur Schicht der Großkaufleute kann in

	Heidel- berg Bonn		Heidel- Bonn berg	
Kaufmann	158	80	Bankier	25 15
Handelsmann	53	15	Privatmann	9 12
Particulier	6	1	Rentier	5 8
Antiquar und Buchhändler	6	–	Hofagent, Hoffaktor	9 2
Kommissionäre	4	–	Hofrat, Kommerzrat	6 1
Lotterieeinnehmer	2	1	Makler	5 3
Sonstige Handelsber.	7	4	Gutsbesitzer	3 4
Buchhalter	1	2	Ökonom	3 –
	237	103	Fabrikant	2 1
	(62%)	(55%)	Andere Großkfl.	5 –
				72 46
				(19%) (25%)
Rabbiner	18	12	Schächter	5 6
Arzt	11	2	Goldsticker	2 –
Lehrer	14	14	Seifensieder	2 –
Notar, Advokat	5	–	Sonst. Handwerker	4 1
Prediger	2	1	Wirt	1 –
Vorsänger	5	1	Bedienter	– 1
Sonst. intell. Berufe	2	–	Bauer	1 1
	57	30		15 9
	(15%)	(16%)		(4%) (4%)

⁴ J. Toury, Deutsche Juden im Vormärz, Bulletin des LBI 29, 1965. – Toury schätzt, daß über 50 % der Juden Deutschlands – vor allem in den genannten Gebieten – um die Mitte des Jahrhunderts noch orthodox lebten.

⁵ Unter der Bezeichnung „Kaufmann“ erscheinen sowohl Großkaufleute als auch Einzelhändler, und ein „Handelsmann“ kann ein armer Hausierer, aber auch ein vermögender Ladeninhaber sein. Diese Berufsbezeichnungen vermischen sich z. B. auch

gewissem Umfang an Berufsbezeichnungen wie Bankier, Rentier, Hofagent usw. abgelesen werden. Neben den beiden Gruppen der Kaufleute und der Großkaufleute wird als dritte Gruppe die der Angehörigen der intellektuellen Berufe unterschieden, während die Handwerker und Bauern zu einer sehr kleinen vierten Berufsgruppe zusammengefaßt werden. Die folgende Übersicht bezieht sich auf 381 Immatrikulationen in Heidelberg 1807–1848 und auf 188 in Bonn 1818–1848⁶.

Damit kamen im Durchschnitt beider Universitäten 58 % der Studenten aus dem Handelsstande und weitere 22 % aus Großkaufmannsfamilien, wobei der Anteil der Juden aus der sozialen Oberschicht eher noch höher anzusetzen ist, da sich auch unter den als Kaufleuten bezeichneten Vätern sehr vermögende Großhändler befanden. Väter mit intellektuellen Berufen hatten etwa 16 % der Studenten und nur 4 % stammten aus den Familien von Handwerkern, Bauern und Bedienten. In dieser letzten Gruppe fallen die verhältnismäßig zahlreichen Söhne von Schächtern auf.

Da sich infolge der Emanzipation die jüdische Berufsstruktur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark wandelte, fällt ein Vergleich zwischen der allgemeinen jüdischen Berufsverteilung und der der Studentenväter schwer. Es verwundert nicht, daß etwa 80 % der Studenten aus Familien mit Handelsberufen stammten, ging doch die Konzentrierung der Juden auf den Handel erst allmählich zurück, und nicht zuletzt gerade durch die Abwanderung in akademische Berufe. Zu den „Selbständigen des Handelsgewerbes“ gehörten 1843 in Preußen nur noch 35 % der Juden, aber 1813 hatten noch 92 % der jüdischen Familienväter von Handel und Gastwirtschaft gelebt⁷. In der Jahrhundertmitte ernährten sich in Preußen 2,7 % der Juden von intellektuellen Berufen und 5,3 % von Großhandel, Bankwesen und Einkünften aus eigenem Vermögen⁸. Demnach war die Großhandelschicht an den Universitäten mindestens vierfach, die intellektuelle Schicht sechsfach überrepräsentiert. Beide Berufsgruppen hatten zweifellos in der Assimilation die weitesten Fortschritte gemacht, unterschieden sich aber in der Vermögenslage, da die Intellektuellen, soweit sie im Dienst der jüdischen Gemeinden standen, nur niedrige Gehälter bezogen. Die Handwerker blieben bei 19 % Anteil an der jüdischen Bevölkerung Preußens (1843) an den Hochschulen mit etwa 3 % nur sehr schwach vertreten, und die breite Unterschicht der Handelsge-

in den Berliner Judenbürgerbüchern, in die sich zahlreiche Juden als Kaufleute eintrugen, auch wenn sie nicht der Korporation der Kaufmannschaft angehörten. Vgl. *J. Jacobson*, JBB Berlin, Einleitung, S. 36 f.

⁶ Erfasst wurde jeweils der Beruf des Vaters oder Vormunds. Bei Halbweisen fehlen die Angaben häufiger, so daß nicht die Gesamtzahl der Immatrikulationen zugrunde gelegt werden konnte.

⁷ *H. Silbergleit*, Bevölkerungsverhältnisse, S. 75 und 78. In der Berufsstatistik von 1843 sind die Bankiers und Großkaufleute in dieser Zahl enthalten, nicht aber die Rentiers, die 2,7 % ausmachten.

⁸ Ebd. S. 78 und 83 (Statistiken von 1843 und 1852).

hilfen, Bedienten und Tagelöhner, die 22 % der Erwerbstätigen ausmachte, entsandte fast keine Söhne an die Hochschulen. Dennoch kann man nicht davon sprechen, daß bei Juden allein das Besitzprivileg maßgebend wurde für den Erwerb höherer Bildung, denn unter den jüdischen Handelsmännern und Gemeindebediensteten gab es sehr arme Familien, deren Söhne ein Studium absolvierten. Hier spielten als Studienmotive die in intellektuellen Familien tradierte geistige Aktivität und das Bedürfnis nach sozialem Aufstieg eine wichtige Rolle.

Vergleicht man die soziale Herkunft der jüdischen Studenten mit der wenig erforschten der christlichen, so zeigten sich trotz der unterschiedlichen Berufsstruktur prinzipielle Ähnlichkeiten. In beiden Gruppen ist die Überrepräsentierung der Akademiker beträchtlich und die Bedeutung der sozialen Unterschicht gleichermaßen gering. Ein Viertel der Studenten insgesamt entstammte im 19. Jahrhundert Akademikerfamilien, aber nur 2 % Familien von Angestellten, Gehilfen und Arbeitern⁹. Die studierenden Mittelschichten unterschieden sich dadurch, daß es sich bei Juden um Kaufmannsöhne handelte, bei Christen aber vielfach auch um Söhne von Beamten. Der christliche Kaufmannsstand war an den Universitäten unterrepräsentiert, der jüdische weit überrepräsentiert. Hierin zeigt sich ein starker Wille zur Berufsumschichtung, der Juden dazu veranlaßte, sich vom ererbten Handelsstand zu lösen und das Risiko eines Universitätsstudiums einzugehen, obgleich die Berufsaussichten für jüdische Akademiker schlechter waren als für Kaufleute. Das Interesse an der Rezeption der deutschen Kultur und die Hoffnung auf Integration in die Gesellschaft ließen Juden den als typisch jüdisch angesehenen Handelsberuf fliehen. Durch akademische Berufe suchten die Söhne von „Handelsjuden“ sich direkt dem Bürgertum zu assimilieren, wobei sie dann nicht selten – wie etwa Heinrich Heine – die schärfsten Kritiker des jüdischen Kaufmannsstandes wurden.

Die Fakultäts- bzw. Berufswahl der jüdischen Studenten war teilweise von ihrer sozialen Herkunft bestimmt. Wie in früheren Jahrhunderten tendierten Rabbiner und Ärzte zur Weitergabe ihres Berufes an die Söhne. In Bonn z. B. immatrikulierten sich alle 12 Rabbinersöhne in der philosophischen Fakultät und in Heidelberg fast alle Söhne von Ärzten in der medizinischen. Am auffallendsten ist aber die bereits für die Universität Göttingen gezeigte Bevorzugung des Rechtsstudiums durch Angehörige der sozialen Oberschicht. In Göttingen studierten unter 26 Juden der Oberschicht 15 Jura, in Heidelberg waren unter den genannten 72 Söhnen aus Großkaufmannsfamilien 42 Jurastudenten¹⁰. Demnach dürften Söhne der Oberschicht zu etwa 60 % die juri-

⁹ Die hier benutzten sehr allgemeinen Angaben über die soziale Herkunft der Studenten des 19. Jahrhunderts finden sich bei *F. Eulenburg*, *Frequenz dt. Universitäten*, S. 258 f. Für einen genaueren Vergleich sind die Berufsgruppen zu unterschiedlich aufgestellt.

¹⁰ Vgl. S. 123 und 134 (Tabellen).

stische Ausbildung gewählt haben, während im Durchschnitt weniger als 30 % der Juden Rechtswissenschaften studierten¹¹. Da nur wenige Staaten Juden als Rechtsanwälte zuließen, bot das Jurastudium kaum Berufschancen und pflegte bei der Umwelt die Annahme zu wecken, daß der Student sich taufen lassen werde, um in den Staatsdienst eintreten zu können¹². Soweit dieser Weg nicht beschritten wurde, blieb dies Studium vielfach ein luxuriöses Privileg derer, die es sich aus finanziellen Gründen erlauben konnten, ohne Rücksicht auf einen späteren Beruf zu studieren. Das Sozialprestige des Rechtsstudiums leitete sich als Säkularisierungsphänomen nicht zuletzt von dem früheren hohen Ansehen talmudischer Rechtsgelehrsamkeit her. Zudem nutzten Söhne wohlhabender Familien, wie z. B. Heinrich Bernhard Oppenheim und Gabriel Rießer, das Jurastudium dazu, sich für den Emanzipationskampf und eine spätere politische Laufbahn zu qualifizieren.

2. Studienfinanzierung

Die erheblichen Kosten eines akademischen Studiums konnten zweifellos viele der immatrikulierten Juden nicht aus den Mitteln ihrer Eltern bestreiten. Die Mehrzahl der jüdischen Händler und Handwerker hatte nur ein geringes Auskommen, und die Gehälter der Rabbiner, Lehrer und Vorsänger, die von den Gemeinden selbst aufgebracht werden mußten, deckten meist kaum das Lebensminimum der Familien¹³. Es kann angenommen werden, daß mehr als die Hälfte der jüdischen Studenten auf die Unterstützung von anderer Seite angewiesen war oder sich den Lebensunterhalt selbst zu verdienen hatte. Besonders in Berlin und Breslau sammelten sich unbemittelte jüdische Studenten aus dem orthodoxen Milieu des Ostjudentums, die – noch in der Tradition der Talmudstudenten lebend – ein Studium ohne Rücksicht auf seine Finanzierung begannen.

Wie schon am Beispiel der Königsberger jüdischen Studenten gezeigt wurde, konnte die wachsende Zahl der Studierenden nicht mehr mit der Unterstützung durch die Gemeindekorporation rechnen¹⁴. Die Emanzipation nahm auch die rechtliche Verpflichtung zum Unterhalt der jüdischen Armen von den Gemeinden. Die Bereitschaft zur freiwilligen Förderung der Studierenden

¹¹ Vgl. S. 96.

¹² Vgl. S. 164 ff. Die Annahme gründete auf den Karrieretaufen bekannter jüdischer Juristen wie Heine, Gans, Sigmund Zimmern und Samuel Marum Meyer. Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 206 ff.

¹³ Über die kärglichen Rabbinergehälter s. Sulamith VIII,2, S. 307, sowie die Stellenausschreibungen der Gemeinden für Rabbiner und Lehrer im Anzeigenteil der AZJ. Selbst am Philanthropin in Frankfurt/M. waren die Gehälter so gering, daß die Lehrer nebenbei private Pensionsanstalten für Schüler unterhalten mußten. Vgl. S. 198.

¹⁴ Vgl. S. 71.

Glaubensgenossen war gerade in der finanzstarken, assimilierten Oberschicht nur noch schwach ausgebildet, da das Bewußtsein religiöser Verpflichtung und korporativer Verantwortung gegenüber den Studenten mit zunehmender Assimilation schwand. So riet beispielsweise Leopold Zunz 1833 einem Medizinstudenten, der plante, die Berliner Universität zu besuchen, „sich tüchtig mit Geld oder Stipendien zu versehen, denn die frommen Studenten finden hier eine Hungerzeit und gewaltige Plage, und da Levin nicht tanzt und auch keine Stunden würde geben können, so wäre er auf die kargen Spenden der hiesigen Kezinim beschränkt“¹⁵.

Obgleich die jüdischen Studenten nach der Emanzipation Anspruch auf die Stipendienfonds der Universitäten und die von den Hochschulen verwalteten Stiftungen erheben konnten, scheinen ihnen doch aus diesen Quellen keine Mittel gewährt worden zu sein. Noch 1845 meldete die Allgemeine Zeitung des Judentums als Neuigkeit, daß der Königliche Stipendienfond in München jetzt Studenten aller Religionen offenstehen solle¹⁶. Ohne Erfolg blieb dagegen in den vierziger Jahren der Antrag des Breslauer Rabbiners Abraham Geiger, auch jüdische Studenten in den Genuß der Königlichen Freitische kommen zu lassen¹⁷. Selbst Prämien für akademische Preisschriften wurden Juden nur widerwillig zugestanden. Als der Rabbinatskandidat Ludwig Philippson, der seit 1829 in Berlin studierte, für seine Biographie des Humanisten Laurentius Valla einen Universitätspreis von 30 Talern erhalten sollte, wurde ihm als Juden die Auszahlung zunächst verweigert, und die nächste akademische Preisauflage war dann ausdrücklich für Christen ausgeschrieben¹⁸. Nur für einen der später bekannten jüdischen Akademiker ist nachweisbar, daß er ein königliches Stipendium erhielt: Samuel Marum Meyer erregte als Hechinger Talmudschüler durch eine Petition die Aufmerksamkeit des Königs von Württemberg, und dieser finanzierte seinen Schul- und Universitätsbesuch¹⁹. Für eine solche Gunst zahlte Meyer nach langem Schwanken schließlich 1837 doch mit der Taufe und erlangte so ein Ordinariat der Tübinger Juristenfakultät. Juden, die sich vor oder während des Studiums zur Annahme der Taufe entschlossen, konnten, wie schon im vorigen Jahrhundert, fest mit der finanziellen Hilfe von Missionsvereinen und hochgestellten Paten rechnen²⁰.

Vielen jüdischen Studenten blieb – ähnlich den christlichen – nichts anderes übrig als Unterstützung bei Verwandten oder Gönnern zu suchen, Hauslehrer

¹⁵ Brief von Leopold Zunz an Dr. M. Isler (Hamburg) vom 11. 1. 1833. Leopold Zunz, – Jude, Deutscher, Europäer – hrsg. von N. Glatzer, S. 165. (Kezinim = die Wohlhabenden.)

¹⁶ AZJ 1845, S. 74.

¹⁷ Sulamith, IX, 1, S. 170 f.

¹⁸ M. Kayserling, Ludwig Philippson, S. 25 f. Philippson war der spätere Herausgeber der AZJ.

¹⁹ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 29 f. Vgl. S. 216.

²⁰ Sulamith VIII, 2, S. 305. – Über Mission und Taufe vgl. S. 158 ff.

zu werden, Privatunterricht zu geben oder zumindest einen Freitisch bei Glaubensgenossen zu erstreben. Die Freitische spielten besonders für solche Studenten, die noch traditionell lebten, eine wichtige Rolle, da sie darauf angewiesen waren, koscher zu essen. Medizinstudenten pflegten sich durch Nachtwachen und Krankenpflege einen Nebenerwerb zu sichern. Alle diese Hilfsquellen hatten auch schon die Studenten des 18. Jahrhunderts genutzt. Neu kam hinzu, daß Juden jetzt auch christliche Privatschüler unterrichteten, und einige Studenten ihr Studium mit literarischen Arbeiten finanzierten²¹.

Die traditionelle Förderung der Talmudstudenten war in den Gemeinden durch Stiftungen und Vereine institutionalisiert, die auch im 19. Jahrhundert noch fortbestanden, wenngleich die Legate teilweise anderen Zwecken zugeführt wurden und wenig neue hinzukamen. Hervorzuheben ist allerdings, daß gerade die Errichtung des ersten modernen Rabbinerseminars in Breslau allein durch die Stiftung des dortigen Kaufmanns Jonas Fränckel ermöglicht wurde. Dennoch ist im Vergleich zum 18. Jahrhundert mit zunehmender Säkularisierung ein Rückgang religiöser Stiftungen zu erkennen, während auf der anderen Seite Stipendienstiftungen für Universitätsstudien sich erst allmählich einbürgerten. Da Angehörige der assimilierten jüdischen Oberschicht sich in überdurchschnittlicher Zahl zur Taufe entschlossen, waren es nicht selten *getaufte* Juden, die zuerst als Stifter von Universitätsstipendien hervortraten, wobei die Unterstüzungen dann fast immer ohne Ansehen der Religion vergeben wurden.

Die Berliner Verhältnisse auf dem Gebiet des jüdischen Stiftungswesens lassen den Übergang von der alten zur neuen Studienförderung gut erkennen. Der 1775 gestorbene Berliner Oberlandesälteste Veitel Heine Ephraim hatte eine Fideikommißstiftung errichtet und jährlich 800 Taler des Zinsertrages zum Unterhalt des in seinem Hause gegründeten Beth Ha Midrasch bestimmt. Als der dortige Talmudunterricht 1834 eingestellt wurde, beantragten die getauften Nachkommen Ephraims die Umwandlung der Stiftung in drei Stipendien für evangelische Theologen²². Allerdings wurden ab 1841 aus dem Kapitalertrag auch das von Leopold Zunz geleitete jüdische Lehrerseminar sowie später der jüdische Bibliograph Moritz Steinschneider unter-

²¹ So z. B. Ludwig Philippson, der christliche Theologiestudenten unterrichtete und von Honoraren literarischer Arbeiter lebte. Er rezensierte als Student in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung und erhielt auch einige Unterstützung vom Dessauer Fürstenhaus, für das er Carmina auf Familienereignisse verfaßte. *M. Kayserling*, Ludwig Philippson, S. 24 f. – David Honigmann war als Berliner Student 1844 Redaktionsgehilfe der Monatsschrift „Zur Judenfrage“, in der er auch selbst publizierte. D. Honigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren, S. 158 f. – Berthold Auerbach verfaßte während seiner Heidelberger Studienzeit ab 1834 mehrere Brotarbeiten, so die Geschichte Friedrich d. Großen. Vgl. *A. Bettelheim*, Berthold Auerbach.

²² *F. G. Lisco*, Das wohltätige Berlin, Geschichtlich-statistische Nachrichten über die Wohltätigkeits-Übung Berlins, Berlin 1846, S. 296 f. und 374.

stützt. Das im Jahr 1800 vom Berliner Bankier Samuel Bendix Gumpertz gemachte Legat für Synagoge und Lehrhaus ließ sein Sohn Ruben Samuel Gumpertz teilweise zur Förderung der Wissenschaft vom Judentum verwenden²³. Stipendien für jüdische Universitätsstudenten aller Fakultäten wurden in Berlin zuerst durch den Culturverein angeregt und vermittelt. Ihm gelang es vorübergehend, das Interesse wohlhabender Berliner Juden an den mittellosen Studenten aus dem Ostjudentum zu wecken, die die Unterrichtsanstalt des Culturvereins auf die Universität vorbereitet hatte. In den Jahren 1822/23 konnte so die Stipendienkommission des Culturvereins 11 jüdischen Studenten der Berliner Universität Beihilfen vermitteln²⁴. Die Stiftung dieser Stipendien stand zwar noch immer im Zusammenhang mit der traditionellen jüdischen Förderung der Lernenden, entsprang aber primär dem Interesse an geistiger und sozialer Assimilation. Der Veränderung der spezifisch jüdischen Berufsstruktur sollte nicht nur der Übergang zu Handwerk und Ackerbau, sondern auch der Eintritt in die akademischen Berufe dienen.

Nach dem Erlöschen des Culturvereins waren es in Berlin fast nur getaufte Juden, die Stiftungen bei der Universität errichteten. Die beiden ersten Stipendien dieser Art, gestiftet 1827 von den Bankiers Bendemann, sollten ohne Rücksicht auf die Religion der Bewerber vergeben werden²⁵. Ähnlich bemerkte die Witwe des getauften Kaufmanns Isaak Jonas, die der Universität 1832 ein Kapital von 8000 Talern für drei Stipendien verschrieb, in ihrem Testament: „Die Religion oder Konfession kommt hinsichtlich des Anspruchs auf diese Stipendien gar nicht in Betracht und soll niemals als ein Hindernis bei der Verleihung gelten.“²⁶ Dagegen bestimmte die durch ihren Salon bekannte Bankierswitwe Sara Levy, die 1854 als Jüdin starb, der Universität 1500 Taler „zu jüdischen Stipendien“²⁷. Die ersten Stipendienstiftungen, an denen Juden und Christen gemeinsam beteiligt waren, wurden 1838 und 1839 an der Berliner Universität errichtet. Es handelte sich um die Gedächtnisstipendien für Moses Moser und Eduard Gans, die jeweils von den christlichen und jüdischen Freunden der Verstorbenen gestiftet wurden. Der jüdische Kaufmann Moses Moser, der 1814 als Buchhalter nach Berlin gekommen

²³ S. B. Gumpertz hatte die Stiftung mit der Auflage verbunden, daß die Gelehrten „Tag für Tag ein Kapitel der Mischna lesen und ein Gebet verrichten zum Heile meiner Seele“. In der veränderten Fassung der Stiftungsurkunde erklärte der Sohn, daß diese Auflage mit seinem Tode erlösche. – Nachlaß Ruben Samuel Gumpertz, Landesarchiv Berlin, Pr. Br. Rep. 30 C.

²⁴ H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 79. – Zur Stipendienkommission gehörten Gans, Zunz, Rubo, Moses Moser und Daniel Friedländer.

²⁵ Kapital 2500 Taler. – F. G. Lisco, Das wohltätige Berlin, S. 266.

²⁶ Stiftungsnachweis der Stadt Berlin 1910, S. 186 ff. Ebd. S. 280. Die Stiftung war beim Gymnasium zum Grauen Kloster errichtet und diente dessen Absolventen.

²⁷ Testament gedruckt in: Jüdische Trauungen in Berlin, hrsg. v. J. Jacobson, S. 641–644. – Im Hause der Familie Levy hatte Fichte im Jahre 1800 seine erste Berliner Vorlesung als Privatissimum gehalten.

war, hatte als wissenschaftlich gebildeter Autodidakt zu den Gründern des Culturvereins gehört und an der Berliner Universität, zu der er zeitlebens in enger Verbindung blieb, zahlreiche Vorlesungen besucht. Moser war Vorsteher der Berliner „Gesellschaft der Freunde“, die nach seinem Tode 1838 zu seinen Ehren ein Gedächtnisstipendium an jener Universität errichtete, die Moser für die bedeutendste der Welt gehalten hatte²⁸. Die „Gesellschaft der Freunde“, ursprünglich eine Gründung religiös liberaler Juden, hatte damals etwa 400 Mitglieder, zu denen zahlreiche Getaufte gehörten. Auch unter den weiteren Spendern aus dem großen Freundeskreis Mosers waren getaufte Juden, wie beispielsweise die beiden Berliner Professoren Ferdinand und Agathon Bernaly. Entsprechend dieser Zusammensetzung der Stifter sollte das Stipendium abwechselnd einem Juden und einem Christen zugute kommen. Erklärtes Ziel der Stifter war es, durch dieses Stipendium, das Rektor und Senat vergaben, die „isolierte Stellung des Judentums zum Staate“ weiter abzubauen. 1841–48 wurden aus diesen Mitteln insgesamt je vier Jahresstipendien an jüdische und christliche Studenten vergeben. – Als 1839 der getaufte Jurist Eduard Gans starb, errichteten die Freunde des beliebten Hochschullehrers ein Gedächtnisstipendium, das ohne Rücksicht auf die Religion zu vergeben war und auch von einigen Juden mitgetragen wurde²⁹. – Angesichts der großen Zahl jüdischer Studenten in Berlin bedeuteten diese Stipendien allerdings wenig, zumal sie meist Familienstiftungen waren und also zuerst Familienmitgliedern zur Verfügung standen.

An der Universität Breslau bemühte sich, wie erwähnt, in den vierziger Jahren Rabbiner Abraham Geiger um die geistige und materielle Förderung der jüdischen Studenten. Als sein Gesuch um Zulassung der Juden zu den Freitischen der Universität abgelehnt wurde, veranlaßte er eine Stiftung jüdischer Freitische und vermittelte bedürftigen jüdischen Studenten Beihilfen von Gemeindemitgliedern³⁰. Schon vor der Amtszeit Geigers hatte sich in Breslau der seltene Fall ereignet, daß nicht ein Großkaufmann, sondern ein Arzt der Universität ein Stipendium stiftete. Die Stiftung, die jeweils einem jüdischen Medizinstudenten aus Schlesien zugute kommen sollte, machte 1837 Dr. Elias Henschel aus Anlaß seines fünfzigjährigen Berufsjubiläums in Breslau³¹.

²⁸ Moses Mosersches Stipendium, Archiv der Humboldt-Universität Berlin, Rektorat 375. (Enthält Stiftungsantrag mit Vita, Trauerrede und Stipendienbewerbungen bis 1858.) – Über Moser vgl. *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 29 u. a. – Mosers wissenschaftliche Studiengebiete waren Philosophie, Geschichte, Altphilologie, germanische Sprachen und Sanskrit. Mit seinem Freund Heinrich Heine zusammen hörte er die Vorlesungen Hegels. Vgl. auch Briefwechsel Heines mit Moser.

²⁹ *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 161 f. – 1843 hatte das Stipendium Gans ein Kapital von 1252 Talern, das Stipendium Moser 1842 1389 Taler.

³⁰ Sulamith IX, 1, S. 170 f.; Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. *L. Geiger*, S. 159 f.

³¹ AZJ 1837, Nr. 50; Sulamith VIII, 1, S. 173. – Zu Henschels Biographie vgl. S. 66 f.

Neben den Stipendien, die jüdische Studenten aus Universitätsstiftungen oder direkt von Gemeindemitgliedern erhielten, gab es auch einige Beihilfen, die von jüdischen Vereinen und Konsistorien gewährt wurden. In vielen größeren Gemeinden entstanden im Vormärz Vereine zur Förderung der jüdischen Berufsumschichtung. Sie dienten in den meisten Fällen dazu, mittellosen Juden den Eintritt in handwerkliche und landwirtschaftliche Berufe zu ermöglichen, vereinzelt förderten sie aber auch zukünftige Volksschullehrer und Akademiker. So gründete beispielsweise Ludwig Philippson, nachdem er sein Studium in Berlin selbst finanziert hatte, 1837 in Magdeburg einen „Verein zur Beförderung des Ackerbaus, der Handwerke, Künste, Lehrer- und wissenschaftlichen Bildung unter den Juden für die ganze Provinz Sachsen“³². In Staaten mit jüdischen Konsistorien wie Baden und Württemberg wurde die Berufsumschichtung auch von den Konsistorialkassen finanziert, die allerdings unter den Studenten nur Rabbinatskandidaten förderten³³. Ähnlich bevorzugte der 1829 von der Hamburger jüdischen Gemeinde ins Leben gerufene Stipendienverein die Unterstützung von Hamburger Lehr- und Rabbinatskandidaten, die sich später in ihrer Heimatstadt niederlassen und das Stipendium zurückzahlen mußten³⁴.

Im Verhältnis zur ständig wachsenden Zahl jüdischer Studenten blieben auch diese Förderungen unzureichend. An einigen Universitäten griffen Juden daher zur Selbsthilfe und bildeten Vereine zur gegenseitigen Unterstützung bei Not und Krankheit. Der erste Unterstützungsverein jüdischer Studenten wurde, soweit ersichtlich, 1827 in Würzburg von zwei Rabbinatskandidaten gegründet³⁵. Gerade in dem konservativen jüdischen Milieu Würzburgs bestand unter den Studenten eine Homogenität, die es ihnen ermöglichte, sich noch als religiöse und soziale Gemeinschaft aufzufassen. Die Studenten schufen durch eine Kollekte bei Glaubensgenossen und durch eigene regelmäßige Beiträge einen Hilfsfond, aus dem in Not geratene Kommilitonen Unterstützung gezahlt wurde. Die gegenseitige Hilfe im Krankheitsfall, die die Statuten vorsah, erinnert an die traditionelle Gemeindeinstitution der Chewra Kadi-scha. Der studentische Unterstützungsverein hatte, so modern er als eine Art Krankenversicherung anmutet, unverkennbar seine Wurzeln in der alten jüdischen Sozialethik. – An der Universität Leipzig entstand 1840 eine ähn-

³² AZJ 1837, S. 165.

³³ Aus der württembergischen Zentralkirchenkasse der jüdischen Oberkirchenbehörde wurden Gelder für die Ausbildung von einheimischen Lehrlingen, Elementarlehrern und Rabbinern verwendet. *A. Tänzer*, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 57.

³⁴ AZJ 1837, S. 137.

³⁵ St.A. Würzburg, Reg.abg. 1943/45, 7164, Nr. 567. Die Vereinszulassung wurde von den Rabbinatskandidaten Hajum Selz aus Harburg und Moses Reuss aus Karlsruhe beantragt und durch die Kreisregierung Unterfranken genehmigt. – Im gleichen Jahr gründeten die jüdischen Theologiestudenten in Würzburg einen Predigtverein. Vgl. S. 119.

liche Selbsthilfevereinigung der jüdischen Studenten, die den Namen Jeschuat Achim (Bruderhilfe) trug und laut Satzung nur Mitglieder unterstützte, die wenigstens einen Taler Jahresbeitrag entrichteten³⁶. Der in Berlin 1839 gegründete Verein zur Unterstützung von Rabbinatskandidaten (Machsike Bachure Chemed) stand unter der Oberaufsicht des Rabbinats und forderte von seinen studentischen Mitgliedern 2 1/2 Sgr. Monatsbeitrag³⁷. Er diente der Krankenversicherung und sorgte für die Speisung an hohen Feiertagen. Ihm gehörten ebenso fördernde Mitglieder aus der Berliner Gemeinde an wie dem 1841 geschaffenen Adolphs-Stift, das notleidende Juden aller Fakultäten unterstützte, von ihnen aber die spätere Rückzahlung der erhaltenen Beträge verlangte³⁸. Das Adolph-Stift wurde von jüdischen Akademikern gegründet und gefördert und verdankte seine Entstehung dem in den vierziger Jahren neu erwachenden Geistesleben der Berliner jüdischen Gemeinde. Das Interesse an der Förderung jüdischer Studenten war jetzt in jenen Gruppen erweckt, die bereits selbst die Universität besucht hatten.

3. Vorbildung

„Bis zur Zeit der Freiheitskriege war Gymnasialbildung unter Juden eine große Seltenheit“, heißt es in der Geschichte des Judentums von Isaak Markus Jost, der selbst 1809 in das Braunschweiger Gymnasium eingetreten war³⁹. Als dagegen 1859/60 in Preußen eine Konfessionszählung aller Gymnasialschüler durchgeführt wurde, ergab sich, daß 6,8 % der Gymnasiasten dem jüdischen Glauben angehörten⁴⁰. Damit besuchten im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil fünfmal mehr Juden als Christen die höheren Schulen. Diese Fakten markierten eine Entwicklung, die die grundlegende Voraussetzung für den schnellen Aufstieg der Juden Deutschlands in die akademischen Berufe bildet. Der Erlaß des Emanzipationsedikts und die Einführung des Abiturientenexamens waren in Preußen beide Ergebnisse des Reformjahres 1812. Was den Juden im Vormärz trotz des Emanzipationsgesetzes an sozialer

³⁶ AZJ 1840, S. 215 f. – Der Vereinigung gehörte Lassalle als Leipziger Handelschüler vorübergehend an. Er zahlte von seinem Taschengeld monatlich 12 Groschen Beitrag. *E. Silberner*, Sozialisten zur Judenfrage, S. 164.

³⁷ *F. G. Lisco*, Das wohltätige Berlin, S. 383. – Das Vereinsvermögen betrug 1845 300 Taler. Daneben bestand noch ein alter Verein zur Verteilung von Brot an Rabbinatskandidaten (Lechem Bachurim).

³⁸ Ebd., S. 393; Sulamith IX, 1, 252; Gründer des Adolph-Stifts war Dr. Bruck, Vorsteher 1845 Dr. Sigismund Stern, der Berliner Reformator und Pädagoge. 1846 betrug das Stammkapital 500 Taler, die Jahreseinnahmen beliefen sich auf 375 Taler.

³⁹ *I. M. Jost*, Geschichte des Judentums und seiner Sekten, Dritte Abteilung, Sechstes bis Achtes Buch, Leipzig 1859, S. 339.

⁴⁰ *A. Ruppin*, Der Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen, S. 21 f. – Der Bevölkerungsanteil der Juden in Preußen betrug gleichzeitig 1,3 %.

Anerkennung und Integration versagt blieb, das suchten sie nicht zuletzt mit Hilfe der höheren Schul- und Universitätsbildung zu erreichen. Sie nutzten dabei die große Bedeutung, die die deutschen Gymnasien und Universitäten nach ihrer völligen Neugestaltung für das Bürgertum gewannen. Ausgeschlossen von staatlichen und militärischen Laufbahnen, konzentrierten sich die Juden ganz auf die Aufstiegsmöglichkeiten, die sich ihnen im Kultur- und Wirtschaftsleben boten. Bildung und Besitz mußten die wichtigsten Voraussetzungen für den erstrebten Eintritt in das Bürgertum werden.

Die Vorbildung der jüdischen Studenten zeigte auch nach 1815 noch eine ebensolche Vielfalt wie im 18. Jahrhundert, wenngleich im ganzen gesehen der Besuch der Gymnasien allmählich immer mehr zur Selbstverständlichkeit wurde⁴¹. Es lassen sich mindestens vier verschiedene Typen der Vorbildung unterscheiden. Da waren zunächst jene Söhne aus assimilierten Familien, die ausschließlich oder überwiegend christliche Schulen besuchten und das Gymnasium durchliefen. Sie kamen meist aus größeren Städten und verfügten nur noch über geringe jüdische Kenntnisse, weil sie oft nicht einmal mehr Religionsunterricht erhielten. Eine zweite Gruppe machten jene aus, die zunächst noch in Cheder und Talmudschule religiös-orthodox erzogen wurden, dann aber – oft verspätet – die Gymnasialbildung nachholten, um die Universitätsstudien absolvieren zu können. Studenten mit einer Vorbildung dieser Art stammten häufig aus Süddeutschland und der Provinz Posen oder aber aus Rabbinerfamilien. Neben diesen beiden Hauptgruppen gab es Studenten mit rein autodidaktischer und solche mit „neuorthodoxer“ Vorbildung. Die Autodidakten kamen ebenfalls vorwiegend aus jüdisch-konservativem Milieu und hatten ihre Allgemeinbildung, wie im 18. Jahrhundert vorherrschend, durch eigene Lektüre und einigen Privatunterricht erworben. Gleich christlichen Studenten ohne Abitur konnten sie zwar studieren, aber im Inland keine Staats- und Universitätsprüfungen absolvieren. Dies galt zumindest für Preußen, schon in Bayern gab es zahlreiche Ausnahmen. An preußischen Universitäten konnten alle Bewerber ohne Abitur ersatzweise Aufnahmeprüfungen an der Universität ablegen, wovon z. B. auch der Gymnasiast Heinrich Heine 1819 in Bonn Gebrauch machte⁴². – Unter den Studenten des neuorthodoxen Typs werden solche verstanden, die gleichzeitig eine talmudische und eine humanistische Ausbildung erhalten hatten. Einige aufgeschlossene orthodoxe Familien ließen ihre Kinder schon seit den zwanziger Jahren derartig erziehen. Propagatoren und Förderer dieser neuorthodoxen Erziehung, die jüdische Tradition und Zeitbildung zu vereinen suchte, waren vor allem die Rabbiner Isaak Bernays und sein Schüler Samson Raphael Hirsch⁴³.

⁴¹ Vgl. S. 75 f.

⁴² Heine bestand die Aufnahmeprüfung mit III. Hs. Matrikel Bd. 1, U.A. Bonn. Dort auch zahlreiche weitere Beispiele für derartige Aufnahmeprüfungen, die in der Übergangszeit nach Einführung des Abiturs bei Christen und Juden häufig waren.

⁴³ S. R. Hirsch lehrte in seinem für die Neuorthodoxie grundlegenden Werk „Neun-

Mit der Emanzipation entstanden in den meisten deutschen Staaten neue jüdische Elementarschulen, die an die Schulen der Maskilim anknüpften, indem sie Juden allgemeine Bildung zu vermitteln strebten. In diesen Schulen wurde an religiösem Wissen nur noch Hebräisch, Bibel und Moral gelehrt⁴⁴. Da die Elementarschulen, die jetzt unter Staatsaufsicht standen, oft den Charakter von Armenschulen trugen, zog es die jüdische Oberschicht vor, ihre Kinder von vornherein in christliche Lehranstalten zu geben. Mit Einführung der allgemeinen Schulpflicht waren grundsätzlich alle Schulen für jüdische Kinder zugänglich geworden. Die Chedarim bestanden in orthodoxen Gegenden auch im Vormärz noch weiter, wurden aber als sogenannte Winkel-schulen von den Behörden bekämpft. In den Jahren 1791–1815 entstanden sieben jüdische Mittelschulen, unter ihnen die Breslauer Wilhelmschule, die Samsonschule in Wolfenbüttel und als bedeutendste das Philanthropin in Frankfurt a. M.⁴⁵. Ein höheres jüdisches Schulwesen bildete sich nicht heraus, denn die an Gymnasialbildung interessierten Eltern waren oft so assimiliert, daß sie es vermieden, ihre Kinder in rein jüdische Schulen zu schicken. „Der Jude fürchtet für seine Kinder den steten Umgang mit jüdischen Mitschülern so sehr, daß er, ich spreche aus Erfahrung, selbst die christliche Schule meidet, die er von vielen jüdischen Schülern besucht weiß“, schrieb verbittert 1841 der Berliner Schuldirektor Dr. Sigismund Stern⁴⁶. Er beklagte sich über die Teilnahmslosigkeit der Gemeinde an den jüdischen Schulen und über die Vorurteile der jüdischen Eltern gegen jüdische Lehrer. Stern war einer der wenigen Juden, die erkannten, wohin die religiöse und kulturelle Selbstaufgabe des Judentums führen mußte. Dies war in Berlin besonders kraß zu studieren, wo 1839 noch knapp 40 % der schulpflichtigen Kinder jüdische Schulen besuchten, im Jahre 1850 nur noch 29 %⁴⁷. In ganz Deutschland gingen um die Jahrhundertmitte etwa nur noch die Hälfte der Kinder in jüdische Schulen⁴⁸. Damit schwand auch die religiöse Bildung immer mehr, da die meisten dieser Schüler christlicher Schulen keinen jüdischen Religionsunterricht genossen. In Berlin erhielt 1858 nur noch ein Drittel der jüdischen Schüler überhaupt religiöse Unterweisung⁴⁹.

Ogleich Juden, wie geschildert, schon im 17. und 18. Jahrhundert Gymnasien besucht hatten, blieben das bis etwa 1810 Einzelfälle. Als die späteren Wissenschaftler Leopold Zunz und Isaak Markus Jost 1809 die Samsonschule

zehn Briefe über Judentum“ (1836) die Vereinbarkeit von talmudischer und weltlicher Bildung.

⁴⁴ *M. Eliav*, Jüdische Erziehung in Deutschland, S. 207 f.

⁴⁵ Vgl. Kapitel V, S. 197 ff.

⁴⁶ *A. Galliner*, Sigismund Stern, S. 39.

⁴⁷ Sulamith VIII, 2, S. 393; *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. II, S. 245. – 1839 waren 382 der 964 Schulpflichtigen in jüdischen Schulen, 1850 nur 429 von 1497.

⁴⁸ *M. Eliav*, Jüdische Erziehung, S. 215.

⁴⁹ Ebd., S. 213.

in Wolfenbüttel verließen, wurde Zunz der erste jüdische Gymnasiast in Wolfenbüttel, Jost der zweite Jude, der das Gymnasium in Braunschweig besuchte⁵⁰. Am Joachimthalschen Gymnasium in Berlin gab es bis 1806 nur drei jüdische Abiturienten⁵¹. In Frankfurt a. M. hatten im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts 6 Juden das Gymnasium besucht, in den ersten vier Jahren des 19. Jahrhunderts waren es schon 29 und im Winter 1836/37 betrug der Anteil der jüdischen Schüler bereits 8 %⁵². Ähnliche Zunahmen verzeichneten die meisten Gymnasien. In Worms waren 1820 ein Viertel der Gymnasialschüler Juden⁵³. Selbst in der Stadt Posen gab es 1851 zweihundert jüdische Gymnasiasten⁵⁴. Während Ende der fünfziger Jahre in Preußen 6,8 % der Gymnasialschüler Juden waren, lag ihr Prozentsatz in Berlin mit 8,4 % am höchsten⁵⁵. Allerdings pflegten häufig Juden aus den östlichen Provinzen nach Berlin zu kommen, um sich hier auf die Universität vorzubereiten.

Anfänglich setzte sich die neu eingeführte Reifeprüfung unter jüdischen Studenten noch langsamer durch als unter christlichen und warf besonders für die Rabbinatskandidaten Probleme auf. Als z. B. die Vorbildung der Würzburger jüdischen Studenten aus den Jahren 1819–1824 ministeriell überprüft wurde, stellte sich heraus, daß von 28 studierenden Juden nur 11 das Gymnasialabsolutorium besaßen⁵⁶. Erst 1830 wurde die Reifeprüfung in Bayern obligatorische Voraussetzung für die Ablegung des staatlichen Rabbinerexamens. Daraufhin meldeten sich 1831 allein 11 an der Universität Würzburg studierende Rabbinatskandidaten zur nachträglichen Ablegung der Prüfung⁵⁷. Von diesen

⁵⁰ J. M. Jost, *Geschichte des Judentums*, Dritte Abt., S. 339.

⁵¹ H. Schumann, Daniel Lessmann 1793–1831, Diss. Leipzig o. J., S. 11. – Der spätere jüdische Literat Daniel Lessmann trat 1806 in das Joachimthalsche Gymnasium ein. Er immatrikulierte sich 1812 als Mediziner und nahm 1813 an den Befreiungskriegen teil.

⁵² Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt/Main (Philanthropin) 1804–1904, Frankf./M. 1904, Teil I, *Geschichte der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frf.M., 1804–1904*, von H. Baerwald und S. Adler, S. 6. – Für 1837 vgl. AZJ 1837, S. 156. – 1836/37 waren unter den 141 Schülern des Gymnasiums Frankfurt/M. 11 Juden.

⁵³ Sulamith VI, 1, S. 376.

⁵⁴ J. Jacobson, *Zur Geschichte der Juden in Posen*, in: *Geschichte der Stadt Posen*, im Auftrag der Historisch-Landeskundlichen Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen, hrsg. v. G. Rhode, Neuendettelsau 1953, S. 254. – In Posen besuchten noch 1831 von 1100 schulpflichtigen Juden nur 133 christliche Schulen.

⁵⁵ A. Ruppin, *Der Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen*, S. 21 f. *Ortschaftsstatistik des Regierungsbezirks Potsdam mit der Stadt Berlin*, bearb. von Richard Boeckh, Berlin 1861, S. 73. Es waren unter 4793 Gymnasiasten 1858 in Berlin 405 Juden.

⁵⁶ U.A. Würzburg, 1645. Vgl. S. 117. (Die Vorbildung ist nur für 28 der 32 jüdischen Studenten angegeben.)

⁵⁷ StA. Würzburg, Reg.abgabe 1943/45, Nr. 7145. – Bereits § 34 des Bayerischen Judenedikts von 1813 hatte von jedem Rabbiner Gymnasialbildung gefordert. Noch

waren einige schon bis zu 27 Jahren alt. Unter den Kandidaten, die in München das Rabbinerexamen bestanden, befanden sich über Dreißigjährige, die erst nach Abschluß des Talmudstudiums mit Gymnasial- und Universitätsstudien begonnen hatten und diese durch eine Stellung als Hauslehrer finanzieren mußten⁵⁸. Man kann sagen, daß in Bayern und Württemberg nicht wenige Rabbiner eine Allgemeinbildung erst aufgrund der Staatsgesetzgebung erstrebten, während in Preußen, wo keinerlei staatliche Eingriffe in die Rabbinerbildung erfolgten, das freiwillige Studium der Rabbiner ab 1815 eine Selbstverständlichkeit war. Allerdings entschlossen sich zum Rabbinerberuf Bestimmte aus orthodoxem Milieu auch in anderen Staaten oft erst spät zu allgemeinen Studien. Typisch war, was ein Nekrolog über den Herzoglich-Meiningischen Landrabbiner Joseph Hofmann (1808–1845) berichtete: „Bis in sein 24. Lebensjahr ganz dem Talmud obliegend, sah er wohl ein, daß er ohne philologische und philosophische Bildung niemals zeitgemäßer Rabbiner werden könne; er besuchte daher das Gymnasium in Meiningen und nach zweijährigem eisernen Fleiße die Universität zu Marburg.“⁵⁹ Ähnlich entschloß sich der spätere Rabbiner von Dresden und erste Direktor des Breslauer Rabbinerseminars, Zacharias Frankel (1801–1875) aus Prag, erst mit 24 Jahren zum Besuch des Gymnasiums und der Universität⁶⁰.

Eine besondere Schwierigkeit lag für die Rabbinatskandidaten sichtlich darin, daß sie zunächst ihre talmudische Ausbildung mit dem Rabbinerdiplom abschließen mußten, ehe sie sich dem akademischen Studium zuwenden konnten. Während sie aber eine Talmudschule besuchten, versäumten sie meist die Gymnasialbildung, so daß sie sich gezwungen sahen, diese vor Beginn des Studiums nachzuholen. Nur eine grundlegende Erneuerung der Rabbinerausbildung konnte hier Abhilfe schaffen. Dies wurde auch deshalb nötig, weil die Talmudschulen alten Typs in Deutschland allmählich ausstarben. Die konservativen Rabbinatskandidaten Süddeutschlands hatten vielfach noch die Talmudschulen in Fürth und Hechingen besucht und kamen dann zu Rabbi Bing nach Würzburg, während die norddeutschen in Hamburg-Altona den Unterricht der konservativen Rabbiner Bernays und Ettliger genossen, und die

1848 aber klagte die Regierung von Mittelfranken, daß manche Rabbiner ohne Abitur seien. S. Schwarz, Die Juden in Bayern, S. 269 f.

⁵⁸ Oberbayrisches St.A. München, RA 2092, Nr. 26 u. 32. – Hier bewirbt sich 1836 u. a. der 33jährige Gabriel Hirsch Friedmann, der 1822 zur Talmudschule Fürth ging, 1829–30 bei Rabbi Bing in Würzburg Talmud lernte und von ihm als Rabbiner approbiert wurde, dann je drei Jahre auf dem Gymnasium und der Universität Würzburg verbrachte.

⁵⁹ AZJ 1845, S. 740.

⁶⁰ Frankel konnte in Prag als überaltert nicht mehr in ein Gymnasium eintreten und ging deshalb nach Budapest, wo er 1827 das Abitur machte und 1830 promovierte. 1835 wurde er Rabbiner in Dresden. – M. Brann, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars, S. 28 ff.

ostdeutschen Kandidaten vorwiegend in Posen und Prag lernten⁶¹. Allein vier der ersten Dozenten des endlich 1854 gegründeten wissenschaftlichen Rabbinerseminars waren Schüler des berühmten Rabbi Akiba Eger in Posen⁶².

Völlig zweigeteilte Bildungsgänge kamen naturgemäß bei zukünftigen Rabbinern am häufigsten vor, während vor allem die jüdischen Jurastudenten, die aus assimilierten Familien stammten, fast immer Gymnasien besucht oder entsprechenden Privatunterricht erhalten hatten. Gabriel Rießer trat als Elfjähriger 1817 in das Lübecker Catharineum ein, und obgleich er aus einer alten Rabbinerfamilie hervorging – sein Vater war Assessor am Altonaer Rabbinatsgericht – verfügte er später nur über geringe jüdische Kenntnisse⁶³. Heine war dem Judentum bereits von Hause aus ganz entfremdet und begann sich erst als Student in Berlin unter dem Einfluß des Culturvereins etwas mit jüdischen Fragen zu beschäftigen. Einer der wenigen Juristen aus noch ganz orthodoxem Milieu war der spätere Fürther Gemeindegemeinsekretär Dr. iur. utr. Karl Feust⁶⁴. Geboren 1798 als Sohn des Bamberger Oberlandesrabbiners Uri Feist, erhielt er eine rein talmudische Erziehung. Ein Bruder, der gegen den Willen der Eltern in Göttingen Medizin studierte, veranlaßte, daß er den „erforderlichen Elementarunterricht im Teutschen“ erhielt und 1813 in das Gymnasium Bamberg aufgenommen wurde, wo ihm die Mitschüler zunächst ablehnend begegneten. Als Zwanzigjähriger bestand er hier das Abitur mit Auszeichnung und promovierte schon 4 Jahre später in Würzburg. An seiner Biographie interessiert besonders die Tatsache, daß er 1812 das Hochdeutsche erst erlernen mußte. Die sprachliche Assimilation war zu dieser Zeit noch keineswegs vollendet. In der Familie von Moses Hess beispielsweise sprach man im Köln der zwanziger Jahre noch Judendeutsch, so daß Hess sich anfänglich in Hochdeutsch nicht korrekt ausdrücken konnte⁶⁵.

Die beiden bekanntesten jüdischen Autodidakten, die eine preußische Universität besuchten, ohne jemals Gymnasialschüler gewesen zu sein, waren Moses Hess und Heinrich Graetz. Hess wurde in seiner Heimatstadt Bonn 1837 mit besonderer Erlaubnis des Ministeriums in der philosophischen Fakultät

⁶¹ Unmittelbar vor der staatlichen Reorganisation der Talmudschule Fürth (1824) unterrichteten hier 18 Talmudlehrer alten Typs 88 Schüler, die 13–20 Jahre alt waren, aus Bayern, Württemberg, Hessen und Thüringen stammten und Rabbiner, Lehrer, Schächter oder Vorsänger werden wollten. – StadtA. Fürth, Mag. 1373. – Die Talmudschule Hechingen besuchten u. a. Berthold Auerbach und Samuel Marum Meyer. Bei Bernays lernten u. a. S. R. Hirsch und Esriel Hildesheimer.

⁶² David Rosin (1823–94), L. Lazarus (geb. 1822), David Joel (1815–82) und Manuel Joel (geb. 1826). *M. Brann*, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars, S. 86 f., 98 f., 103 f.

⁶³ *M. Rinott*, Gabriel Rießer, Fighter for Jewish Emancipation, LBI Year Book VII, 1962, S. 11 ff.

⁶⁴ StadtA. Fürth, Mag. 1172 (Nekrolog).

⁶⁵ *E. Silberner*, Der junge Moses Hess im Lichte bisher unerschlossener Quellen, International Review of Social History, Bd. VIII, 1958, S. 45.

tät immatrikuliert, veröffentlichte im gleichen Jahr als Fünfundzwanzigjähriger die „Heilige Geschichte der Menschheit“ und legte nie eine wissenschaftliche Prüfung ab⁶⁶. Fehlte Hess die Gymnasialbildung, weil seine Familie ihn zum Kaufmann bestimmt hatte und er früh im väterlichen Geschäft mitarbeitete, so Graetz durch seine Herkunft aus dem orthodoxen Milieu der Provinz Posen. Als Sohn eines Schächters in Xions wurde Graetz in traditioneller Weise auf den Rabbinerberuf vorbereitet, eignete sich aber autodidaktisch erhebliche Kenntnisse in Französisch, Latein, Geschichte, Literatur und Naturwissenschaften an und immatrikulierte sich 1842 mit der üblichen ministeriellen Sondergenehmigung in Breslau⁶⁷. Seine Promotion über das Thema „Gnostizismus und Judentum“ mußte 1845 in Jena erfolgen, da Promotionen ohne Reifezeugnis in Preußen nicht möglich waren.

Neben den jüdischen Studenten mit Gymnasialbildung und den reinen Autodidakten gab es nicht wenige, die durch Privatunterricht auf die Universität vorbereitet wurden. Auch orthodoxe Eltern, die den Söhnen ein Studium ermöglichen wollten, ließen diesen oft Privatunterricht erteilen, da sie den assimilierenden Einfluß der Gymnasien fürchteten. Privatunterricht erhielt z. B. der 1803 geborene Sohn des Landesrabbiners von Hannover, was den unerwarteten Erfolg hatte, daß der junge Nathan Markus Adler nach seiner Promotion 1829 die Stellung seines Vaters einnehmen mußte, da dieser ohne akademische Ausbildung nicht länger tragbar schien⁶⁸. Der Rabbiner in Bruchsal ließ seinen Sohn Naphtali Herz Epstein, den späteren Sekretär des Badischen Oberrats, von geistlichen Lehrern des städtischen Lyzeums privat unterweisen⁶⁹. Ähnlich erhielt der orthodoxe Breslauer Kaufmannssohn Benedict Zuckermann privaten Gymnasialunterricht⁷⁰.

Diese Fälle von gleichzeitiger talmudischer und humanistischer Bildung blieben allerdings selten, da sie besondere finanzielle und intellektuelle Voraussetzungen erforderten. Viel häufiger geschah es, daß bildungshungrige junge Männer das orthodoxe Milieu, in dem sie aufgewachsen waren, verließen und die Aufnahme in Gymnasium und Universität erstrebten. Vor allem in Berlin und Breslau sammelten sich solche Juden. In beiden Städten gründeten jüdische Studenten und Akademiker Vereinigungen, die für sie Kurse in Gymnasialwissen abhielten. Die Unterrichtsanstalt des Culturvereins

⁶⁶ Ebd., S. 58; Immatrikuliert Bonn 3. 6. 1837 laut Ministerialreskript vom 19. 3. 1837. Hs.Matrikel Bd. I, Univ.A. Bonn. – Hess besuchte bis zu seinem 13. Jahr (1825) den Unterricht eines jüdischen Lehrers in Bonn.

⁶⁷ *M. Brann*, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars, S. 42 ff.

⁶⁸ *H. D. Schmidt*, Chief Rabbi N. M. Adler, LBI Year Book VII, 1962, S. 290 ff.

⁶⁹ *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 108 f. – Epstein wurde 1782 geboren.

⁷⁰ Benedict Zuckermann (1818–1891) war der erste Dozent für Naturwissenschaften am Breslauer Rabbinerseminar. *M. Brann*, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars, S. 84 f.

in Berlin bestand nur von November 1821 bis Mai 1823, hatte aber allein 40 Bewerber, von denen sie 22 annahm und auf die Zulassung zur Universität vorbereitete. Unterrichtet wurde in deutscher Grammatik, Latein, Griechisch und Mathematik, später auch in Französisch, Geschichte und Geographie⁷¹. Insgesamt 12 Mitglieder des Culturvereins, unter ihnen Eduard Gans und Heinrich Heine, waren als Lehrer an diesem Institut tätig. Eine ganz ähnliche Einrichtung schuf wie erwähnt der stets um die Studenten bemühte Abraham Geiger am 1842 gegründeten jüdischen Lehr- und Leseverein in Breslau⁷². Dort unterrichteten neben anderen Ferdinand Lassalle und der spätere Gemeindesyndikus David Honigmann, die beide in Breslau immatrikuliert waren. Hier zeigt sich wie bei der Frage der Studienfinanzierung oder der Rabbinerausbildung, daß die erste Generation der jüdischen Akademiker nach der Emanzipation, die die Probleme an der Universität selbst erfahren hatte, sich um Hilfe für die zahlreich nachdrängenden jüdischen Studenten bemühte.

4. Nationalgefühl und Burschenschaft

Der Besuch der Gymnasien und Universitäten bewirkte bei der jüdischen Jugend mit der kulturellen auch eine nationale Integration. Die Juden waren zu einer Zeit in die deutsche Kultur eingetreten, als diese eine bisher unbekannte Höhe erreicht hatte und sich schon bald mit nationalem Denken aufs engste verband. Seit den Befreiungskriegen trugen Wissenschaft und Universitätsleben in Deutschland bewußt nationale Züge. Wenn die jüdische intellektuelle Schicht die deutsche Sprache, Kultur und Wissenschaft übernahm, während sie das Interesse an der eigenen Tradition fast ganz verlor, so mußte die nationale Assimilation zur notwendigen Folge werden. Die Aufgabe des messianischen Glaubens und die fortschreitende Verwirklichung der Emanzipation bildeten mit der kulturellen Integration die wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß sich die Juden auch im politischen Sinn nicht mehr als Angehörige einer eigenen Nation, sondern als Deutsche jüdischer Konfession verstanden⁷³. Nach 1815 war dieses Selbstverständnis die Regel und wurde auch von der Neuorthodoxie geteilt. Die Rabbinerkonferenzen der vierziger Jahre handelten nur konsequent, wenn sie die jüdisch-nationalen und messianischen Vorstellungen aus den liturgischen Texten zu tilgen suchten⁷⁴. Es gab im Vor-

⁷¹ H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 79. Zum Culturverein vgl. S. 89 u. 100 f.

⁷² Der Verein hatte 1843 schon 171 Mitglieder und 5 Vortragende: Dr. Abraham Geiger, Dr. Levy, Dr. Jolowicz, Dr. Ginsberg und stud. phil. D. Honigmann. – Über den Verein s. Sulamith IX, 1, S. 173. Vgl. S. 103 f.

⁷³ B. Offenburg, Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in der preußischen Judenheit, Eine geistesgeschichtliche Betrachtung zur Emanzipationsgeschichte der deutschen Juden, Hamburg 1933.

⁷⁴ Protokolle und Aktenstücke der 2. Rabbinerversammlung, abgehalten zu Frankfurt/Main, 15.–28. Juli 1845, Frankfurt/M. 1845; C. Seligmann, Geschichte der jüdi-

und mit Herablassung betrachteten. Die Assimilierten wollten in keinem Fall von der Umwelt mit den Ostjuden identifiziert werden, um nicht ihre Bemühungen um Emanzipation gefährdet zu sehen. Die jüdischen Akademiker betonten dabei neben dem religiösen Gegensatz besonders die Überlegenheit der von ihnen erworbenen deutschen Bildung. Hatten im 18. Jahrhundert noch die begabtesten Juden Deutschlands polnische Talmudlehrer aufgesucht, so beschimpften liberale deutsche Juden 1845 die gegen Reformen protestierenden Rabbiner des Ostjudentums als „slawische Amtsgenossen, deren Bildung bekanntlich weit hinter den Bedürfnissen unserer Zeit zurückgeblieben ist“, und nannten sie „undeutsche Nachtvögel“, durch deren Geschrei man sich nicht irre machen lassen werde⁸¹. Auch Studenten aus der Provinz Posen traf der Vorwurf der Unbildung. Als der in Breslau studierende Heinrich Graetz gegen die Beschlüsse der dortigen Rabbinerversammlung auftrat, erschien eine Polemik in der Allgemeinen Zeitung des Judentums, die besonders seine orthodoxe Herkunft und Vorbildung bemängelte: „Nur wo der deutsche Geist durch deutsche Wissenschaft gepflegt ist, da ist ein gediegener Charakter zu hoffen; aber wo das polnische Bacherthum eben nur in die Hörsäle der Wissenschaft sich hineingeschmuggelt und ihre Brocken zerstreut und verworren aufgegabelt, da ist wohl aus der polnischen Kutte ein Rock geworden, aber der Schmutz ist geblieben und der muß immer Ekel erregen.“⁸² Solche Äußerungen zeigen, wie mit der nationalen Assimilation das Bewußtsein jüdischer Solidarität schwand. Dagegen spricht auch kaum die romantische Bewunderung des Ostjudentums, der Heine nach seiner als Student unternommenen Polenreise Ausdruck gab, vielmehr bezeugt gerade diese damals seltene Haltung die große Distanz, die zwischen Assimilierten wie Heine und der Welt der Ostjuden lag.

Das erwachende deutsche Nationalbewußtsein, das gerade Universität und Wissenschaft stark durchdrang, beschleunigte mit der kulturellen zusehends auch die nationale Integration der studierenden Juden. Bezeichnend ist hierfür beispielsweise Josts Schilderung seiner Göttinger Studienzeit in den Jahren 1813–14: „Für mich war die Zeit von eineinhalb Jahren, die ich dort verlebte, die einer gänzlichen Abwerfung alter Schlacken, und der völligen Einbürgerung in deutscher Denkart und vaterländischem Streben. Ich dachte mir keinen edlern Beruf, als die künftige Einwirkung auf unsre Glaubensgenossen

⁸¹ AZJ 1845, S. 288 und 431. Die Bezeichnung „undeutsche Nachtvögel“ stammt aus dem hier veröffentlichten Brief des jüdischen Advokaten Dr. L. Marcus in Schwerin an seinen Gemeinderabbiner Dr. Holdheim, dem er das Reisegeld zur Breslauer Rabbinerkonferenz stiftete.

⁸² AZJ 1845, S. 533. – Im gleichen Jahrgang der AZJ (S. 539) befindet sich dagegen einer der seltenen positiven Berichte über Ostjuden. Der Verfasser gewann in der Petersburger Talmudschule den Eindruck, daß die dortigen Jünglinge an geistiger Reife den deutschen Gymnasiasten weit überlegen seien und fügte hinzu: „Ich weiß ... sehr gut, wie wenige in meinem deutschen Vaterland mit mir in dieser Ansicht übereinstimmen.“

in demselben Sinn, und die Befreiung derselben von aller Einseitigkeit der abgeschiedenen Erziehung“⁸³. Hatte Jost, nach eigenem Zeugnis, in Cheder und Talmudschule noch „grenzenlose Ehrfurcht vor dem gesamten hebräischen Schrifttum“ erfüllt, so wurde ihm das meiste dort Gelernte während seines späteren Bildungsganges zu „Schlacke“ und bloßem Ballast. Die Gefahren, die die kulturelle und nationale Integration bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Tradition mit sich brachte, erkannten die Akademiker nicht. Warnend schrieb Samuel David Luzzatto, der Begründer der Wissenschaft vom Judentum in Italien, 1840 an Jost: „Und wann endlich, Ihr jüdischen Gelehrten Deutschlands, wird Euch der Herr die Augen öffnen? Wie lange noch wollt Ihr nicht einsehen, wie verkehrt Ihr handelt, indem Ihr der Menge nachlaßt, den Nationalstolz erlöschen und die Sprache unserer Väter der Vergessenheit anheimfallen lasset? Solange Ihr Eure Brüder in dem Wahne werdet beharren lassen, daß das Ideal der Vollkommenheit nichts anderes ist, als Assimilation an ihre Nachbarn und das Ansehen, das man bei ihnen gewinnt“⁸⁴. Man findet schwerlich ein Wort, das die einseitige Assimilationstendenz der jüdischen Akademiker des Vormärz schärfer in Frage stellt als dieses.

Ausdruck vollendeter nationaler Integration war der Eintritt von Juden in die Burschenschaften. Die nach den Befreiungskriegen entstehende deutsche Burschenschaft war gedacht als Vorwegnahme der werdenden Einheit Deutschlands auf der Ebene der Studenten. Darüber hinaus blieb ihre Ideologie uneinheitlich, mischten sich doch in ihr Vorstellungen des politischen Liberalismus mit Gedanken der Romantik und christlich-deuschtümelnden Zügen. Zudem durchlief die Burschenschaft seit 1815 mehrere Entwicklungsphasen und zerfiel in eine Vielzahl von Einzelbünden⁸⁵. Unklar und schwankend war daher ihre Haltung zur Frage der Mitgliedschaft von jüdischen Studenten. Der Beitritt war Juden nicht überall und jederzeit möglich, da das deutsch-christliche Element in der Ideologie der Burschenschaften mancherorts bewirkte, daß Juden als Fremde und Nichtchristen von der örtlichen Verbindung ausgeschlossen blieben⁸⁶. Männer wie Arndt, Jahn und Fries, die entscheidenden Einfluß auf die Burschenschaften übten, waren bekanntlich scharfe Gegner der Emanzipation und hielten an der Vorstellung fest, daß die Juden eine eigene Nation seien. Sie wollten sie aus nationalen wie religiösen Gründen von den Burschenschaften fernhalten. Da dennoch die Frage der Aufnahme von Juden auf den meisten Burschentagen zwischen 1818 und 1830 diskutiert wurde, zeigte sich einerseits, daß es um eine prinzipielle Entscheidung ging und daß andererseits immer wieder Juden die Aufnahme erstrebten. Burschenschaften

⁸³ R. Michael, Isaak Marcus Jost und sein Werk, LBI Bulletin, 1960, S. 243.

⁸⁴ Juden und Judentum in deutschen Briefen, hrsg. F. Kobler, S. 193.

⁸⁵ K. Griewank, Deutsche Studenten und Universitäten in der Revolution von 1848, Weimar 1949.

⁸⁶ O. Scheuer, Burschenschaft und Judenfrage, Der Rassenantisemitismus in der deutschen Studentenschaft, Berlin 1927.

mit betont teutonischem Charakter und christlichen Bräuchen, wie vor allem die Gießener Schwarzen, die Erlanger Teutonen und die Jenaer Burschenschaft nach 1816 gewährten Juden keinen Zutritt. In der Verfassung der Erlanger Teutonia heißt es 1817: „Da die Burschenschaft eine Gesellschaft deutscher Jünglinge ist, so können nur Jünglinge deutscher Zunge Mitglieder werden. Auch Juden als Feinde unserer Volkstümlichkeit sind ausgeschlossen.“⁸⁷ Die meisten Burschenschaften waren aber bereit, solche Juden aufzunehmen, die den Willen zu weitestgehender Assimilation hatten, was häufig auch die Taufe einschloß. In diesem Sinne hieß es im Verfassungsentwurf der Berliner Burschenschaft von 1818: „Ausländer sowohl als Juden können aufgenommen werden, nachdem ihnen erklärt ist, daß das ganze Leben der hiesigen Burschenschaft ein christlich-deutsches ist und ihnen die Erklärung abgenommen ist, daß sie sich hingezogen fühlen zu diesem Streben und in demselben lebendig mitwirken wollen.“⁸⁸

Die wechselvollste Entwicklung in bezug auf die Judenfrage zeigte die Heidelberger Burschenschaft, die unter dem Einfluß der Gießener Schwarzen stand und daher anfänglich keine Juden aufnahm. Diese antijüdische Einstellung wurde 1816 durch den Heidelberger Professor Fries erheblich gefördert, als er sich im Anschluß an den Berliner Historiker Rühs scharf gegen die Emanzipation der Juden aussprach und forderte, „daß diese Kaste mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde, indem sie offenbar unter allen geheimen und öffentlichen politischen Gesellschaften und Staaten im Staat die gefährlichste ist“⁸⁹. Ton und Inhalt der Streitschrift von Fries veranlaßten das Badische Innenministerium zu ihrer Konfiskation, aber eine Gruppe von Studenten verteidigte das Pamphlet durch eine Erklärung in der Frankfurter Zeitung. Da nahm erstmals auch ein jüdischer Student apologetisch am Schriftenkampf teil. Der Jurastudent Sigmund Zimmern, Sohn einer vermögenden Heidelberger Judenfamilie, veröffentlichte in seiner Heimatstadt 1816 den „Versuch einer Würdigung des Angriffs des Herrn Professor Fries gegen die Juden“⁹⁰. Inzwischen hatte Professor Fries einen Ruf nach Jena dazu benutzt, um Heidelberg zu verlassen, setzte aber in Jena seine antijüdische Arbeit fort und trug dazu bei, daß ab 1819 die Jenaer Burschenschaft laut erneuerter Satzung nur noch Christen und Deutsche aufnahm. Beim Wartburgfest war Fries als einziger Professor Zeuge der Bücherverbrennung, bei der auch Saul Aschers „Germanomanie“ – eine Schrift gegen die Werke von Rühs und Fries – dem Feuer übergeben wurde mit dem Spruch „Wehe über die Juden, so da fest-

⁸⁷ Ebd., S. 12 f.

⁸⁸ Ebd., S. 20.

⁸⁹ Heidelbergische Jahrbücher der Literatur Nr. 16, Heidelberg 1816, S. 256. Diese Rezension der Schrift von Rühs („Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht“) erschien auch als Flugschrift unter dem Titel „Über die Gefährdung des Wohlstandes und des Charakters der Deutschen durch die Juden“, Heidelberg 1816.

⁹⁰ Vgl. S. 111.

halten an ihrem Judentum und wollen über unser Volkstum und Deutschtum spotten und schmähen“⁹¹.

Eine liberale Haltung gegenüber Juden nahm die Heidelberger Burschenschaft dann von Ende 1816 bis 1818 ein, als sie ganz durch den bekannten Burschenschafter Friedrich Wilhelm Carové bestimmt wurde. War Fries der Exponent der antijüdischen Strömung innerhalb der Burschenschaften, so trat Friedrich Wilhelm Carové in Heidelberg wie auch auf den Burschentagen am stärksten für die Aufnahme von Juden ein. Carové blieb frei von jenem Fremdenhaß, der die Kehrseite der „Germanomanie“ darstellte und sich vor allem gegen Franzosen und Juden richtete. Er verfocht gegenüber den Schwarzen und Altdeutschen die Idee der Allgemeinheit der Burschenschaft und setzte durch, daß die von ihm entworfene Heidelberger Burschenschaftsverfassung von 1817 die Aufnahme von Ausländern und Juden erlaubte. Während Carové's zweijähriger Studienzeit in Heidelberg konnte er die Mehrheit der Burschenschafter auf seine Seite ziehen und wirkte auch durch seine Rede bei der Wartburgfeier den Schwarzen entschieden entgegen. Aber seine dort vertretene Auffassung, daß es die schönste Seite der „deutschen Volkstümlichkeit“ sei, das Recht auch in dem Fremden zu ehren, geriet nach den judenfeindlichen Ausschreitungen von 1819 schnell in Vergessenheit. In Heidelberg, wo Studenten Juden vor Mißhandlungen und Plünderungen geschützt hatten, wurde noch im gleichen Jahr jüdischen Studenten der Zutritt zur Burschenschaft wieder unmöglich gemacht.

Auf dem 1. und 2. Burschentag von 1818 hatten sich die Heidelberger noch mit den Königsbergern gegen die Jenaer Burschen durchgesetzt und den Beschluß erreicht, daß es jeder Burschenschaft überlassen bleiben solle, ob sie auch Nichtchristen aufnehmen wolle. Die Königsberger hatten dabei besonders betont, daß in ihrer Burschenschaft jüdische Mitglieder so intensiv und opfernd tätig seien, daß man sie unmöglich ausschließen könne, wie die Jenaer verlangten. Als aber im Herbst des Jahres 1820 auf dem geheimen Burschentag in Dresden wiederum über die Judenfrage beraten wurde, war die Stimmung inzwischen umgeschlagen und Juden wurden „als solche, die kein Vaterland und schon für unseres kein Interesse haben können“ ausgeschlossen. Allerdings sollte solchen Juden, die sich „christlich-deutsch für unser Vaterland ausbilden wollen“ der Beitritt immer möglich sein⁹². Diese Formulierung bewirkte, daß auch nach 1820 verschiedene Burschenschaften Juden aufnahmen.

Die Gesamtzahl der jüdischen Studenten, die Burschenschafter waren, ist nicht feststellbar, aber aus einzelnen Listen lassen sich über 50 Burschen jüdischer Herkunft nachweisen⁹³. Da sich natürlich alle jüdischen Burschenschafter

⁹¹ O. Schauer, Burschenschaft und Judenfrage, S. 15.

⁹² Ebd., S. 26 f.

⁹³ J. Toury, Die politischen Orientierungen der Juden, S. 14 u. 28. – Toury gibt an, daß etwa die Hälfte dieser Juden getauft war. Er benutzte aber nur einige Burschen-

stark assimiliert hatten, lag unter ihnen der Anteil derjenigen, die sich zur Taufe entschlossen, außerordentlich hoch. Es ist unmöglich, in Burschenschaftlerlisten ungetaufte Juden von getauften zu unterscheiden, so daß nur biographische Quellen hier einigen Aufschluß geben. Bekannt ist, daß Heinrich Heine vor seiner Taufe in Bonn und Göttingen der Burschenschaft angehörte, was nicht ausschloß, daß er sich über die Göttinger Burschen folgendermaßen äußerte: „Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wäßrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter – da hast Du das hiesige Burschenpersonal“⁹⁴. Johann Jacoby war 1824 Mitglied der Königsberger Allgemeinheit und Ferdinand Lassalle 1845 Breslauer Razcek. Sie zählten ebenso zur Gruppe der liberalen jüdischen Burschenschaftler wie Moritz Jutrosinski, der 1848 die Breslauer Razceks auf dem gesamtdeutschen Burschentag in Eisenach vertrat⁹⁵. In Tübingen gehörte Berthold Auerbach zu den Germanen und wurde wegen Beteiligung an vermeintlich revolutionären Bestrebungen der Burschenschaften verhaftet. Er befand sich 1833 einige Monate auf dem Hohenasperg in Haft und mußte dann die Landesuniversität verlassen, womit er jede Hoffnung auf eine Rabbinerstelle in Württemberg verlor⁹⁶. Zur gleichen Zeit herrschte bei den Jenaer Burschen noch ganz die judenfeindliche Richtung; ein Burschenschaftler, der von Jena nach Tübingen kam, berichtete in entsprechendem Ton über die von den Tübinger Germanen aufgenommenen Juden: „Unter dem allgemeinen Lärmen, Trinken und Singen saßen in Selbstbetrachtung versunken und ohne eine Silbe zu sprechen gegenseitig ihre hübschen Krawatten, teuern Westen und blanken Knöpfe betrachtend einige Kinder Israels – jeder von ihnen ein Saul unter den Propheten. Schnabel verwunderte sich, daß sie Verbindungsbänder trugen und wollte seinen Ohren nicht recht trauen, als er vernahm, die Humanität und der Kosmopolitismus der Tübinger Burschenschaft sei so groß, daß sie durch einen formellen Beschluß das Prädikat ihrer Verbindung als einer christlich-deutschen Burschenschaft gestrichen und dadurch auch anderweitigen Glaubensgenossen den Zugang zum Heiligtum eröffnet habe“⁹⁷.

Es ist leicht erkennbar, daß Juden, solange sie sich nicht taufen ließen, auch innerhalb der Burschenschaften letztlich von der Mehrheit als Fremde betrachtet wurden und die erstrebte gesellschaftliche Assimilation so nicht erreichen konnten. Einige Juden suchten dies durch eine Art von Überassimilation

schafterlisten, so daß sich bei intensiverer Forschung die Zahl der ungetauften Burschenschaftler erhöhen dürfte.

⁹⁴ Brief an Beughem vom 9. 11. 1820. *Heinrich Heine*, Briefe, Bd. I, hrsg. v. *Friedrich Hirth*, Mainz 1948, S. 13.

⁹⁵ Später wurde M. Jutrosinski durch die Debatten des preußischen Landtages über seine Anstellung als Lehrer bekannt, die schließlich erst 1868 erfolgte. Archiv LBI New York, Memoirensammlung Nr. 202.

⁹⁶ O. *Scheuer*, Burschenschaft und Judenfrage, S. 35 f. Vgl. S. 129.

⁹⁷ „Felix Schnabels Universitätsjahre“, Stuttgart 1835 (anonym), zitiert nach O. *Scheuer*, Burschenschaft und Judenfrage, S. 35 Anm. 90.

wettzumachen und schlossen sich der betont teutonischen Richtung an. Diesen Typ repräsentierte Heinrich Marx, der aktivste der ungetauften jüdischen Burschenschafter. Als Sohn eines Karlsruher Buchhändlers immatrikulierte er sich 1814 in Heidelberg und gehörte hier zur Zeit Carovés gerade zu jener Minderheit, die weiterhin innerhalb der Burschenschaft die Ziele der Gießener Schwarzen vertrat, obgleich er als Jude in Gießen nicht in die Burschenschaft aufgenommen worden wäre. Nach Abschluß seines Studiums ging Marx 1818 nach Freiburg und war hier führend an der Gründung einer Burschenschaft beteiligt, die nach seiner Intention jeden aufnahm, dem „Teutschlands Not die Seele verzehrt“⁹⁸. Erst 1819 zog Marx – später Professor in Göttingen – die letzte Konsequenz aus seiner Haltung und ließ sich taufen.

5. Assimilation und Taufe

Die jüdischen Studenten verstanden sich selbst als kulturell und national integriert. Diese Tatsache wurde von der Umwelt oft nicht akzeptiert, wie schon der langjährige Streit um die Aufnahme von Juden in die Burschenschaft zeigt. Zu fragen bleibt, wie sich die sozialen Beziehungen zwischen jüdischen und christlichen Studenten im ganzen entwickelten und wie weit das Studium auch sozial integrierend wirkte.

Als Heidelberger Student schrieb Börne 1807 an Henriette Herz: „Es studieren einige Juden hier von guter Familie, es ist aber merkwürdig, wie ängstlich es diese Menschen zu verbergen suchen, daß ihr Ahnherr gehinkt hat. Man sieht nie zwei Juden miteinander gehen, oder auch nur sprechen, welches bei anderen vermögenden Studenten gar nicht vermieden werden kann, da die Vergnügungsorter sie alle zusammen bringen“⁹⁹. Diese Bemerkung macht deutlich, daß Studenten aus der jüdischen Oberschicht schon früh ihr Judentum zu leugnen strebten, indem sie den Umgang mit Glaubensgenossen mieden, andererseits aber hatten sie zu den „Vergnügungsortern“ der Kommilitonen noch keinen Zutritt. Das Streben nach sozialer Anerkennung durch die Umwelt war bei jüdischen Studenten als einer aufsteigenden Gruppe stark ausgeprägt, während die Verbundenheit untereinander schwand. Wenn Juden jüdischen Kommilitonen aus dem Weg gingen, so beweist dies, daß sie sich bereits der Haltung der Mehrheit der Studenten assimiliert hatten. Etwas wie jüdische Solidarität zeigte sich unter nicht konservativen Studenten zum letztenmal bei Gründung des Berliner Wissenschaftszirkels und des Culturvereins¹⁰⁰. Hier handelte es sich um die erste Generation jüdischer Studenten nach der Emanzipation, die sich angesichts der Reaktion schon bald isoliert sah und

⁹⁸ Ebd., S. 21 ff.

⁹⁹ Briefwechsel des jungen Börne mit Henriette Herz, hrsg. L. Geiger, Oldenburg und Leipzig, o. J., S. 188. – Brief vom 25. 9. 1807.

¹⁰⁰ Vgl. S. 88 f. und 100 f.

nach den Ausschreitungen von 1819 vorübergehend glaubte, die Erziehung der Juden zur Assimilation übernehmen zu können. Dabei trat das Interesse am Judentum bei den meisten schnell so weit in den Hintergrund, daß der Culturverein sich auflöste, weil Assimilation sich als ein individueller und die Mitglieder desintegrierender Prozeß erwies. Neben dem Culturverein entstanden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur die behandelten homiletischen Gruppen oder Unterstützungsvereine¹⁰¹. Die Rabbinatskandidaten verband dabei das religiöse Moment und das Bedürfnis nach Reform ihrer Ausbildung. Auch an den Selbsthilfevereinen in Würzburg, Berlin und Leipzig beteiligten sich sichtlich nur religiös bewußte oder traditionelle Juden aus Süd- und Ostdeutschland. Je mehr aber ein Student in seiner Weltanschauung assimiliert war, desto stärker mußte er nach dem Umgang mit nichtjüdischen Studenten streben.

Der Verkehr zwischen Christen und assimilierten Juden war an den Universitäten des Vormärz eine Selbstverständlichkeit, wengleich auch hier gewisse sichtbare und unsichtbare Schranken bestehen blieben. Studenten orthodoxer Herkunft nahmen an diesem Umgang weniger teil oder hatten zunächst stärkere Widerstände zu überwinden. Abraham Geiger beispielsweise verkehrte noch 1829 zuerst nur mit jenen sieben jüdischen Kommilitonen, die gleich ihm im koscheren Heidelberger Speisehaus zu essen pflegten¹⁰². Die jüdischen Speisegesetze bildeten zweifellos eine erhebliche soziale Schranke für traditionell lebende Studenten: „Gerade diese Speisegesetze sind etwas durchaus Geistloses, dabei das gesellige Leben so sehr beeinträchtigend . . .“, schrieb Geiger dann 1845¹⁰³. Über seine Studienzeit berichtete er: „Ich hatte anfangs nicht den Mut, einen Studenten anzureden, da ich vorher niemals den Umgang mit Christen gehabt hatte, verlor aber diese Schüchternheit allmählich.“¹⁰⁴. Es ist anzunehmen, daß der Prozeß der sozialen Assimilierung bei vielen Studenten ähnlich verlief und oft mit der Aufgabe der Speisevorschriften verbunden war¹⁰⁵.

Studenten aus der jüdischen Oberschicht, wie etwa Heine und Rießer, pflegten sich vorwiegend mit Christen zu befreunden. Auch zu einzelnen Professoren bildeten sich enge Schülerverhältnisse oder Freundschaften. Genannt seien die Anteilnahme August Wilhelm Schlegels für Heines erste literarische Arbeiten in Bonn, die Freundschaft zwischen Berthold Auerbach und David Fried-

¹⁰¹ Über die Vereinigungen der Rabbinatskandidaten vgl. S. 106 f. (Bonn), S. 111 (Heidelberg) und 117 ff. (Würzburg). Zu den Unterstützungsvereinen vgl. S. 140 ff.

¹⁰² Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. v. L. Geiger, S. 12–15. Geiger wohnte in diesem Heidelberger Kosthaus des Juden Reckendorf. Zur Tischrunde gehörten auch die Jurastudenten Bodenheim aus Pforzheim und Hamburger aus Hanau.

¹⁰³ Brief vom 19. 3. 1845 an Leopold Zunz; Juden und Judentum in dt. Briefen, hrsg. v. F. Kobler, S. 254.

¹⁰⁴ Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. v. L. Geiger, S. 15.

¹⁰⁵ Ludwig Philippson verteidigte die Aufgabe der Speisegesetze während des Studiums als notwendige Anpassung an das moderne Leben. AZJ 1845, S. 309.

rich Strauß in Tübingen und die starke Förderung, die der Bonner Altphilologe Ritschl dem 1848 habilitierten Jacob Bernays zuteilwerden ließ. Um die Jahrhundertmitte war unter den bekannten jüdischen Akademikern – wenn man vom Rabbinerstand einmal absieht – Jacob Bernays einer der wohl ganz wenigen, die noch streng gesetzestreu lebten: Er lernte täglich Talmud, aß niemals mit seinen zahlreichen christlichen Freunden und öffnete am Sabbat nicht einmal einen Brief¹⁰⁶.

Trotz des Umganges jüdischer und christlicher Studenten wurden Juden im gesellschaftlichen Leben immer nur als einzelne, gebildete Individuen integriert; wo es aber um eine reale Anerkennung ihrer Gleichberechtigung ging, betrachteten gerade Akademiker sie oft nicht als „standesgemäß“ und suchten den eigenen Stand vor dem Eindringen solcher Emporkömmlinge zu schützen. Als beispielsweise der noch nicht getaufte Eduard Gans sich in Berlin um die Habilitation bemühte, lehnte dies Geheimrat Schmedding auch mit der Begründung ab, daß Juden nun mal nicht zur „guten Gesellschaft“ gehörten¹⁰⁷. Ähnlich ist es zu verstehen, wenn erst Johann Jacoby als Student in Königsberg durchsetzte, daß auch Juden als „Entrepreneurs der Studentenbälle“ zugelassen wurden¹⁰⁸. Die Gesellschaft akzeptierte nur Juden, die sich möglichst nicht „jüdisch“ verhielten. So blieb der Verkehr mit Christen weitgehend unfrei, weil assimilierte Juden aufgrund eines erworbenen Unterlegenheitsgefühls ständig damit beschäftigt waren, alles spezifisch Jüdische zu vermeiden. Johann Jacoby klagte als Siebenundzwanzigjähriger in einem Brief über die Beklommenheit, die er oft in Gesellschaft christlicher Freunde empfunden habe, und fuhr fort: „Oft habe ich über die Ursache und Folgen dieser Erscheinung nachgedacht und gefunden, daß Ähnliches gewiß jedem gebildeten und edler denkenden Juden begegnet, sobald er sich über seine unnatürliche Stellung zur Mitwelt aufrichtig Rechenschaft gibt. Der Gedanke: Du bist ein Jude! ist eben der Quälgeist, der jedes sorglose Sichgehenlassen gewaltsam niederdrückt. Durch die Staatsgesetze von äußeren Ehren und so vielen Rechten ausgeschlossen, in der Meinung seiner christlichen Mitbürger niedriger gestellt, dies wenigstens stets argwöhnend – fühlt der Jude sich durch fremde Überhebung gedemütigt und ist nur zusehr geneigt, in jeder unschuldigen Äußerung eine Kränkung zu befürchten. Wie kann er sich harmlos oder wahr zeigen, da er jeden Augenblick ängstlich auf sich aufpassen muß, um nur ja

¹⁰⁶ *J. Bernays*, Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. v. *M. Fraenkel*, Breslau 1932, Vorwort S. 1 ff. – Bernays war der Sohn des bekannten Hamburger Oberrabbiners Chacham Isaak Bernays. – Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 211 f.

¹⁰⁷ *M. Lenz*, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, Halle 1910, Bd. II, Teil 1, S. 223. – Über ähnliche Vorgänge bei anderen Habilitationen vgl. Kap. Privatdozenten.

¹⁰⁸ *F. Friedlaender*, Der Kampf um die preußische Judenemanzipation im Jahre 1833, MGWJ 42, N. F., 1934, S. 298. – Jacoby promovierte 1827 in Königsberg.

nicht als Jude (im Sinne der Christen genommen), die ihm – als einzelнем – gewordene Achtung aufs Spiel zu setzen.“¹⁰⁹

Die Taufe war für assimilierte Studenten das einfachste Mittel, um all jenen Diskriminierungen zu entgehen, die gerade in den akademischen Berufen auf sie warteten. Gab es schon im 18. Jahrhundert unter Studenten viele Proselyten, so steigerte sich ihre Zahl in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beträchtlich. Damals wurde die soziale und intellektuelle Oberschicht der Juden – vor allem in Preußen – von einer „Taufepidemie“ ergriffen, die sich besonderer kirchlicher und staatlicher Förderung erfreute und nicht zuletzt bei Universitätsprofessoren Unterstützung fand¹¹⁰. Die Politik der preußischen Regierung ging nämlich dahin, Reformen innerhalb des Judentums zu verbieten, andererseits aber die Judenmission zu verstärken, um so eine baldige völlige Absorption der jüdischen Bevölkerung zu erreichen. Die Verweigerung der Staatstellungen für Juden lag ganz in der Linie dieser Politik, die gerade auf die jüdischen Akademiker den schärfsten Taufdruck ausübte.

Neben den sozialen und beruflichen waren es auch religiöse – oder besser weltanschauliche – Faktoren, die auf den Entschluß zur Taufe einwirken konnten. Das Judentum hatte durch seine Verdünnung zur Konfession die Macht der Einheit von Religion, Kultur und Nationalität verloren. Was blieb, waren vorläufig nur einander befehdende Reformrichtungen einer Religion, deren Kontur verschwamm. Unter diesen Umständen wuchs die Indifferenz, und der Rückgang der religiösen Kindererziehung entfremdete viele schon früh dem Judentum. Aber auch orthodox Aufgewachsene wandten sich nicht selten später ganz der Philosophie zu und betrachteten sich primär als Rationalisten oder Idealisten. Kant und Hegel hatten den größten Einfluß auf die jüdischen Intellektuellen. „Wenn Du beten kannst, so tue es auch für mich. Ich dagegen werde für Dich Philosophie studieren“, bat der Hegelschüler und Mitbegründer des Culturvereins Moses Moser den Hamburger Lehrer Dr. Immanuel Wohlwill¹¹¹. Auch Lassalle sah als Student die jüdische Geschichte ganz mit den Augen Hegels und glaubte, in ihr die totale Selbstentfremdung des Geistes zu erkennen¹¹². Unter diesen Verhältnissen erschien die Religion oft nicht mehr als ein Wert, für dessen Bewahrung es sinnvoll gewesen wäre, dem Druck in Richtung auf eine völlige Absorption zu widerstehen. Die Taufe war für die meisten Akademiker keine religiöse, sondern eine soziale Frage.

¹⁰⁹ Jüdische Geschichte in Briefen aus Ost und West, Das Zeitalter der Emanzipation, hrsg. F. Kobler, S. 59.

¹¹⁰ Nach der amtlichen Statistik ließen sich in Preußen 1812–1846 3770 Juden taufen. Der Bevölkerungszuwachs betrug aber im gleichen Zeitraum über 100 000 Juden. S. Dubnow, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes, Bd. II, S. 40.

¹¹¹ H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 53. Brief an Wohlwill vom 18./20. 9. 1825. – Moser war Kaufmann und ließ sich nicht taufen.

¹¹² Vgl. S. 105.

Über die Zwangslage der Bildungselite schrieb Isaak Jost schon 1822: „Die Wissenschaftlichen finden glatterdings keine Laufbahn, und nur die Taufe rettet sie für die Menschheit. Befördern wir nicht die Handwerke, so geht unsere ganze folgende Generation zum Christenthume. Und mit Recht, was soll sie an die Religion ihrer Väter fesseln? . . . Unsere Kinder leben in einer andern Welt, sie haben keinen Grund, ihre ganze Existenz zu opfern, um Juden zu heißen, während sie es doch nicht sind . . .“¹¹³

Dem Taufzwang entgegen wirkten neben wirklichen Glaubensüberzeugungen auch Momente wie Pietät gegenüber den Eltern, Traditionalismus oder – wie bei Rießler – ein ausgeprägtes Ehrgefühl. Nur wenige jüdische Intellektuelle besaßen noch soviel religiöses Selbstbewußtsein wie der orthodox lebende Bonner Altphilologe Jacob Bernays, der einen Bekehrungsversuch mit den Worten zurückwies: „Er selbst, Jesus von Nazareth selbst, jetzt als Jude geboren, würde es nicht können, würde es wohl am allerwenigsten können. Ich vermöchte nicht, ihn zu achten, wenn ich nicht glauben dürfte, er würde sich lieber der Reihe nach von allen Kirchenbehörden auch körperlich kreuzigen lassen, ehe er zu einer der Konfessionen überträte, die sich nach ihm nennen, obgleich sie zuwider seiner Vorschrift weder Salz bei sich noch Friede untereinander haben.“¹¹⁴ Intellektuelle wie Heine und Gans machten aus der Tatsache, daß ihre Taufe nur auf äußeren Druck hin erfolgte, kein Hehl. „Es wäre mir leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Licht erscheinen könnte“, heißt es 1825 in einem Brief Heines an Gans, der sich selbst im gleichen Jahr nach zweimaliger Ablehnung seiner Habilitation zur Taufe gezwungen sah und sie damit rechtfertigte, daß der Staat ein bloßes Lippenbekenntnis von ihm erwarte¹¹⁵. Aus dem Spottgedicht des getauften Heine über die Taufe von Gans spricht jene Selbstverachtung, mit der wohl nicht wenige diesen Schritt bezahlten¹¹⁶.

An den Universitäten fehlte es durch den Einfluß der theologischen Fakultäten und der Missionsgesellschaften nicht an direkten Bekehrungsversuchen. Im gleichen Jahr 1822, in dem den Juden in Preußen das Recht auf akademische Lehrämter genommen wurde, bildete sich in Berlin eine Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden, deren Vorstand auch drei Professoren angehörten¹¹⁷. Die Gesellschaft arbeitete in den zwanziger und

¹¹³ R. Michael, I. M. Jost und sein Werk, LBI Bulletin, 1960, S. 244.

¹¹⁴ Jacob Bernays 1852 als Privatdozent in Bonn an Frh. v. Bunsen. Juden und Judentum in dt. Briefen aus drei Jahrhunderten, hrsg. F. Kobler, S. 292 f.

¹¹⁵ Brief Heines vom 14. 12. 1825. Heinrich Heine, Briefe, hrsg. F. Hirth, Bd. 1, S. 242. – Über die Haltung von Gans zur Taufe s. H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 113.

¹¹⁶ „Einem Abtrünnigen“ (Nachlaß-Gedicht), worin es u. a. heißt: „Und Du bist zu Kreuz gekrochen / zu dem Kreuz, das Du verachtetest...“ Vgl. H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 114.

¹¹⁷ J. F. A. De Le Roi, Geschichte der evangelischen Judenmission, S. 142 ff. – Sta-

dreißiger Jahren äußerst erfolgreich, während danach die Taufquote erheblich absank¹¹⁸. Der König selbst pflegte die Gesellschaft zu unterstützen und Patenschaften zu übernehmen. Ein Verein für Proselyten-Fürsorge gewährleistete, daß die Taufe auch materiellen Anreiz bot. Unter den Juden, die in der Berliner Sophienkirche durch den Pfarrer der Judenmission, Pastor Schultz, getauft wurden, sollen sich allein 70 akademisch Gebildete befunden haben¹¹⁹. Von 1828–56 taufte Schultz 17 jüdische Juristen und 27 Mediziner¹²⁰. Die Zahl der reinen Studententaufen ist nicht zu ermitteln, zumal viele Juden die Taufe entweder, wie Friedrich Julius Stahl, kurz vor der Immatrikulation empfangen oder aber, wie Heine, bei Abschluß des Studiums, um sich damit eine Berufslaufbahn zu eröffnen. In Königsberg ließen sich in den zwanziger Jahren mindestens 12 jüdische Studenten taufen¹²¹. Sämtliche Nachkommen der stark akademisierten Königsberger Familie Friedländer gingen ebenfalls zum Christentum über¹²². Am stärksten lastete der Taufdruck auf Akademikern, die die Hochschullaufbahn einschlagen wollten. Der Zwang, die Habilitation mit der Taufe zu erkaufen, führte dazu, daß es in Preußen keine Universität ohne Proselyten unter den Lehrern gab. Dem Lehrkörper der Universität Königsberg gehörten bis 1848 mindestens 7 getaufte Juden an, und in Berlin lehrten 1856 sogar 24 Konvertiten¹²³.

Zweifellos gab es unter den Proselyten auch solche, deren Taufe auf einer wirklichen Glaubensentscheidung für das Christentum beruhte. Echte Bekehrungen lassen sich für jene Fälle annehmen, in denen jüdische Studenten nach der Taufe zum Studium der christlichen Theologie übergingen oder die Taufe unter dem Eindruck von Theologen wie Schleiermacher, Neander oder dem bekannten Judenmissionar und Hebraisten Delitzsch empfangen. Delitzsch veranstaltete 1841 in Berlin eine theologische Disputation zwischen jüdischen und christlichen Studenten und hob durch sein späteres Wirken die Juden-

tuten und Personal gedruckt bei Rönne und Simon, Die früheren und gegenwärtigen Verhältnisse der Juden, S. 109–114.

¹¹⁸ 1820–25 wurden in Berlin 286 Juden evangelisch getauft, 1830–36 326, dagegen 1845 nur noch 8 und 1847 nur 7. *J. De Le Roi*, Geschichte der evangelischen Judenmission, S. 145 u. 182.

¹¹⁹ Ebd., S. 131 (ohne Angabe des Zeitraumes).

¹²⁰ Ebd., S. 239 u. 243.

¹²¹ St.A. Königsberg (Archivlager Göttingen) Rep. 17, II 26, Gen. Nr. 31. Nach diesem Taufregister wohnten in Königsberg 1812–1840 schon 166 getaufte Juden.

¹²² *De Le Roi*, Geschichte der evangelischen Judenmission, S. 186. *G. Kessler*, Judentaufen und judenchristliche Familien in Ostpreußen, Familiengeschichtliche Blätter, Deutscher Herold, 36. Jg., 1938, S. 209 ff.

¹²³ Für Berlin s. *De Le Roi*, Geschichte der evang. Judenmission, S. 228. – In Königsberg lehrten als getaufte Juden: Ludwig Friedländer (1847 Kl. Phil.), K. G. J. Jacobi (1829 Mathematik), Karl Lehrs (1831 Kl. Phil.), Heinrich F. Jacobson (1828 Jus), Martin Eduard von Simson (1833 Jus) sowie die Mediziner Prof. Hirsch und Jacobsohn.

mission auf akademisches Niveau¹²⁴. Neander, der 1789 in Göttingen als Sohn des jüdischen Geldleihers Mendel geborene Berliner Theologieprofessor, veranlaßte durch sein Vorbild den Rankeschüler Siegfried Hirsch zur Taufe, der dann 1844 eine historische Professur in Berlin erhielt¹²⁵.

Insgesamt gesehen stellten die jüdischen Studenten durch die hohe Zahl der Taufen eine völlig offene Gruppe dar, deren Mitglieder mit zunehmender Assimilation den Binnenkontakt mieden. Die Kriterien der Gruppenzugehörigkeit wurden von den Gruppenmitgliedern überwiegend negativ aufgefaßt, denn die gemeinsame jüdische Herkunft bedeutete unter der herrschenden Gesetzgebung primär eine Belastung. Dem Bildungswillen und Leistungsstand der Studenten entsprachen die eingeräumten Berufschancen und Aufstiegsmöglichkeiten nicht. Die jüdischen Studenten suchten aus dieser Situation einen individuellen Ausweg durch Anpassung an die Berufslage, Berufswechsel, Taufe oder Auswanderung. Die psychischen und sozialen Folgen dieser Verhältnisse schilderte eine Petition der Fürther Gemeinde von 1837: „Noch hat die bei weitem größere Zahl der israelitischen Studierenden durch ihre wissenschaftliche Ausbildung nichts weiter erzielt, als daß sie für das Gefühl ihrer Nichtigkeit um so empfänglicher geworden sind, solches bloß um so schmerzlicher empfinden. Und doch haben sich dieselben bei der Wahl ihres Berufes nichts weiter vorzuwerfen, als daß sie den natürlichen Schluß gezogen, wem die Mittel vergönnt seien, dem sei auch der Zweck nicht versagt; doch sind es gerade sie, denen es die schwersten Opfer gekostet, bis sie zu ihrem Berufe sich befähigt; doch sind es gerade sie, welche – obgleich ihrer intellektuellen und moralischen Bildung gemäß ein besseres Los verdienend – durch das Gesetz am meisten beschränkt und verletzt sind, und hinsichtlich der Erreichung ihres Lebenszweckes dem gemeinsten Handwerker nachstehen, indem ihnen jede Hoffnung zu irgendeinem standesgemäßen Unterkommen benommen ist!“¹²⁶ Die Studenten mußten nur zu deutlich erkennen, daß die Veränderung der jüdischen Berufsstruktur zwar ein wichtiges Ziel der Emanzipationsgesetzgebung war, daß dabei aber der jüdischen Intelligenz nicht die Möglichkeit zum Aufstieg in akademische Führungsberufe gegeben werden sollte, solange sie nicht zur Taufe bereit war.

¹²⁴ *De Le Roi*, Geschichte der evang. Judenmission, S. 164. – Delitzsch habilitierte sich 1842 in Leipzig, wo er 1886 das Institutum Judaicum für Missionsstudien errichtete.

¹²⁵ Ebd., S. 197 ff. u. 217.

¹²⁶ *A. Eckstein*, Der Kampf d. Juden um ihre Emanzipation in Bayern, Fürth 1905, S. 55. Die Petition ist vermutlich von d. selbst betroffenen Dr. iur. Karl Feust (1798–1872) verfaßt, der ab 1831 Gemeindesekretär in Fürth war und erst 1849 Advokat werden konnte.

V. JÜDISCHE AKADEMIKER IM BERUF

1. Die Ausschließung vom Staatsamt

„Man hatte den Juden alle Pforten, die in den Tempel der Wissenschaft und der geistigen Ausbildung führen, geöffnet, aber alle Pforten, die aus diesem Tempel in das Leben führen zu gedeihlicher Wirksamkeit und fröhlicher Anerkennung, verschlossen, dicht verschlossen“, schrieb 1848 rückblickend Ludwig Philippson über die Situation der jüdischen Akademiker des Vormärz¹. Diese Klage bezog sich auf die Ausschließung der Juden von Staatsämtern, durch die eine Integrierung der jüdischen Bildungselite in Staat und Gesellschaft verhindert wurde, obgleich die Betroffenen sie mit großer Anstrengung erstrebten. Diese mangelnde berufliche Emanzipation verursachte schon im Vormärz jene Entwicklung, die dazu führte, daß jüdische Intellektuelle überwiegend nur in freien Berufen tätig sein konnten. Zwar wurden Juden überall als Ärzte approbiert und in einigen Staaten auch zur Rechtsanwaltschaft und Privatdozentur zugelassen, aber von den höheren Staatsämtern in Justiz, Schule, Universität und Medizinalverwaltung blieben sie ausgeschlossen. Selbst das kurhessische Judengesetz von 1833, das Staatsämter konzedierte, hatte für Akademiker keine praktischen Folgen. Der publizistische und individuelle Kampf der Betroffenen um das verweigerte politische Recht war bis 1848 in allen Staaten vergeblich. Ein Mann wie Gabriel Rießler, dem Habilitation und Advokatur mehrfach abgeschlagen wurden, fühlte sich durch diese Berufsverhältnisse zu verstärktem Emanzipationskampf aufgerufen, während viele seiner Glaubensgenossen, die materiell weniger unabhängig lebten, die Konsequenz der Taufe zogen. Die Nichtzulassung der Juden zu Staatsstellungen wurde – wie gezeigt – ein höchst erfolgreiches Mittel zur „Missionierung“ der jüdischen Intelligenz, die der angestammten Religion weitgehend entfremdet war.

Die schärfsten Berufsbeschränkungen für jüdische Akademiker bestanden in Preußen und Bayern. Das preußische Emanzipationsedikt von 1812 gestattete Juden in § 8 die Bekleidung von akademischen Lehr- und Schulämtern, „zu welchen sie sich geschickt gemacht haben“, und fügte in § 9 hinzu: „Inwiefern die Juden zu andern öffentlichen Bedienungen und Staatsämtern zugelassen

¹ AZJ 1848, S. 617.

werden können, behalten Wir uns vor, in der Folge der Zeit, gesetzlich zu bestimmen.“² Das hier angekündigte Ergänzungsgesetz erschien niemals, und auch die in § 8 gewährten Rechte blieben durch das Einsetzen der Reaktion fast ohne jede praktische Bedeutung. Juden konnten weder Professoren noch Lehrer an öffentlichen Gymnasien werden, und nur drei Juden erhielten bis 1822 die Erlaubnis zur Habilitation als Privatdozenten³. Anlässlich des mehrfach wiederholten Versuches von Eduard Gans, sich an der Berliner Juristenfakultät zu habilitieren, wurde schließlich im Zuge der Reaktion § 8 des Emanzipationsgesetzes 1822 widerrufen⁴. In denjenigen Gebieten Preußens, die vorübergehend zu Frankreich oder zum Königreich Westfalen gehört hatten, waren einige Juden Beamte geworden. Diese hatten schon 1816 ihre Stellungen aufgegeben oder – wie der Vater von Karl Marx in Trier – sich zur Taufe entschließen müssen⁵. – Die preußische Regierung sperrte sogar Berufe für jüdische Akademiker, die nicht mit Beamtenstellungen verbunden waren, aber der staatlichen Konzessionierung bedurften. So erhielten Juden weder die Erlaubnis, als Rechtsanwälte zu praktizieren, noch durften sie als Apotheker arbeiten⁶. Einheimische jüdische Ärzte konnten dagegen – wie in allen Staaten – sich nach der üblichen Approbationsprüfung niederlassen und auch in einigen Fällen als Stadtphysici tätig sein. Die Rabbinerlaufbahn wurde in Preußen im Gegensatz zu allen Staaten mit jüdischer Konsistorialverfassung nicht staatlich reglementiert.

Ein einheitliches preußisches Judengesetz, das die Emanzipationsrechte vermehrte und auf alle preußischen Provinzen ausdehnte, kam erst 1847 zustande. Es wurde zuvor im Vereinigten Landtag beraten, wobei die Frage der Staatsämter eine wichtige Rolle spielte. Die Kurie der drei Stände sprach sich mit knapper Mehrheit dafür aus, daß Juden alle Staatsämter bekleiden könnten, die nicht mit der Leitung christlicher Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten im Zusammenhang ständen, während die konservativere Herrenkurie sich auf den Standpunkt stellte, daß jede staatliche Autorität auf der Basis der christlichen Lehre ausgeübt werden müsse. Aber auch in der Herrenkurie gab es einzelne, die die Widersprüchlichkeit der Politik gegenüber der jüdischen

² Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen seit dem Beginne des 19. Jh. Gesetze, Erlasse, Verordnungen, Entscheidungen, hrsg. A. Michaelis, Berlin 1910, S. 7.

³ Vollständige Verhandlungen, S. XXXVII f. – Über Privatdozenten vgl. S. 206 ff.

⁴ Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, S. 100; H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 91 f.

⁵ H. Fischer, Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert, Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik, Tübingen 1968, S. 56; A. Kober, Karl Marx' Vater und das napoleonische Ausnahmegesetz gegen die Juden 1808, Jahrb. d. Kölnischen Geschichtsvereins XIV, 1932, S. 115 ff.

⁶ Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, S. 98; S. Lorenzen, Die Juden und die Justiz, S. 6 ff. – Nach AZJ 1845, S. 123 wurde die Ausübung der Pharmazie Juden in Preußen bis dahin immer verweigert.

Intelligenz zu sehen vermochten: „Ich halte es ferner für eine gewisse Inkonzessenz und Härte, wenn man einerseits Alles anwendet, um die Juden auf eine höhere Bildungsstufe zu stellen . . . und man andererseits den Juden die Mittel abschneidet, das so mühsam geistig Erworbene in Anwendung zu bringen, wenn man sie zwingt, den zusammengebrachten Schatz ihrer Wissenschaft in steriler Abgeschlossenheit zu bewahren, und ihnen nicht mit der den Christen gebotenen Freiheit die Wege eröffnet, jene Schätze zum Gemeingut zu machen“, äußerte Fürst Lynar in der Debatte⁷. Bismarck dagegen vertrat in seiner bekannten Rede gegen die Judenemanzipation ganz die Ideologie der christlichen Staatslehre und lehnte obrigkeitliche Ämter für Juden strikt ab. Auch aufgrund antijüdischer Emotionen wollte der Monarchist keine Juden als Staatsbeamte dulden, zumal er in jedem Beamten den Vertreter des Königs sah: „. . . wenn ich mir, als Repräsentanten, der geheiligten Majestät des Königs gegenüber, einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“⁸ Das schließlich 1847 vom König erlassene Gesetz eröffnete Juden Staatsämter nur, soweit diese nicht „richterliche, polizeiliche oder exekutive Gewalt“ beinhalten, und ermöglichte ihnen die ordentliche Professur für die Fächer Medizin, Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie und Sprachwissenschaft⁹. Schon durch die Verordnung vom 6. April 1848, die ebenso wie die oktroyierte Verfassung des gleichen Jahres den Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntnis unabhängig machte, wurde dies Gesetz überholt. Die Ereignisse von 1848 bewirkten zwar in Preußen wie in dem meisten anderen deutschen Staaten die rechtliche Zulassung der Juden zu Staatsämtern, in der Praxis aber blieben jüdische Akademiker bei der Bewerbung um entsprechende Stellen auch weiterhin stark benachteiligt¹⁰.

Bayern erließ 1813 ein äußerst konservatives Judenedikt, das die Frage der Staatsämter nicht einmal erwähnte, dagegen für Rabbiner eine wissenschaftliche Ausbildung obligatorisch machte¹¹. Obgleich in der bayrischen Rheinpfalz die französische Judengesetzgebung formal nicht aufgehoben wurde,

⁷ Vollständige Verhandlungen, S. 102.

⁸ Ebd., S. 225.

⁹ Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, S. 75. Zur Diskussion im preußischen Landtag und zu den nachträglichen Voten der preußischen Ordinarien s. *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 27–232 (Quellen).

¹⁰ Zu Richtern und Gymnasiallehrern wurden Juden in Preußen erst ab 1870 einzeln ernannt, in der akademischen Laufbahn blieben sie überwiegend Privatdozenten oder Extraordinarien. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 44, 55 und 59.

¹¹ *S. Schwarz*, Juden in Bayern, S. 341 ff.

mußten auch hier Juden in Staatsstellungen ihre Ämter aufgeben¹². Von der Advokatur blieben sie – mit einer Ausnahme – ausgeschlossen¹³. Die Rechtslage der Juden in Bayern besserte sich grundlegend erst 1861 mit Abschaffung des Matrikelgesetzes, das durch scharfe Maßnahmen zur Beschränkung der jüdischen Bevölkerungszahl Tausende zur Auswanderung nach Übersee veranlaßt hatte. So stark wie in keinem anderen Staat standen in Bayern konfessionelle Gründe der Vergabe von Staatsämtern an Juden entgegen. Im Vormärz wurden Juden nicht einmal als Privatdozenten der Medizin geduldet, obgleich die Privatdozentur keine staatliche Anstellung beinhaltete.

Rückständig waren auch die staatsrechtlichen Verhältnisse der Juden in Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holstein. Der Landtag in Hannover diskutierte 1837 die Zulassung von Juden zum Staatsdienst, lehnte sie aber mit der Begründung ab, daß sie noch mehr jüdische Studenten als bisher zum Universitätsstudium veranlassen werde¹⁴. Die Universität Göttingen selbst behielt ihre liberale Haltung gegenüber jüdischen Studenten bei und ließ auch einige Juden als Privatdozenten zu. – In Mecklenburg-Schwerin wurde das nach preußischem Vorbild gewährte Emanzipationsgesetz schon 1817 auf Betreiben der Stände suspendiert¹⁵. Ebenso übernahmen die dänischen Herzogtümer Schleswig und Holstein mit Rücksicht auf die Stände nicht das Kopenhagener Emanzipationsgesetz von 1814¹⁶. Die Juden der Herzogtümer blieben von bürgerlichen Ämtern und vom Staatsdienst ausgeschlossen, konnten auch nicht im Lande die juristische Doktorwürde erwerben, wengleich sie als Advokaten unter gewissen Beschränkungen bestellt wurden¹⁷.

In Württemberg enthält das Judengesetz von 1828 keine Bestimmungen über Staatsämter, gestattete aber die Ausübung wissenschaftlicher Erwerbszweige und eröffnete den Zugang zur Advokatur, so daß in der Folgezeit auch Juden in die juristische Referendarausbildung aufgenommen wurden¹⁸. Obgleich sich die zweite Kammer schon 1836 für die volle Emanzipation ausgesprochen hatte, wurde sie auch in Württemberg erst ab 1848 unter Rückschlägen verwirklicht. – Im Nachbarstaat Baden bestimmte das Erste Konstitutionsedikt von 1807, daß auch Staatsbürger, die nicht einer der drei christ-

¹² *Rönne und Simon*, Verhältnisse der Juden, S. 22; *E. Hamburger*, Jews in Public Service under the German Monarchy, LBI Year Book IX, 1964, S. 211.

¹³ *S. Schwarz*, Juden in Bayern, S. 255; *S. Lorenzen*, Die Juden und die Justiz, S. 23 f. und 41.

¹⁴ AZJ 1837, S. 83.

¹⁵ *Rönne und Simon*, Verhältnisse der Juden, S. 23 f.

¹⁶ *A. Linvald*, Die dänische Regierung und die Juden in Dänemark und den Herzogtümern um den Anfang des 19. Jh., Ztschr. der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 57, 1928, S. 332 ff.

¹⁷ *N. Falck*, Handbuch des Schleswig-Holsteinischen Privatrechts, Bd. IV, Altona 1840, S. 171 f.

¹⁸ *A. Tänzer*, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 31 ff.; *S. Lorenzen*, Juden und Justiz, S. 23 ff.

lichen Konfessionen angehörten, Zugang zu „exekutiven Dienststellen“ des Staates haben sollten¹⁹. Damit war Baden der erste deutsche Staat außerhalb französisch okkupierter Gebiete, der die Emanzipation einschließlich der Gewährung von Staatsämtern gesetzlich regelte. Da es aber in Baden vor 1815, wie in allen süddeutschen Staaten, noch kaum genügend vorgebildete Juden gab, blieb die Zulassung zu Staatsämtern bedeutungslos und wurde schon durch die badische Verfassung von 1818 wieder rückgängig gemacht²⁰. Gegenüber Juden als Privatdozenten und Anwälten verhielt sich die badische Regierung dagegen liberal. Schon 1815 konnte der erste der jüdischen Jurastudenten Heidelbergs die Staatsprüfung ablegen und seine Ausbildung als Rechtspraktikant beginnen²¹. An der Universität Heidelberg wurden bis 1818 drei Juden als Privatdozenten zugelassen, denen nach 1836 drei weitere folgten. In der Frage der Staatsämter blieb dagegen selbst die zweite Kammer unnachgiebig. Bis 1846 sprach sich jeweils die Mehrheit der Liberalen unter Führung Rottecks in den zahlreichen Landtagsdebatten über Judenemanzipation gegen eine Erweiterung der Emanzipation aus, solange nicht eine grundlegende Reform der jüdischen Religion erfolgt sei²². Erst die Revolution erwirkte dann auch hier die Öffnung der Staatsämter für jüdische Bürger.

Formal am günstigsten stellte sich die Lage der jüdischen Akademiker in Kurhessen dar. Zwar verloren hier die Juden die vom Königreich Westfalen gewährte Vollemanzipation zunächst teilweise wieder, erhielten aber 1833 eine Verfassung, die als die liberalste Deutschlands galt und auch das Recht auf Staatsämter konzidierte²³. Dennoch hatte das für Akademiker keine realen Folgen, da Juden weiterhin nicht zu Richtern, Professoren oder Gymnasiallehrern ernannt wurden. Privatdozentur und Anwaltschaft waren ihnen dagegen schon vor 1833 zugänglich gemacht worden. – Im Großherzogtum Hessen blieb die rechtliche Lage der Juden schlechter, ähnelte aber für Akademiker der in Kurhessen. Entsprechend der Verfassung konnten Juden bei besonderer „Würdigkeit“ das Schutzjudentum verlassen und zu vollen Staatsbürgern aufsteigen²⁴. Akademiker lebten hier vorwiegend in den rheinhessi-

¹⁹ R. Rürup, Judenemanzipation in Baden, S. 260.

²⁰ Ebd., S. 262. – Nachweisbar in einem Staatsamt bis 1818 ist nur Meyer Marx aus Karlsruhe, Dr. phil. Heidelberg 1813, dann dort Privatdozent bis 1815 und anschließend Gymnasialprofessor in Karlsruhe. A. Lewin, Geschichte der badischen Juden, S. 170.

²¹ A. Lewin, Geschichte der badischen Juden, S. 171.

²² R. Rürup, Judenemanzipation in Baden, S. 277 ff.

²³ Rönne und Simon, Verhältnisse der Juden, S. 22. – Zur Praxis des Gesetzes vgl. Sulamith VII, 2, S. 400; VIII, 1, S. 201; VIII, 2, S. 417.

²⁴ J. Lebermann, Aus der Geschichte der Juden in Hessen am Anfang des 19. Jh., Jahrb. der jüd. literarischen Gesellschaft, Frankfurt/M., Bd. 6, 1908, Frankfurt/M. 1909, S. 149 ff. Zur Praxis des Gesetzes vgl. AZJ 1845, S. 347.

schen Städten, wo Juden seit napoleonischer Zeit Staatsbürgerrechte genossen und als Advokaten und Apotheker praktizieren konnten²⁵

Die Senate der zahlreich von Juden bewohnten Stadtstaaten Hamburg und Frankfurt beeilten sich nach 1815, die in französischer Zeit den jüdischen Einwohnern gewährten Rechte wieder zu nehmen, so daß diese bis 1848 kein Staatsbürgerrecht besaßen. Die Frankfurter Juden, die 1811–1814 – wie der Fall Börnes zeigt – tatsächlich Staatsämter bekleiden konnten, verloren dies Recht prinzipiell im restriktiven Judengesetz von 1824. Nur den schon verhältnismäßig zahlreichen Advokaten gelang es im gleichen Jahr durch eigenes Betreiben, ihre Zulassung grundsätzlich zu behaupten²⁶. In Hamburg dagegen behielt der Senat zwar die beiden in napoleonischer Zeit vereidigten jüdischen Notare bei, die wohl nur Bedürfnissen der Juden dienten, lehnte aber eine Erweiterung ihrer Zahl und eine Zulassung von Juden zur Advokatur strikt ab²⁷.

Diese Übersicht zeigt, daß die Zulassung zum Staatsamt zu jenen politischen Rechten gehörte, die Juden bis 1848 fast gar nicht und in der Praxis auch danach nur selten und widerstrebend gewährt wurden. Viele Staaten gingen sogar soweit, Juden auch von den akademischen Berufen des Anwalts und Privatdozenten auszuschließen, obgleich diese mit keiner Beamtung verbunden waren. Es bleibt zu fragen, welche Motive diesem Verhalten zugrunde lagen. Die offizielle Begründung für die Verweigerung von Staatsstellungen lieferte am häufigsten die Berufung auf den christlichen Charakter des Staats, in dem Thron und Altar historisch eng verbunden waren. Entsprechend der konservativ-christlichen Staatsideologie, die im wesentlichen der Stabilisierung und Rechtfertigung bestehender Verhältnisse diente, wurden Juden daher als Lehrer der Jugend, als Richter und beamtete Repräsentanten der Staatsgewalt für untragbar erklärt. Diese Lehre vertrat der bekannte Staatsrechtler und Proselyt Friedrich Julius Stahl noch 1847, nachdem sich Regierung und Landtag eben für eine bedingte Zulassung der Juden zu preußischen Staatsämtern ausgesprochen hatten²⁸. Die Konservativen beschworen gern den Indifferentismus als eine politische Gefahr, die mit der Vergabe von Führungspositionen an Juden heraufziehen werde, wollten aber nicht zur Kenntnis nehmen, wie sehr etwa das höhere Bildungswesen durch den Neuhumanismus schon entchristlicht war und wie wenig konkreten Gehalt die Lehre vom christlichen Staat noch aufweisen konnte.

Ein zweites, ebenfalls häufig genanntes Motiv für die Ablehnung von Juden in staatlichen Führungspositionen bildete das Festhalten am Begriff der jüdi-

²⁵ AZJ 1845, S. 347.

²⁶ I. Kracauer, Geschichte der Juden in Frankfurt/M., Bd. II, S. 513.

²⁷ H. Krohn, Die Juden in Hamburg 1800–1850, S. 16, 39, 48.

²⁸ H. Fischer, Judentum, Staat und Heer in Preußen, S. 184 ff. – Über Einflüsse der christlichen Staatslehre auf badische Gesetzgebung und Liberale vgl. R. Rürup, Judenemanzipation in Baden, S. 261 f. und 279.

schen Nation. So wenig sich die jüdischen Akademiker noch als Angehörige einer eigenen Nation fühlten, sondern sich durchweg als Deutsche jüdischer Konfession verstanden, so sehr verkannte doch die Umwelt das Ausmaß der nationalen Assimilation und fürchtete, daß Juden als Beamte nach der offenen oder verborgenen Herrschaft über Christen streben könnten. „Ist es der Politik entgegen, ein einer fremden Nationalität angehöriges Individuum als aktiven Staatsbürger in den Staatsverband aufzunehmen, so ist es noch viel bedenklicher einem solchen eine Staatsgewalt und obrigkeitliche Autorität anzuvertrauen“, schrieb 1846 der Düsseldorfer Oberlandesgerichtspräsident in einem Gutachten für den Justizminister²⁹. An manchen preußischen Universitäten herrschte bei der Frage der Zulassung jüdischer Ordinarien besonders unter den Medizinprofessoren eine angeblich national motivierte Konkurrenzfurcht. So äußerte ein Breslauer Ordinarius: „Ich halte die Ansicht nur zu begründet, daß die Fakultät jüdisch werden wird . . . weil ich die Überzeugung habe, daß es die Fakultät nicht mit einzelnen Persönlichkeiten, sondern mit der Judenschaft zu tun haben wird.“³⁰ In der zweiten Badischen Kammer prophezeite der Abgeordnete Duttlinger sogar, daß im Falle der vollen Emanzipation „die Staatsdienste in Bälde ganz in den Händen der Juden allein wären“³¹. Hinter der national motivierten Ablehnung von Juden in Staatsämtern verbarg sich aber oft nur die Furcht vor neuen Mitbewerbern um die ohnehin knappen Anstellungsmöglichkeiten, denn im Vormärz bestand eine starke Diskrepanz zwischen der steigenden Zahl der Universitätsabsolventen und der vergleichsweise geringen Zahl der höheren Staatsämter. Nach den Berechnungen von Dieterici kamen 1836 in Preußen auf 100 frei werdende Stellen für Juristen 256 Bewerber, und es war nichts Ungewöhnliches, daß Juristen auch nach dem Referendariat noch jahrelang unbesoldet arbeitend auf die feste Anstellung warten mußten³². Bei den Ärzten warteten in Preußen je zwei Bewerber auf eine frei werdende Approbation, während die Berufsmöglichkeiten im neu entstandenen Gymnasiallehrerstand günstiger waren, doch Juden gerade hier auf besonderen psychologischen Widerstand trafen. Es darf also nicht übersehen werden, daß selbst jene, die das Recht auf Staatsanstellung erworben hatten, oft ebenso wie die jüdischen Akademiker zur Abwanderung in freie Berufe gezwungen wurden.

Gegen die Zulassung von Juden zu Staatsämtern wurden neben den genannten Motiven auch nicht selten moralische Bedenken geltend gemacht. Aus

²⁹ S. Lorenzen, *Juden und Justiz*, S. 41. – Das Gutachten diente der Ablehnung von Juden im Justizdienst.

³⁰ Votum Prof. Barkow, Univ. Breslau, 1847, gedr. bei M. Kalisch, *Die Judenfrage*, S. 186.

³¹ G. Rießler, *Betrachtungen über die Verhandlungen der Zweiten Kammer des Großherzogtums Baden über die Emanzipation der Juden*, Gs. Schriften, Bd. 2, S. 304.

³² W. Dieterici, *Geschichtliche und statistische Nachrichten*, S. 117; R. Koselleck, *Preußen zwischen Reform und Revolution*, S. 438 ff.

der aufklärerischen Lehre von der sittlichen Verderbnis der Juden durch jahrhundertlange Unterdrückung leitete man die Folgerung ab, daß die Emanzipation nur schrittweise im Maße der Würdigkeit der Betroffenen erfolgen könne, womit sie quasi den Charakter einer Belohnung für geleistete Assimilation erhielt³³. Nicht zufällig propagierte man nur den Übergang vom Handel zu Handwerk und Ackerbau als pädagogisches Mittel zur Besserung des jüdischen Charakters, unterstützte auch die Verbreitung einer assimilierenden Elementarbildung, für die Übernahme von Staatsämtern dagegen galten Juden nach dieser Auffassung als sittlich noch nicht reif. Als es nach den Befreiungskriegen beispielsweise um die Frage ging, ob auch jüdische Freiwillige Anspruch auf Versorgung durch ein Staatsamt hätten, wurde diese mit der Begründung abgelehnt, daß „die Vermutung weniger Moralität durch temporäre Tapferbarkeit nicht entkräftet“ sei³⁴. Gerade in den Gutachten von Professoren über die Zulassung von jüdischen Dozenten kehrte die moralische Disqualifizierung der Juden häufig wieder und diente dem Nachweis, wie wenig „standesgemäß“ Juden als akademische Lehrer seien. Noch 1847 konnte es sich ein Ordinarius erlauben zu schreiben: „Daß die Zulassung der Juden zu akademischen Lehrämtern als ein Korrektionsmittel für ihren Charakter angewendet werde, muß ich als unzweckmäßig erachten . . . Die Humanität verkenne ich nicht, welche jener Ansicht zum Grunde liegt, aber die Fakultät wird an Achtung nur verlieren, wenn sie als eine Art Besserungsanstalt betrachtet werden sollte“³⁵. Dieser und andere Professoren warfen den Juden und vor allem den Akademikern unter ihnen Arroganz, Egoismus, Eitelkeit und unerträgliche Betriebsamkeit vor. Als der Akademische Senat der Universität Heidelberg 1815 die besoldete Anstellung des jüdischen Altphilologen Meier Marx ablehnte, führte er dafür nach religiösen auch sittliche Motive an: „Der Stand eines akademischen Lehrers muß als zu ehrwürdig geachtet werden, als daß er durch Intrigengeist, Eigennutz und Zudringlichkeit eines jüdischen Mitgliedes entweiht werden dürfte. Denn daß diese Gesinnungen bei den Juden im Ganzen vorherrschen, kann nach der täglichen Erfahrung nicht geleugnet werden . . .“³⁶ Wie sehr die Lehre von der Verderbtheit der Juden hier nur der Erhaltung exklusiver Standesrechte gegenüber sozial Aufstrebenden diene, zeigt die positive Beurteilung der Person des abgewiesenen Bewerbers im gleichen Gutachten: „Der akademische Senat muß aber im übrigen es besonders bemerken, daß der Dr. Marx durch Bescheidenheit und anspruchsloses

³³ Die Mehrheit der badischen Liberalen vertrat z. B. bis 1846 den Belohnungscharakter der Emanzipation. *R. Rürup*, Judenemanzipation in Baden, S. 277 ff.

³⁴ *J. Freund*, Emanzipation der Juden in Preußen, Bd. II, S. 466.

³⁵ Votum Prof. Barkow, Breslau 1847, *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 186. – Weitere Beispiele für moralische Disqualifizierung ebd., S. 172 und 182.

³⁶ Personalakte Meier Marx, Gutachten des engeren Akademischen Senats vom 17. 7. 1815. *Bad. Gen. L. A.* 205, Nr. 879. – Dekan der Phil. Fak. Heidelberg war 1815 der bekannte Judengegner Fries.

Benehmen von dem großen Haufen seiner Nation sich ganz vorzüglich auszeichnet und sich dadurch die Achtung aller Lehrer unserer Universität, welche ihn näher kennen, erworben hat.“ Als „Ausnahme“ bestätigte der Bewerber nur das übliche moralische Vorurteil, das die soziale Deklassierung rechtfertigen sollte.

Neben religiösen, nationalen und „moralischen“ Motiven diente auch die Berufung auf die „öffentliche Meinung“ gern als Argument gegen die Vergabe von Staatsämtern an Juden. Bei der Mehrheit der Bevölkerung war die Erweiterung der Emanzipationsgesetze mit Sicherheit unpopulär. So berichtete ein Verfechter der Emanzipation dem Badischen Landtag 1840 über die Stimmung der Bevölkerung: „Man sieht mit Angst in die Zukunft, wie diese gefürchteten Israeliten nach und nach sich in alle Gemeindeämter und öffentlichen Staatsdienste eindrängen, und wie sie als Bezirksbeamte und Richter auf eigene Weise funktionieren; ja, man ängstigt sich schon mit dem Gedanken, wie ein solcher verhaßter Israelite dereinst als Finanzminister mit den Staatsgeldern und öffentlichen Fonds schalten und walten werde.“³⁷

Hier ist erkennbar, daß es sich bei der Angst vor Juden in Führungspositionen im Grunde um ein sozialpsychologisches Phänomen handelt, das sich oft auch hinter den oben behandelten Motiven verbarg. Haß, Verachtung, Mißtrauen und Fremdheit hatten jahrhundertlang das Verhältnis zu Juden bestimmt, und weder die Aufklärung noch die Emanzipationsgesetzgebung ließen die Juden dem Volk als sozial gleichwertig erscheinen. Von den Kirchen über die Verstocktheit und Bosheit des jüdischen Charakters lange genug belehrt und erschrocken über die wirtschaftliche Bedeutung einzelner Juden, sah das Volk in der Emanzipation ein Mittel zur Machtergreifung der Juden, das ihren Einfluß ins Unkontrollierbare steigern könnte. Es kann daher nicht verwundern, daß der Gedanke an Juden in sozialen Führungsrollen Angst erregte und abgelehnt wurde. Daß zumindest jene Juden, die sich für Staatsämter qualifiziert hatten, durch Assimilation völlig „entnationalisiert“ waren, drang nicht in das allgemeine Bewußtsein, weil alle Juden, psychologisch gesehen, als potentielle Rächer ihrer früheren Bedrückung weiterhin eine einzige Gruppe bildeten, von der versteckte oder offene Agression befürchtet wurde.

2. Ärzte

Nach der Zulassung von Juden an deutschen Universitäten war eine ständige Zunahme der jüdischen Ärzte mit akademischer Ausbildung zu verzeichnen. Durch die Haskala stieg das Interesse an den Naturwissenschaften und in der Folge davon am Arztberuf, der noch im ganzen 18. Jahrhundert der einzige Juden zugängliche akademische Beruf blieb. Auch Gemeinden mittlerer

³⁷ R. Rürup, Judenemanzipation in Baden, S. 281; Bericht der Petitionskommission.

Größe gaben jetzt promovierten Medizinern den Vorzug. Wo alte städtische Judengemeinden bestanden, wie etwa im Rheinland, waren die Berufsaussichten jüdischer Ärzte günstiger als in Gebieten vorwiegend ländlicher jüdischer Siedlung. Gemeinden wie Bonn, Trier, Mainz, Worms und Bingen, aber auch die kleinen Hofjudengemeinden in Düsseldorf und Kleve besaßen angesehene akademische Ärzte, die nicht selten von allen Abgaben befreit oder zu Gemeindevorstehern gewählt wurden³⁸. Die Gemeinde oder die jeweilige Chewra Kadischa schloß mit den Ärzten befristete Verträge, die sie gegen ein jährliches Pauschalhonorar zur unentgeltlichen Behandlung einheimischer und durchreisender Armer verpflichteten³⁹. Daneben unterhielt der Gemeinde- oder Armenarzt eine freie Praxis, wobei seine sozial gestaffelte Gebührenordnung ebenfalls mit der Gemeinde vereinbart wurde. In größeren jüdischen Kommunen wie Frankfurt/Main, Hamburg und Mannheim gab es um die Jahrhundertmitte schon drei und mehr jüdische Ärzte, die Universitätsstudien absolviert hatten. Auch in einem so kleinen Ort wie dem keine 2 000 Einwohner zählenden Heidingsfeld bei Würzburg, wo etwa 280 Juden siedelten, betreute 1772 ein promovierter Gemeindefirstarzt die jüdischen Armen und das dort bestehende Spital⁴⁰.

Der Wettbewerb der wachsenden Zahl jüdischer Mediziner verstärkte seinerseits die Tendenz zur Akademisierung, da Ärzte mit Diplomen deutscher Universitäten von den jüdischen Gemeinden bevorzugt wurden, von den Landesbehörden die notwendige Approbation ohne zusätzliche Prüfung erhielten – sofern sie im Inland studiert hatten – und vor allem auch eher auf den Zustrom christlicher Patienten rechnen konnten. Dieser setzte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Obgleich immer einzelne Christen zu den Patienten bekannter Judenärzte gehört hatten und alle dagegen gerichteten kirchlichen und weltlichen Verbote nutzlos geblieben waren, so erweiterte sich doch erst durch die Aufklärung die Zahl der christlichen Patienten so, daß die Berufsmöglichkeiten der jüdischen Ärzte dadurch entscheidend verbessert wurden. Die jüdischen Mediziner ihrerseits assimilierten sich vielfach früh den Denk- und Lebensformen der christlichen Umwelt, die sie durch Studium und Praxis kennengelernt hatten. Die ersten Juden, die in deutscher Sprache publizierten, waren Ärzte. Schon um 1750 gab es jüdische Mediziner, die sich auch äußerlich soweit der Umgebung angepaßt hatten, daß sie sich rasierten und Degen und Perücke trugen⁴¹. Ärzte wie die Kantianer Isaak Euchel und Mar-

³⁸ A. Kober, Rheinische Judendoktoren, vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts, Festschrift des jüd. theolog. Seminars, S. 173–218.

³⁹ Ein solcher Vertrag von 1767 zwischen Dr. Abraham Kisch und der Breslauer Chewra Kadischa, in dem ihm 300 Rt. Jahresgehalt zugesichert werden, ist gedruckt bei J. Marcus, Communal Sick-Care, S. 242–244.

⁴⁰ J. Marcus, Communal Sick-Care, S. 32. – Über die Größe der Gemeinde Heidingsfeld vgl. S. 75, Anm. 211.

⁴¹ L. Löwenstein, Zur Geschichte der Juden in Fürth, S. 67. – 1760 erhielt Salomo

kus Herz wurden auch von der Gesellschaft als Gelehrte akzeptiert. Am Ende des Jahrhunderts praktizierten in Hamburg mindestens 7 jüdische Ärzte und in Berlin 1799 neben 37 christlichen promovierten Medizinern schon 12 jüdische⁴². Zumindest in Berlin müssen demnach die Patienten bereits überwiegend Christen gewesen sein.

Für jüdische Ärzte bestand im 18. Jahrhundert keineswegs unbeschränkte Berufsfreiheit. Sie konnten nur dort eine Praxis eröffnen, wo sie sowohl von staatlichen und städtischen Behörden als auch von der jüdischen Gemeinde aufgrund ihrer Diplome oder einer Anstellungsprüfung konzessioniert wurden. Ebenso wie christliche Ärzte unterstanden sie der staatlichen Medizinalaufsicht. Bis zur Zunahme der christlichen Patienten waren die jüdischen Ärzte an einer Beschränkung ihrer eigenen Zahl interessiert, um so die Konkurrenz untereinander gering zu halten. In späterer Zeit drängten christliche Ärzte auf die Eindämmung der Konkurrenz jüdischer Kollegen. In Frankfurt/Main beispielsweise erreichten die Judenärzte bei den städtischen Behörden 1747, daß ihre Anzahl auf jeweils drei begrenzt wurde, wenn auch der Rat dann zeitweise vier zuließ⁴³. Als aber in allen größeren Gemeinden nach der Emanzipation die Zahl der jüdischen Ärzte stieg, hielt die Frankfurter Medizinalbehörde noch bis 1824 an dieser Berufsbeschränkung fest.

Auf die größten Schwierigkeiten bei der Niederlassung stießen jüdische Ärzte anfänglich in Brandenburg-Preußen, wengleich man doch Juden hier zuerst zum Medizinstudium zugelassen hatte. Nach der Wiederaufnahme der Juden in Brandenburg-Preußen 1671 konnte sich dort bis 1740 kein jüdisches Medizinalwesen entwickeln. Noch das allgemeine Medizinaledikt von 1725 verbot Juden strikt jede medizinische Praxis⁴⁴. Erst unter Friedrich II. erlangten akademisch ausgebildete Judenärzte die Approbation, während die Chirurgie als Handwerk den Juden weiterhin verboten blieb⁴⁵. Als die drei ersten jüdischen Ärzte in Brandenburg-Preußen sind nachweisbar der Halberstädter Gemeindefarzt Dr. Moses Böhm seit 1740, Dr. Benjamin de Lemos in

von Bamberg die ausgeschriebene Stelle des Spitalarztes in Fürth nur unter der Bedingung, daß er diese Lebensform wieder ablege.

⁴² *M. Grunwald*, Hamburgs deutsche Juden, S. 62 ff. (Die Zahl bezieht sich auf die Dreigemeinde Hamburg-Altona-Wandsbeck) – Adreßkalender der königlichen Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam, Berlin 1799, Ärzteverzeichnis im Anhang.

⁴³ *I. Kracauer*, Geschichte der Juden in Frankfurt/Main, Bd. II, S. 272 f., 428 und 514. – Das Medizinalkollegium versuchte sogar noch 1817, die Zahl der Ärzte von 4 auf 3 zu verringern.

⁴⁴ Ob das immer eingehalten wurde, ist natürlich fraglich. Medizinaledikt vom 27. 9. 1725; vgl. *E. Wolbe*, Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg, Berlin 1937, S. 163. – Für 1696 ist der vorübergehende Aufenthalt des Mannheimer Judenmedicus Jakob Adam in Halle nachweisbar. *G. Kisch*, Rechts- u. Sozialgeschichte der Juden in Halle, S. 67.

⁴⁵ In Preußen war die Chirurgie Juden außerhalb der ehemals polnischen Gebiete noch 1790 untersagt. *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. 2, S. 166.

Berlin seit 1744 und sein Schwager Dr. Simon Charleville, der 1751 Gemein-
dearzt in Glogau war⁴⁶. Noch 1754, als der aus Prag gebürtige Abraham
Kisch in Breslau um Konzession nachsuchte, teilte ihm die Regierung mit, daß
auch zur Behandlung von Juden genügend christliche Ärzte am Ort vorhanden
seien⁴⁷. Nur wirtschaftliche Motive bewogen die Regierung schließlich nachzu-
geben, da Kisch eine Jahresabgabe anbot und die „Polnische commercirende
Judenschaft“ in Breslau sein Gesuch lebhaft unterstützte, weil auf der Bres-
lauer Messe schon polnische Juden gestorben seien, die aus rituellen Gründen
nicht „alle und jede Remedia“ zu sich nehmen wollten, die christliche Ärzte
ihnen verschrieben.

Durch die Teilungen Polens gewann Preußen Gebiete, in denen es unter
Christen und Juden an qualifizierten Ärzten mangelte. Da die polnischen
Hochschulen Juden nicht immatrikuliert hatten, und nur eine verhältnis-
mäßig geringe Zahl zum Studium nach Deutschland gekommen war, prakti-
zierten hier auch in jüdischen Gemeinden vorwiegend Wundärzte, Chirur-
gen und Bader⁴⁸. Die preußische Regierung bemühte sich daher, jüdische
Ärzte zur Niederlassung in Westpreußen und Posen zu ermutigen, wodurch
auch die Zahl der Medizinstudenten aus diesen Gebieten zunahm⁴⁹. Einzelne
Juden wurden aus Mangel an anderen geeigneten Kräften seit den neunziger
Jahren in Posen sogar als *Physici* vereidigt⁵⁰. In einigen der stark von Juden
besiedelten Städten, wie etwa Kempen, gab es ausschließlich jüdische Ärzte⁵¹.
In den neunziger Jahren praktizierten in der Stadt Posen drei jüdische und
acht christliche Doktoren, 1836 waren es schon sechs jüdische Ärzte⁵². Als 1833
für Juden der Provinz Posen unter gewissen Bedingungen die Naturalisation

⁴⁶ B. H. Auerbach, *Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt*, Halberstadt 1866, S. 111; J. Marcus, *Communal Sick-Care*, S. 22 f. Über den Berliner und Glogauer
Gemeindevizit s. Jüdische Trauungen in Berlin, hrsg. J. Jacobson, Nr. 136. – Dr. Böhm
behandelte, obgleich das verboten war, auch Christen.

⁴⁷ E. Kupka, *Die ersten jüdischen Ärzte im preußischen Breslau*, Jüdische Familien-
forschung 1932, Jahrgang VIII, Heft 29, S. 439 ff.

⁴⁸ 1797 zählte die Posener Kammer 163 christliche und 47 jüdische Chirurgen,
Bader und Barbieri im Kammerbezirk. A. Heppner u. J. Herzberg, *Aus Vergangen-
heit und Gegenwart der Juden in Posen*, Bromberg 1914, Bd. 1, S. 194, Anm. 2. – In
Polen, wo Juden zum Handwerk zugelassen waren, hatten eigene Zunftorganisationen
für jüdische Barbieri bestanden. J. Meisl, *Geschichte der Juden in Polen und Ruß-
land*, Bd. I, Berlin 1921, S. 214.

⁴⁹ L. Lewin, *Jüdische Ärzte in Großpolen*, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Ge-
sellschaft Frankfurt/Main IX, 1911, S. 377 u. 382; J. Landsberger, *Zur Geschichte des
Sanitätswesens der jüdischen Gemeinde in Posen*, Jahrbuch der jüdisch-literarischen
Gesellschaft Frankfurt/Main X, 1912, S. 365.

⁵⁰ L. Lewin, *Jüdische Ärzte in Großpolen*, S. 389 ff., sowie Berichtigungen bei
Landsberger, *Zur Geschichte des Sanitätswesens*, S. 365. – Am bekanntesten war der
Posener Stadtphysikus Dr. Levi Sobernheim, der 1795–98 praktizierte.

⁵¹ L. Lewin, *Jüdische Ärzte in Großpolen*, S. 382.

⁵² J. Jacobson, *Zur Geschichte der Juden in Posen*, S. 251.

zugestanden wurde, machten hiervon bis 1835 bereits 14 promovierte Ärzte Gebrauch⁵³.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der jüdischen Mediziner Preußens rasch an und erhöhte sich nach 1812 weiterhin stark. Am meisten nahmen die jüdischen Ärzte in den preußischen Städten Berlin, Breslau und Königsberg zu, wodurch es schon im Vormärz zu erheblicher Konkurrenzfurcht der christlichen Mediziner kam. Das läßt sich aus den Voten der medizinischen Ordinarien dieser drei Universitätsstädte erkennen, die sie 1847 auf Forderung der Regierung über die Frage der Zulassung von Juden zur Professur abgaben. „Der Medizin hat sich bei uns bis jetzt fast alles zugewandt, was unter den Juden durch intellektuelle Fähigkeit für die Wissenschaft sich berufen fühlt; Breslau hat über dreißig jüdische Ärzte“, schrieb der Breslauer Ordinarius Barkow, der wie die Mehrzahl seiner Kollegen die Zulassung von Juden ablehnte, da diese andernfalls sofort die medizinischen Fakultäten einnehmen würden⁵⁴. In Königsberg, wo zehn jüdische Ärzte praktizierten, schlug der Regierungsbevollmächtigte vor, daß bei Zulassung der Juden zur Dozentur eine Klausel eingefügt werde, „daß in der medizinischen Fakultät nicht mehr als höchstens die Hälfte der ordentlichen Professoren jüdischer Religion sein dürfen“⁵⁵. Die Mehrheit der Medizinprofessoren in Berlin und Breslau sprach sich gegen jüdische Kollegen aus, wofür keine sachlichen Gründe, sondern oft offen Konkurrenzfurcht oder moralische Ungeeignetheit als häufigste Ursachen angeführt wurden. Die Königsberger medizinische Fakultät war in ihrer Meinung gespalten, wobei Professor Hirsch den jüdischen Mediziner am weitesten entgegenkam, wenn er erklärte, daß „wohl in jeder größeren Stadt jüdische Ärzte leben, die sich des unumschränkten Vertrauens, der allgemeinen Liebe und Hochachtung ihrer christlichen Mitbürger erfreuen“, und hinzufügte: „eine Furcht aber vor der jüdischen Konkurrenz in der Wissenschaft ist eine Beschimpfung der Intelligenz unserer christlichen Glaubensbrüder . . .“⁵⁶

Die Berufsmöglichkeiten der jüdischen Ärzte blieben im Vormärz eingeschränkt. In den meisten Staaten wurden Juden als *Physici* und Militärärzte nicht zugelassen oder erhielten solche Stellen nur in besonderen Ausnahmefällen. In Preußen wurde jüdischen Medizinstudenten bis 1832 nicht einmal erlaubt, wie üblich, den Militärdienst als Kompanie-Chirurgen abzuleisten. Auch danach stellte die Armee bis 1848 keine jüdischen Militärärzte an⁵⁷. Als sich in

⁵³ Verzeichnis sämtlicher naturalisierter Israeliten im Großherzogtum Posen, Hrsg. I. Hirschberg, Bromberg 1836. – Allein drei der naturalisierten Ärzte praktizierten in Schwerin (Kreis Birnbaum). Die Zahl der naturalisierten Wundärzte und Chirurgen lag wesentlich höher als die der gelehrten Ärzte.

⁵⁴ Votum Prof. Barkow, gedr. bei M. Kalisch, Die Judenfrage, S. 165.

⁵⁵ Ebd., S. 220. – Zahl der Königsberger jüdischen Ärzte nach St.A. Königsberg (Archivlager Göttingen), Rep. 17, Abt. II, Gen. 26, Nr. 23.

⁵⁶ Votum Prof. Hirsch gedr. bei M. Kalisch, Die Judenfrage, S. 204.

⁵⁷ H. Fischer, Judentum, Staat und Heer in Preußen, S. 119 f.

Bayern 1845 ein Jude um die Stelle eines Armeearztes bewarb, wurde er abgelehnt, „weil ein Militärarzt zuweilen in der Eigenschaft eines Staatsdieners Bericht zu erstatten habe und Israeliten Staatsdiener nicht werden können“⁵⁸.

Während der Befreiungskriege hatte die preußische Armee dagegen die freiwillige Hilfe jüdischer Ärzte gern angenommen und zehn promovierte Juden als Lazarettchirurgen ausgezeichnet⁵⁹. Ähnlich wechselnd war das Verhalten in der Frage des Physikats. Da in den östlichen Provinzen Preußens Ärztemangel bestand, wurden dort jüdische Stadt- und Kreisärzte angestellt. Als in Berlin die Cholera herrschte, gab es dort auch jüdische Armenärzte für die christliche Bevölkerung, später aber sprachen sich die Berliner Stadtverordneten gegen Juden als Armenärzte aus⁶⁰. Erst durch das preußische Judengesetz von 1847 wurde jüdischen Ärzten dann das Physikat grundsätzlich zugänglich gemacht. – In Staaten mit liberaler Judenpolitik sind jüdische Kreis- und Militärärzte in einigen Fällen nachweisbar. So gab es beispielsweise in Kurhessen 1832 einen Juden als Kreisphysikus und je einen jüdischen Kompagnie- und Bataillonsarzt⁶¹. – Auch der Aufstieg in die akademische Laufbahn blieb den jüdischen Medizineren verwehrt, wenngleich fünf jüdische Ärzte im Vormärz vorübergehend Privatdozenten waren⁶². Vereinzelt konnten Juden im Bereich der Universität auch als Assistenzärzte oder Prosektoren der Anatomie tätig sein – immer in der Hoffnung auf eine baldige Zulassung zur Habilitation⁶³.

Die eingeschränkten Entfaltungsmöglichkeiten für jüdische Mediziner, besonders die Behinderung in der Universitätslaufbahn, bewirkten, daß die Betroffenen sich verstärkt literarischen, wissenschaftlichen und politischen Aktivitäten zuwandten. In naturwissenschaftlichen und medizinischen Vereinigungen wie auch in der Herausgabe von Fachzeitschriften und in Beiträgen zur Fachliteratur waren jüdische Mediziner besonders rege. Als Beispiele seien genannt der Berliner Arzt und Schriftsteller Dr. Sachs, der Herausgeber der Berliner Medizinischen Zentralzeitung, sein Berliner Kollege Dr. Behrend, der Begründer der Zeitschrift für Sozialhygiene, und der Münchner Armenarzt Dr. Hermann Oettinger, der das Ärztliche Intelligenzblatt Bayerns begründete und Vorsteher der Münchner Ärztevereinigung war⁶⁴. Auch diese fach-

⁵⁸ AZJ 1845, S. 581.

⁵⁹ Vgl. S. 151.

⁶⁰ AZJ 1845, S. 266. Die Berliner Stadtverordneten begründeten ihr Verbot 1845 damit, daß der Arzt am Sterbebett oft den Seelsorger ersetzen müsse.

⁶¹ Sulamith VII, 2, S. 401.

⁶² Vgl. Kapitel Privatdozenten.

⁶³ So war Jacob Herz in Erlangen Assistenzarzt an der chirurgischen Universitätsklinik und ab 1847 Prosektor. Vgl. S. 212. In Berlin war der schließlich 1847 als erster Jude in Preußen habilitierte Robert Remak jahrelang Assistent und versah die Prosektur. Vgl. S. 211 f. In Königsberg wurde 1826 Dr. med. Kosch Assistenzarzt der chirurgischen Klinik. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 42.

⁶⁴ Isaak Sachs, geb. 1804, Biographie AZJ 1838, S. 36. Sachs war Mitarbeiter an

literarische Aktivität war einigen christlichen Kollegen ein Dorn im Auge. So schrieb der Breslauer Ordinarius Benedict 1847: „Daß unsere medizinische Journalliteratur größtenteils in den Händen unserer jüdischen Kollegen ist, wissen wir alle. Über die Qualitäten derselben, da sie uns allen bekannt ist, enthalte ich mich des Urteils.“⁶⁵

Hatten jüdische Ärzte im 18. Jahrhundert Funktionen innerhalb der Gemeindevorstände übernommen, so beteiligten sich manche jetzt aktiv am politischen Leben des Vormärz. Führend in dieser Beziehung waren die beiden Königsberger Ärzte Johann Jacoby und Raphael Kosch. Jacoby (1805–1877), ein unbeugsamer Republikaner, erregte durch seine berühmte Flugschrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ Aufsehen in ganz Deutschland⁶⁶. Seine Forderung nach Volksvertretung brachte ihm einen Prozeß wegen Hochverrats ein, aus dem er aber straffrei hervorging. Zusammen mit Kosch wurde Jacoby 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt und rückte als Ersatzmann in die Frankfurter Paulskirche ein. In Frankfurt a. M. waren unter den Mitgliedern der städtischen Konstituierenden Versammlung 1848 ebenfalls drei jüdische Ärzte⁶⁷. Anstoß zur politischen Tätigkeit gab diesen Männern zumeist die Zurücksetzung, die sie als Juden erfahren hatten, da sie erkannten, daß die Fortführung der Judenemanzipation nur zusammen mit dem Fortschreiten des Liberalismus in Deutschland möglich sein werde. Sie kämpften für die Emanzipation des deutschen Bürgertums, dem sie sich integrierten. Der Beruf des Arztes, den über die Hälfte der jüdischen Akademiker ausübten, gewährte ihnen dabei – trotz aller Beschränkung der Aufstiegsmöglichkeiten – mehr Freiheit und Unangefochtenheit, als Juden in anderen akademischen Berufen erreichen konnten.

3. Juristen

Aufgrund des stark juristischen Charakters der traditionellen jüdischen Gesetzesexegese bestand auch nach dem Rückgang talmudischer Gelehrsamkeit unter Juden ein – jetzt säkulares – Interesse an Gesetz und Recht fort. Söhne von Rabbinerfamilien wie Gabriel Rießer und Heinrich Marx, der Vater von Karl Marx, gehörten zur ersten Generation der jüdischen Juristen Deutsch-

20 Zeitschriften und Mitglied in 7 Gelehrten-Gesellschaften. Er verzichtete auf eine akademische Laufbahn, um sich nicht taufen lassen zu müssen. – Friedrich J. Behrend (1803–1889) versuchte 1840 in Berlin vergeblich, zur Habilitation zugelassen zu werden. JBB Berlin Nr. 1687. – Zur Biographie Hermann Oettingers (1802–1855) vgl. F. Seitz, Nachruf für H. Oettinger, in: Von Juden in München, hrsg. Lamm, S. 107 f.

⁶⁵ M. Kalisch, Die Judenfrage, S. 176.

⁶⁶ E. Silberner, Zur Jugendbiographie Johann Jacobys, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. IX, 1969. E. Hamburger, Juden im öffentlichen Leben, S. 189 ff.

⁶⁷ Dr. Alexander Crailsheim, Dr. Karl Leopold Goldschmidt und Dr. Heinrich Schwarzschild. J. Touvy, Die politischen Orientierungen, S. 346 ff. u. 350.

lands. Bevorzugt wurde das Jurastudium, wie gezeigt, von Söhnen aus der wirtschaftlichen Führungsschicht, die Jura als das angesehenste Studienfach ohne Rücksicht auf die geringen Berufsaussichten wählen konnten. Im allgemeinen sah man das Jurastudium bei Juden schon fast als identisch mit dem Entschluß zur Taufe an; waren doch in keiner anderen Berufsgruppe der Taufdruck so stark und die Zahl der Proselyten so hoch wie bei den Juristen⁶⁸. Wer sich trotz aller beruflichen Benachteiligung nicht taufen ließ, entwickelte dafür oft ein hochgradiges politisches Verantwortungsbewußtsein und nahm aktiv am Emanzipationskampf teil. So führten die Berufswege der jüdischen Juristen in divergierende Richtungen, je nachdem, ob sich der einzelne für Taufe und Staatsamt oder für den Kampf um politische Rechte entschied.

Den ungetauften Juristen bot sich die Anwaltschaft nur in einigen Staaten als Berufsmöglichkeit, in den übrigen mußten sie in andere Berufe ausweichen. Juristen reicher Herkunft verwendeten ihre akademischen Kenntnisse später in Großhandel und Bankwesen, kehrten also in den Kaufmannsstand zurück. Als Beispiele seien die drei Bankiersöhne Dr. Hermann Jacobson und Dr. Heinrich Isaak Samson in Berlin sowie Dr. Wilhelm Friedenthal in Breslau genannt⁶⁹. Solche Juden, die von Hause aus nicht vermögend waren und in einem Staat lebten, der keine jüdischen Rechtsanwälte zuließ, sahen sich gezwungen, ebenfalls wieder im Handelsstand zu arbeiten, oder aber sie verdienten ihren Lebensunterhalt als Konzipienten christlicher Advokaten, als Redakteure und Journalisten. Diese Beschäftigungen stellten die häufigsten Ausweichberufe der Juristen dar, für die eine Auswanderung wegen der andersartigen Rechtsnormen der von Juden bevorzugten Länder – Frankreich und den USA – kaum infrage kam. Einige große jüdische Gemeinden wie Berlin, Breslau und Fürth gingen schon im Vormärz dazu über, jüdische Juristen als Gemeindesekretäre und Syndici anzustellen, wodurch sich für diese Männer die Möglichkeit ergab, zugleich in ihrem Beruf und für die Emanzipation tätig sein zu können, denn die Gemeindesekretäre waren zumeist die Verfasser der zahlreichen Petitionen und Denkschriften jüdischer Gemeinden

⁶⁸ Von den 21 in die deutschen Parlamente von 1848/49 gewählten jüdischen Juristen waren beispielsweise neun getauft. Vgl. Liste der Parlamentarier bei *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 345 ff.

⁶⁹ Hermann Jacobson (1801–92) war der Sohn des Braunschweigischen Hofbankiers Israel Jacobson, der nach seiner Reformtätigkeit als Präsident des Konsistoriums der Israeliten im Königreich Westfalen als Finanzrat und Rittergutsbesitzer in Berlin lebte. H. Jacobson studierte in Berlin, Heidelberg und Göttingen, leitete dann die Berliner Firma Jacobson und Riess und nahm die Taufe. JBB Berlin Nr. 920. – H. I. Samson, 1799 als Sohn des Berliner Bankiers Isaak Herz Samson geboren, studierte in Göttingen 1818/19 und heiratete 1829 in Berlin als Gutsbesitzer. JBB Berlin, Nr. 334, Anm. – W. Friedenthal (1805–1869) erwarb 1833 als Kommissionär das Berliner Bürgerrecht und zog dann nach Breslau, wo er 1850 Stadtrat wurde. JBB Berlin, Nr. 1348.

Juristen Preußens kaum neue Berufsmöglichkeiten. Zur Ausübung der Advokatur war in Preußen eine staatliche Bestallung als Justizkommissar notwendig, die Juden nicht gewährt wurde. Wie konsequent die Justizverwaltung in dieser Frage war, zeigte sich, als sie 1816 die Übernahme und Bestallung des genannten Heinrich Marx verweigerte, der in französischer Zeit als Anwalt am Appellationsgericht in Trier praktiziert hatte⁷⁶. Heinrich Marx entschloß sich noch im gleichen Jahr zur Taufe. Einzig in der Frage der Promotion und der Privatdozentur erwies sich die Regierung vorübergehend als etwas nachgiebiger. Nach einem Jurastudium in Göttingen und Berlin wurde 1817 in Halle als vermutlich erster jüdischer Jurist Preußens Julius Rubo zum Dr. beider Rechte promoviert, der sich dann aber vergeblich im Lande selbst wie auch in Hamburg, Holstein und Braunschweig um Zulassung zur Anwaltschaft bemühte⁷⁷. Ab 1820 wirkte Rubo als juristischer Privatdozent in Halle, bis er aufgrund der Kabinettsordre von 1822, die Juden den Zugang zu akademischen Lehrämtern wieder nahm, diese Stelle aufgeben mußte und 1824 Sekretär der Berliner jüdischen Gemeinde wurde. Die genannte Kabinettsordre raubte den Juristen die letzte Berufshoffnung. Eduard Gans mußte 1825 den Lehrstuhl der Berliner Juristenfakultät mit der Taufe erkaufen⁷⁸. Die Reaktion bewirkte, daß die juristischen Fakultäten Preußens die Promotion von Juden jetzt ganz einstellten und erst seit den vierziger Jahren vereinzelt wieder zuließen⁷⁹. Gans selbst unterschrieb 1838 eine Eingabe der Berliner Juristenfakultät, in der diese sich gegen die Abfassung eines Promotionseides für Juden aussprach, da die Fakultät weder jemals einen Juden promoviert habe, noch dies wegen der Nichtzulassung der Juden zum Staatsdienst überhaupt möglich sei⁸⁰. Das Emanzipationsgesetz von 1847 brachte den jüdischen Juristen noch keinerlei Erleichterung, erst 1848 wurden ihnen – theoretisch – Referendariat, Anwaltschaft, Justizdienst und Universi-

Itzig nannte sich nach seiner Taufe Eduard Julius Hitzig. Er hatte sich am 9. 10. 1798 in Erlangen immatrikuliert, wohin er von der Universität Halle kam. Vgl. Register zur Matrikel der Universität Erlangen.

⁷⁶ A. Kober, Karl Marx' Vater und das napoleonische Ausnahmegesetz gegen die Juden 1808, Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins XIV, 1932, S. 115 ff. – Kober wies gegen Mehring nach, daß sich Heinrich Marx zur Erhaltung seiner Stellung taufen ließ. Der Oberlandesgerichtspräsident hatte die Bestallung des Juden vergeblich befürwortet, wobei er ihn als ebenso befähigt wie preußisch gesinnt bezeichnete.

⁷⁷ Vgl. S. 105 f. Rubo war Gründungsmitglied des Culturvereins und Teilnehmer der Befreiungskriege. Zur Biographie vgl. S. 180, Anm. 70; S. 208. L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. 2, S. 206.

⁷⁸ Vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 209 f.

⁷⁹ Ersichtlich aus Diskussionsbeiträgen im Vereinigten Landtag 1847. M. Kalisch, Die Judenfrage, S. 54. In der Herrenkurie wurde erneut die Trennung von ius civile und ius canonicum vorgeschlagen, um Juden die Promotion zu ermöglichen. Ebd., S. 47.

⁸⁰ M. Lenz, Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. II, 1, S. 442.

Dr. Samuel Berlin und Dr. David Morgenstern, die im Vormärz in der Kanzlei christlicher Rechtsanwälte arbeiteten⁸⁶.

Wie in Bayern wurden auch in einigen anderen Staaten jüdische Anwälte nicht prinzipiell, sondern nur ausnahmsweise konzessioniert. Im Königreich Sachsen gelang es als einzigem dem Leipziger Jurastudenten Isidor Kaim 1841 zum Staatsexamen, danach zum Acceß und 1843 zur Advokatur zugelassen zu werden⁸⁷. Das Ministerium entschied nur aus Billigkeitsgründen zu seinen Gunsten, da ihm die Verweigerung der Advokatur nicht schon bei Studienbeginn mitgeteilt worden war, was der Leipziger Juristenfakultät dann bei allen Juden zur Pflicht gemacht wurde. – Mecklenburg-Schwerin ließ im Vormärz als jüdische Anwälte Dr. Lewis Marcus in Schwerin und Dr. Ahrens in Güstrow zu⁸⁸. Im Königreich Hannover wurde dem Celler Anwalt Salomo Philipp Gans die vom Königreich Westfalen gewährte Anwaltskonzession später nicht wieder genommen und auch dem Anwalt Moritz Cohen in Hannover eine besondere Dispensation des Justizministeriums erteilt⁸⁹. In der Braunschweiger Residenzstadt durfte der in Göttingen promovierte Philipp Mannsfeld seit 1821 als Rechtsanwalt praktizieren⁹⁰. Ebenso wurde in Sachsen-Meiningen der jüdische Advokat Michaelis konzessioniert, weil er bei Studienbeginn 1837 vom Herzog eine entsprechende Zusage erhalten hatte⁹¹. – Schon 1802 richtete der in Kiel studierende Meyer Isaak Schiff aus Altona erfolgreich eine Anfrage an die Deutsche Kanzlei in Kopenhagen, die ihm eine beschränkte Konzession als Anwalt im Herzogtum Holstein in Aussicht stellte⁹². Schiff wurde Obergerichtsadvokat in Kiel und widmete sich primär der Vermögens- und Gutsverwaltung. In Altona praktizierte Dr. Moritz Warburg, ein Mitglied der bekannten Hamburger Bankiersfamilie⁹³.

In der Zeit der französischen Herrschaft in Hamburg wurden in der Hanse-

⁸⁶ Dr. Samuel Berlin promovierte 1834 in München (Matrikel der Univ.) und erscheint am 27. 11. 1841 im Trauregister der jüd. Gemeinde Fürth. Bayr. H. St.A. München, Jüdische Standesregister Nr. 102. – David Morgenstern (1814–1882) aus Buechenbach bei Erlangen wurde als Demokrat 1848 in den Bayrischen Landtag gewählt. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 212.

⁸⁷ AZJ 1845, S. 764; *S. Lorenzen*, Die Juden und die Justiz, S. 44 ff.

⁸⁸ Sulamith VIII, 2, S. 252. – Dr. Lewis Marcus wurde 1848 in die gesetzgebende Versammlung gewählt. *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 60.

⁸⁹ Über Gans s. Sulamith VIII, 1, S. 255 und IX, 1, S. 91 (Nachruf). Über Cohen s. Nachruf in Sulamith IX, 1, S. 187.

⁹⁰ Sulamith VI, 1, S. 72.

⁹¹ *S. Lorenzen*, Die Juden und die Justiz, S. 49.

⁹² *A. Linvald*, Die dänische Regierung und die Juden in Dänemark und den Herzogtümern, S. 340 f.; *H. Schmidt*, Das Judengrab bei Dänischhagen und der Kieler Advokat Schiff. – Meyer Isaac Schiff (gest. 1847) durfte keine geistlichen, Armen- und Kriminalsachen vertreten. Zu seinem Studium vgl. S. 130.

⁹³ Dr. Moritz Warburg (1810–1886) wurde 1848 in die Schleswig-Holsteinische Verfassunggebende Versammlung gewählt. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 227. – Altona gehörte zum Herzogtum Holstein.

stadt Meyer Israel Bresselau und der Sepharde Abraham Meldola als Notare vereidigt, deren Tätigkeit sich wohl nur auf Juden erstreckte und keine akademische Ausbildung voraussetzte⁹⁴. Obgleich die Hamburger Juden zivilrechtlich noch nach jüdischem Gesetz lebten, aber ab 1811 in Streitfällen nicht mehr das Altonaer Rabbinatsgericht in Holstein anrufen durften, so daß sie sich an die allgemeinen Gerichte und Advokaten wenden mußten, denen talmudisches Recht wiederum unbekannt war, erlaubte der Senat keinem Juden, eine Anwaltspraxis zu betreiben⁹⁵. Auch hier behalfen sich Juristen, wie der 1848 in die Konstituierende Bürgerschaft gewählte Liberale Dr. Isaak Wolfson, indem sie als Konzipienten christlicher Anwälte arbeiten⁹⁶. Gabriel Rießer, Sohn eines früheren Beisitzers am Altonaer Rabbinatsgericht, wurde 1829 bei der Bewerbung um eine Advokatur vom Hamburger Senat ebenfalls abgewiesen, erhielt aber nach dem Tod der beiden Notare aus französischer Zeit 1840 das Amt des Notars und konnte so vierzehn Jahre nach seiner Promotion erstmals eine „bürgerliche Existenz“ finden – wenn auch ohne Bürgerrecht⁹⁷. Als erster Jude in Deutschland erhielt Rießer 1860 dann ein Richteramt. Obgleich er zu den durch Familienvermögen materiell gesicherten Juristen gehörte, blieb die berufliche Zurücksetzung, die er auch bei der Bemühung um eine Privatdozentur in Jena und Heidelberg erfahren hatte, ein wichtiger Motor seines Emanzipationskampfes. Schon in seinen ersten Emanzipationsschriften von 1831 beschrieb Rießer die unmoralische Zwangslage der jüdischen Akademiker, die entweder auf eine bürgerliche Existenz verzichten, oder aber den Entschluß fassen mußten, „den geforderten Eingangszoll der Lüge zu entrichten“⁹⁸. Wohl unter dem Eindruck der Persönlichkeit

⁹⁴ *H. Krohn*, Die Juden in Hamburg, S. 16. – M. H. Bresselau (1785–1839) war Mitglied des Berliner Culturvereins und Direktor des Israelitischen Tempels in Hamburg. *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 68; *G. Rießer*, Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 205 ff.

⁹⁵ Aus diesem Grund hatte Gabriel Rießers Vater gehofft, daß der Sohn nach der Promotion auch noch talmudisches Recht studieren und dann eine Anwaltstelle in Hamburg erhalten könne. Vgl. Briefe in: *G. Rießer*, Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 18, 29 und 41.

⁹⁶ *H. Krohn*, Die Juden in Hamburg, S. 78; *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 50 u. a.

⁹⁷ Rießer hatte am 20. 12. 1826 in Heidelberg promoviert, studierte bis 1828 an der Münchner philosophischen Fakultät und bemühte sich dann in Heidelberg und Jena um eine juristische Privatdozentur, die unter Vorwänden abgelehnt wurde. Über Rießers Reaktion hierauf und auf das gleichzeitige Scheitern in Hamburg s. Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 23–30. Zur Biographie s. *F. Friedländer*, Das Leben Gabriel Rießers. – Bis 1840 lebte Rießer vom Geschäft seines Vaters, das der Bruder übernommen hatte.

⁹⁸ „Über die Stellung der Bekenner des mosaïschen Glaubens in Deutschland“, *Rießer*, Schriften, Bd. II, S. 33. – Über die Nichtzulassung zu Advokatur und Universitätslaufbahn äußerte sich Rießer auch in der „Verteidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. H. E. G. Paulus“, ebd., S. 101 f.

Rießers traten die Hamburger Advokaten – anders als die christlichen Rechtsanwälte in Frankfurt a. M. – aktiv für die volle Emanzipation ein und beantragten 1847 beim Rat „die gesetzliche Admission israelitischer Rechtsgelehrter zur Ausübung der Advokatur auf verfassungsmäßigem Wege einzuleiten“, was 1849 verwirklicht wurde⁹⁹.

Sehr viel günstiger war die Situation der jüdischen Juristen in Hessen, Baden, Württemberg und Frankfurt a. M., wo sie als Inländer im Vormärz zu Justizausbildung und Anwaltschaft Zugang hatten. Natürlich konzentrierten sich die Anwälte besonders auf die größeren jüdischen Gemeinden und spezialisierten sich wegen der noch vorhandenen kaufmännischen Tradition nicht selten auf Handelsrecht. In Hanau lebten mindestens drei jüdische Advokaten, von denen zwei zum Gemeindevorstand gehörten¹⁰⁰. Jüdische Juristen sind in Kurhessen auch als Notare und Regierungsregistratoren nachweisbar¹⁰¹. In Baden wurde schon 1815 der erste Jude in die Justizausbildung aufgenommen¹⁰². Mannheim und Karlsruhe waren hier die von jüdischen Juristen bevorzugten Niederlassungsorte. In Karlsruhe praktizierten 1838 vier jüdische Anwälte neben der gleichen Zahl von jüdischen Ärzten¹⁰³. Hofgerichtsadvokat Veit Ettliger, der das Präsidium des Karlsruher Synagogenrates bekleidete, wurde 1845 Mitglied des Oberrats, des israelitischen Konsistoriums in Baden¹⁰⁴. Im badischen Emanzipationskampf trat der Mannheimer Advokat Dr. Leopold Ladenburg, ein Freund Gabriel Rießers, hervor, der dem Badischen Landtag 1833 eine Denkschrift über „Die Gleichstellung der Israeliten Badens mit ihren christlichen Mitbürgern“ einreichte, sich aber später zur Taufe entschloß¹⁰⁵. Er wie auch der Rechtspraktikant Jordan von Haber entstammten bekannten badischen Bankiersfamilien¹⁰⁶. – In Württemberg, wo Juden erst seit 1828 Rechtspraktikanten und Anwälte werden konnten, blieb die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte im Vormärz gering, weil es hier keine größeren städtischen Judengemeinden gab. Der mehrfach erwähnte spätere

⁹⁹ H. Krohn, Die Juden in Hamburg, S. 56.

¹⁰⁰ Als Gemeindevorsteher wirkten Hofgerichtsprokurator Dr. Leopold Joseph Neustädtel, der 1821 a.o. Mitglied des Berliner Culturvereins war (*Reissner*, Eduard Gans, S. 67) u. Dr. Jacob Davidis Löbenstern (*Sulamith* VII, 2, S. 400), der 1828 in Marburg promovierte.

¹⁰¹ *Sulamith* VIII, 2, S. 417 nennt für 1842 u. a. Regierungsregistrator Neustädtel in Kassel, Notar Alsberg in Hofgeißmar und Obergerichtsprokurator Alsberg in Kassel.

¹⁰² Mayer David Ulmann aus Mannheim, der sich am 19. 10. 1809 in Heidelberg für Kameralistik immatrikuliert hatte. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 171; weitere Rechtspraktikanten ebd., S. 196 und 234.

¹⁰³ *AZJ* 1838, S. 619.

¹⁰⁴ *AZJ* 1845, S. 61; Ettliger war 1817 Rechtspraktikant. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 196.

¹⁰⁵ Ebd., S. 245 und 252; *G. Rießer*, Gesammelte Werke, Bd. I, S. 163.

¹⁰⁶ Jordan von Haber, immatrikuliert Heidelberg 1824, war der Sohn des geadelten Karlsruher Hofbankiers. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 234.

Tübinger Ordinarius Samuel Marum Meyer arbeitete bis 1829 als Anwaltskonzipient, nachdem er das angebotene Staatsamt abgelehnt hatte, um nicht die Taufe nehmen zu müssen¹⁰⁷. Er verfaßte sowohl für die Juden Württembergs als auch für die Regierung Denkschriften und Gutachten zur Emanzipation. Der König machte ihn zum Privatdozenten und Extraordinarius der Tübinger Juristenfakultät, worauf er sich 1834 doch zur Taufe entschloß.

Die relativ höchste Zahl jüdischer Anwälte des Vormärz wies die Stadt Frankfurt a. M. auf, die aufgrund ihrer großen Judengemeinde wie ihrer wirtschaftlichen Bedeutung günstige Berufsmöglichkeiten bot. Als in der Zeit des Großherzogtums die Frankfurter Juden 1811 das Recht auf Staatsanstellungen erhielten, begann das Jurastudium schnell unter der jüdischen Jugend zuzunehmen. In der Zeit von 1808–48 studierten in Heidelberg 42 Frankfurter Juden, von denen 19 Juristen waren. Unter diesen befanden sich mehrere Söhne bekannter Bankiers und Großkaufleute¹⁰⁸. Schon 1811 erhielt Ludwig Börne – damals noch Juda Löw Baruch – eine Anstellung als Frankfurter Polizeiaktuar, die er mit dem Ende des Großherzogtums 1814 wieder aufgeben mußte¹⁰⁹. Börne entschloß sich 1818 zur Taufe, verfolgte damit aber nicht wie Heine berufliche Hoffnungen und Ziele, sondern wandte sich einer publizistischen Laufbahn zu. – Als ab 1815 ein jahrelanger Streit über die Gültigkeit der Frankfurter Judenemanzipation ausbrach, in welchem die Berliner Juristenfakultät ein völlig reaktionäres Gutachten erstattete, das Gießener Spruchkollegium die Emanzipationsgesetze dagegen für weiter rechtsgültig erklärte, verteidigten die jüdischen Juristen ihre Berufsrechte gegenüber dem Senat. Während die Emanzipation fast gänzlich rückgängig gemacht wurde, stellten fünf Juden Antrag auf Zulassung zur Advokatenprüfung, was 1824 gegen den Einspruch der christlichen Rechtsanwälte genehmigt wurde¹¹⁰. Auch mit einer Verfassungsklage gegen den Senat und einer Beschwerde bei der Bundesversammlung gelang es den christlichen Anwälten nicht, gegen die neue Konkurrenz erfolgreich vorzugehen. Allerdings schloß der Senat Juden – entgegen dem Gutachten der Bundestagskommission – vom Notariat aus. Im

¹⁰⁷ *A. Tänzer*, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 29 f.; ADB Bd. 28, 128 ff. Vgl. Kapitel Privatdozenten. – Weitere jüdische Juristen Württembergs waren die Referendare Salomon Pflaum (1837), Pfeiffer aus Weikersheim und Wallerstein aus Bucha (1846). *S. Lorenzen*, Die Juden und die Justiz, S. 42 f.; Sulamith IX, 1, S. 180.

¹⁰⁸ So z. B. Carl Leopold Goldschmidt (1808), Simon Oppenheimer (1813), Maximilian Reinganum (1813), Leopold Oppenheim (1832), Salomon H. Goldschmidt (1833), Wolfgang Neukirch (1834), Heinrich Bernhard Oppenheim (1838), Ferdinand Goldschmidt (1845), Gustav Getz (1846); Matrikel der Universität Heidelberg. *A. Dietz*, Stammbuch der Frankfurter Juden, Frankfurt/M. 1907.

¹⁰⁹ *I. Kracauer*, Geschichte der Juden in Frankfurt/Main, Bd. 2, S. 462; *M. Holzmann*, Ludwig Börne, S. 72. – Börne hatte 1807 an der Universität Gießen in Kameralwissenschaft promoviert.

¹¹⁰ *I. Kracauer*, ebd., S. 513. Die 5 Juristen waren Dr. Bingo, Dr. A. Meyer, Dr. M. Emden, Dr. Manhayn und Dr. Hamburger.

Staatskalender der Stadt Frankfurt von 1837 wurden 10 der insgesamt 94 Advokaten als Juden bezeichnet¹¹¹. Unter den jüdischen Anwälten Frankfurts stammten viele – wie z. B. Leopold Oppenheim, Salomon Goldschmidt und Gustav Getz – aus der sozialen Oberschicht der jüdischen Gemeinde, in der sie wiederum wohl auch ihre Klienten fanden, wenngleich unter diesen – entsprechend der Zahl der Anwälte – auch Christen gewesen sein müssen¹¹².

In den Biographien der jüdischen Juristen fällt als gemeinsamer Zug ein starker Wille zur Selbstbehauptung, zum Kampf um die Emanzipation und zum politischen Engagement auf. Zweifellos stellten jene Juristen, die trotz des staatlichen Druckes sich nicht zur Taufe bewegen ließen, eine in dieser Hinsicht positive Auswahl dar. Im Eintreten für die Emanzipation und für die politischen Rechte des Bürgertums verfochten sie gleichzeitig jüdische und liberale Interessen. Die eigene rechtliche Benachteiligung öffnete ihnen die Augen für den Mangel an politischer Emanzipation im Staat des Vormärz und ließ sie auf die Seite der Liberalen oder der Republikaner treten. An vielen Stellen waren jüdische Juristen an den politischen Klubs, den Massenversammlungen und Straßenkämpfen der Revolutionszeit beteiligt. Als Redner und Publizisten nahmen Ludwig Bamberger in Hessen und der Pfalz, Heinrich Bernhard Oppenheim in Berlin und Baden an der Revolution teil¹¹³. Gabriel Rießer wirkte dann als zweiter Vizepräsident der Frankfurter Nationalversammlung maßgeblich an der Ausarbeitung der Verfassung mit¹¹⁴. Als 1848/49 insgesamt 38 ungetaufte Juden in die deutschen Parlamente gewählt wurden, waren unter ihnen 26 Akademiker – davon 12 Juristen¹¹⁵. Sie, die

¹¹¹ Sulamith VIII, 1, S. 409.

¹¹² Die drei Genannten sind Bankierssöhne und promovierte Anwälte. Außer ihnen und den in Anm.110 genannten sind als jüdische Advokaten nachweisbar Dr. Wolfgang Neukirch, Dr. Nathan Gerathwohl, Dr. Karl Leopold Goldschmidt, Dr. Samuel Josef Maas und Dr. Simon Maas. *A. Dietz*, Stammbuch der Frankfurter Juden, S. 61, 105, 116, 190 f., 204. – Von den Rechtsanwältinnen wurden 1848/49 zu Mitgliedern der Frankfurter Gesetzgebenden und Konstituierenden Versammlung gewählt: Dr. Emden, Dr. Manhayn, Dr. Neukirch u. Dr. Leopold Oppenheim. *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 345 ff.

¹¹³ Ludwig Bamberger (1823–1899) aus Mainz, später bekannter Nationalökonom, studierte 1842–45 in Gießen, Heidelberg und Göttingen Jura. Die geplante wissenschaftliche Laufbahn mußte er aufgeben, nach der Revolution emigrieren und sich dem Bankfach zuwenden. – Heinrich Bernhard Oppenheim (1819–1880) studierte in Heidelberg, wo er 1842–45 Privatdozent für Staatsrecht war (vgl. S. 217). Wie Bamberger mußte er wegen seiner radikalen Haltung emigrieren. Er lebte später als Publizist. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 54, 267 f. u. 284 ff. *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 80 ff. u. a.

¹¹⁴ Er vertrat die liberale Mitte, während sich die drei übrigen Juden der Nationalversammlung, Dr. med. Jacoby und die Verleger Dr. Moritz Veit und Dr. Friedrich Wilhelm Levysohn, auf dem linken Flügel befanden. Der in Mainz nachgewählte Dr. jur. Ludwig Bamberger nahm an der Versammlung nicht mehr teil. *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 63 ff.

¹¹⁵ Nach der Liste jüdischer Parlamentarier bei *J. Toury*, Die politischen Orientie-

nur den Bruchteil eines Prozents der jüdischen Bevölkerung ausmachten, stellten mehr Abgeordnete als die jüdischen Kaufleute und Bankiers. Allerdings waren es – wie gezeigt – gerade die Juristen, die vielfach direkt aus den in Großhandel und Finanzwesen führenden Familien hervorgingen, so daß Bildungs- und Wirtschaftselite hier eng verbunden für die politische Emanzipation des Bürgertums eintraten.

4. Rabbiner

Etwa zwei Drittel der im Vormärz an den philosophischen Fakultäten studierenden Juden bereiteten sich auf den Rabbinerberuf vor¹¹⁶. Ihr Prozentsatz lag in Süddeutschland höher, in Preußen niedriger, da stärkere Assimilation auch größeres Interesse am Philosophiestudium überhaupt mit sich brachte. Die Berufswege der übrigen jüdischen Absolventen dieser Fakultät führten meist zu Stellungen als Lehrer und Prediger in jüdischen Gemeinden oder zu Tätigkeiten in Presse, Verlagswesen und Buchhandel.

Die Ausübung des Rabbineramtes war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so schwierig, wie überhaupt nur denkbar. Gab es doch in dieser Epoche tiefster religiöser Wandlungen des Judentums keine allgemein verbindliche jüdische Theologie mehr, keine zeitgemäße Ausbildung für den neu zu schaffenden Typus des Rabbiners, noch überhaupt einen Konsens über Amt und Aufgabe des modernen Rabbiners. Als weitere Belastung kam hinzu, daß die Gemeinden oft in Orthodoxe und Reformanhänger der verschiedensten Richtungen gespalten waren, aber einen gemeinsamen Rabbiner anstellen mußten, der dann unmöglich allen Erwartungen gleichzeitig gerecht werden konnte. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß viele Studenten dem Amtsantritt nur mit großer Skepsis entgegensehen und manche dem Rabbinerberuf doch noch auswichen. Ein Student beschrieb 1842 treffend die komplizierte Situation wie folgt: „Mit welchen Schwierigkeiten hat der heutige Rabbiner zu kämpfen! Von ihm wird verlangt, daß er gleich dem christlichen Prediger in Sprachen und Wissenschaften bewandert, zugleich aber auch

rungen, S. 345 ff. (ohne Österreich). – Unter den 26 Akademikern befanden sich 12 Juristen, 6 Ärzte, 3 Prediger und Rabbiner, 2 Verleger, 1 Lehrer, 1 Schriftsteller und 1 Privatdozent. Unter den übrigen jüdischen Parlamentariern waren 8 Bankiers und Kaufleute. – Von den 12 Juristen wurden 2 in die Nationalversammlung gewählt, in die Einzelparlamente in Frankfurt/Main 4, in Bayern 2 und in Mecklenburg, Hamburg, Schleswig-Holstein und Braunschweig je 1 Jurist.

¹¹⁶ Beispiele: In Heidelberg werden Juden in der Phil. Fak. ab 1826 teilweise als „Theologen“ immatrikuliert. 1826–1846 sind unter 61 Immatrikulierten 41 Theologen. – In Würzburg werden 1821–1829 unter 50 Juden in der Phil. Fak. als Studenten der Orientalischen Philologie 35 immatrikuliert. – In Tübingen erscheint der erste Theologe 1825. Von 1825–1842 sind alle in der Phil. Fak. immatrikulierten Juden Theologiestudenten.

gleich den alten Rabbinern auf dem Ozeane des Talmuds ein geübter Schwimmer sei; ... Ich soll auf der Höhe der Zeitbildung stehen und doch mit dem Geiste der Erleuchtung, der Wissenschaft und der Philosophie den eingefleischten Orthodoxen alter Art in mir vereinigen! Ich soll tausendkünstlerisch allen, den Alten und den Neuen gefallen ... ja, ich soll mein ganzes Leben lang daran studieren, ein Chamäleon zu werden? Nein, das kann ich nicht.“¹¹⁷

In der Tat hatte sich die Auffassung vom Rabbineramt innerhalb kürzester Zeit grundlegend verändert, ohne daß bisher eine ausreichende Synthese der alten und neuen Vorstellungen gefunden worden war. Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts war das Ansehen der alten Rabbiner unablässig gesunken. Während viele Juden sich der Kultur der Umwelt öffneten, verkörperten die Rabbiner die Kräfte der Tradition und der Beharrung. Die meisten von ihnen verschlossen sich der wachsenden kulturellen Assimilation und zogen sich ganz zurück auf das talmudische Studium. Ihr Einfluß in den Gemeinden wurde entsprechend immer geringer, denn sie lebten in einer anderen Bildungswelt als die Assimilierten, und man verachtete sich gegenseitig als „ungebildet“. Die Unterscheidung ging bis in die Sprache, verwendeten doch vor allem die Rabbiner in Süd- und Ostdeutschland bis weit ins 19. Jahrhundert hinein jenes Jiddisch, das sie in ihrer Jugend an den Talmudschulen Polens gesprochen hatten¹¹⁸. Je weiter das früher selbstverständliche Talmudstudium in den Gemeinden zurückging und je stärker der Zweifel an der weiteren Verbindlichkeit des Gesetzes wurde, desto mehr mußte die Autorität der Rabbiner schwinden, die immer allein auf ihrer Kenntnis des Gesetzes beruht hatte.

Die religiöse Reformbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentrierte sich vornehmlich auf eine Reform des synagogalen Gottesdienstes, wobei man sich im Kultus und in der neuen Auffassung vom Rabbiner unverkennbar am Vorbild der protestantischen Kirche orientierte. Der Gottesdienst wurde zu einer Veranstaltung mit Predigt, Liturgie und Chorälen umgeformt, die dem Rabbiner ganz neue Aufgaben zuwies. Initiatoren dieser Reformen waren bezeichnenderweise nicht die Rabbiner sondern hauptsächlich assimilierte Honoratioren wie der braunschweigische Hofagent Israel Jacobson, der 1810 in Seesen und ab 1815 in Berlin Reformgottesdienste mit deutscher Predigt abhalten ließ¹¹⁹. Nachdem in Preußen 1823 die Reform des

¹¹⁷ „Schreiben eines studierenden Israeliten an...“, Sulamith VIII, 2, S. 305–307. Dieser anonyme Brief ist vielleicht von einem Rabbiner fingiert, aber deshalb nur um so aufschlußreicher. S. Dokumentenanhang Nr. 8.

¹¹⁸ Bei der staatlichen Reorganisation der Talmudschule Fürth wurden 1827 zahlreiche Lehrer entlassen, weil sie über keine Allgemeinbildung verfügten und „Kauderwelsch“ sprachen. Einer von ihnen, Rabbiner Hamburger, hatte noch in den zwanziger Jahren Schüler dazu verpflichtet, nur hebräische Werke zu lesen. Stadt.A. Fürth, Mag. 1375, 1391, 1393.

¹¹⁹ C. Seligmann, Geschichte der jüdischen Reformbewegung, Frankfurt 1922. H. J. Graupe, Entstehung des modernen Judentums, S. 207 ff. u. 219.

jüdischen Gottesdienstes von der Regierung verboten worden war, konzentrierten sich die Reformer vor allem in Hamburg und Frankfurt a. M. Ziel der Reformen, die im Gottesdienst weitgehend die deutsche Sprache einführten, war es in sozialer Hinsicht, die jüdische Religion für die Assimilierten wieder anziehend und „zeitgemäß“ erscheinen zu lassen und sie auch in den Augen der Umwelt zu „verbessern“.

War den Altgläubigen der Rabbiner ein Talmudgelehrter, der das Gesetz verbindlich auslegen konnte und über seine Einhaltung zu wachen hatte, so erstrebten die Anhänger von Reformen einen geistlichen Führer und Seelsorger, der deutsche Predigten hielt, notwendige Kulturreformen einführte und Religionsunterricht erteilte. Wesentliches Kennzeichen des Reformrabbiners sollte die wissenschaftliche Bildung sein. Man hoffte durch die Akademisierung des Rabbinerstandes diesem bei Juden und Christen neues Ansehen zu schaffen, ihn auf die Höhe der Zeit zu heben und ihn so zu befähigen, eine neue jüdische Theologie zu entwickeln. Dieses Ideal des Rabbiners konnte im Vormärz nur langsam verwirklicht und durchgesetzt werden. Zwar begannen, wie gezeigt, ab 1815 die Rabbinatskandidaten spontan mit dem Universitätsstudium, aber ihre Ausbildung war in Wahrheit völlig konzeptionslos und widersprüchlich oder aber ganz oberflächlich.

In der Unzulänglichkeit der Rabbinerausbildung spiegelten sich die religiösen Probleme, die der Übergang des Judentums in die Neuzeit mit sich brachte. Die traditionelle talmudische Bildung und das Hochschulstudium blieben ohne sinnvolle Verbindung. An den Universitäten erweiterten die Rabbinatskandidaten einerseits ihre Allgemeinbildung, andererseits studierten sie orientalische Philologie und christliche Theologie, weil dies die einzigen Fächer waren, die mit ihrem späteren Beruf in einem gewissen Zusammenhang standen. Das Fehlen eines Lehrstuhles für jüdische Theologie suchten die Rabbinatskandidaten dadurch zu ersetzen, daß sie sich, wie mehrfach erwähnt, an den Universitäten zu homiletischen Vereinen zusammenschlossen und sich gegenseitig durch theologische Disputationen und Predigtübungen förderten¹²⁰. In der Allgemeinen Zeitung des Judentums schilderte ihr Herausgeber, der Magdeburger Rabbiner Dr. Ludwig Philippson, den verworrenen Bildungsgang eines Rabbinatskandidaten noch 1845 so: „Hat ihm der Zufall in der Jugend einen tüchtigen Talmudisten zum Lehrer gegeben, einen tüchtigen alten Talmudisten, denn den neueren ist es bis jetzt nicht gegeben, Schüler zu haben und zu unterrichten – welcher Zufall übrigens immer seltener wird – so sieht er sich mit einem Male in eine ganz neue Welt versetzt, wenn er an die Studien der klassischen und modernen Sprachen und Literaturen und der sogenannten profanen Wissenschaften herantritt, in eine Welt, welche seinem bisherigen Bildungsgange schnurstracks gegenübersteht. Gibt er sich diesen hin,

¹²⁰ Über die Vereine der Rabbinatskandidaten vgl. S. 106 f. (Bonn), S. 111 f. (Heidelberg) und S. 118 f. (Würzburg).

so bleibt er unterdessen in seinen früheren Studien stehen, oder entfremdet sich ihnen fast ganz. Kommt er nun endlich zur Universität, so ist die Ratlosigkeit noch größer. Bei *christlichen* Lehrern muß er Exegese, Homiletik ff. hören, die *christliche* Theologie muß er studieren, um sich danach, so gut er kann, eine jüdische heraus zu abstrahieren; und so bildend dieser Unterricht immerhin ist, so wird ihm doch die Eigentümlichkeit des Judentums, die große Geschichte der jüdischen Theologie immer mehr aus den Augen schwinden. Er lernt, was er nicht braucht, und was er braucht, das lernt er nicht“¹²¹. Philippson, Anhänger einer gemäßigten Reform, behauptete sodann, daß als Ergebnis dieser Ausbildung die Zahl der starr an der Vergangenheit festhaltenden Rabbiner größer sei als die der „auf der Höhe der Zeit“ sich befindenden. Er fügte aber andererseits hinzu: „Unter den jüdischen Jünglingen, welche gegenwärtig die Theologie auf den Universitäten studieren, verläßt eine große Zahl die Akademie so sehr von skeptischer Philosophie und so wenig von jüdischer Theologie erfüllt und durchdrungen, daß es mich oft schon für sie und für die Zukunft bangen machte“. – Ähnliche Kritik an der überwiegend unjüdischen Rabbinerbildung übten – ganz abgesehen von der Orthodoxie – auch andere reformerisch Gesinnte. So wurde 1839 in der Allgemeinen Zeitung des Judentums den Rabbinatskandidaten vorgeworfen, sie strebten nur danach, als Doktor der Philosophie vor der Welt zu paradieren, während solide Talmudkenntnisse wesentlich nützlicher seien; christliche Geistliche pflegten nicht zu promovieren, „nur bei unserer Nation ist es in der neuern Zeit zur Mode geworden, daß jeder Predigtamtskandidat ohne das Doktorbarett, wie ohne Schuhe und Strümpfe zu zeigen sich schämt“¹²². Kritisierten schon die Reformrabbiner die schlechte talmudische Bildung der Kandidaten, so verspotteten Orthodoxe den üblichen Bildungsgang noch wesentlich schärfer: „Denken Sie sich einen jungen Mann, der, weil er in der Kindheit etwas Mischnajot und Raschi gelernt hat, sich berufen fühlt, ein Gotteslehrer in Israel zu werden. Er bezieht eine Landesuniversität, absolviert das akademische Triennium, d. h. er hört in einem Zeitraum von drei Jahren ein bis zwei Dutzend Kollegia in der Philosophie und ebensoviel in den Sprachen des Morgenlandes, und das Reich der jüdischen Theologen ist um einen Kopf vermehrt.“¹²³

Da die zweigeteilte Ausbildung der Rabbiner offensichtlich nur Nachteile hatte, wurde die Forderung nach einer einheitlichen, wissenschaftlich fundierten Rabbinerbildung immer dringender. Die neue Rabbinergeneration sollte die Kenntnis der Bibelwissenschaft und des Talmuds mit einer historisch vertieften Anschauung der jüdischen Geschichte und Kultur verbinden. Leopold Zunz und Abraham Geiger waren die Männer, die sich damals vor allem um die Einführung des Prinzips der Wissenschaftlichkeit in das moderne Juden-

¹²¹ AZJ 1845, S. 502.

¹²² AZJ 1839, S. 497 (*Peter Beer*: Ein Wort an Rabbinats- und Predigtamtskandidaten).

¹²³ Der Orient, 1847, S. 107.

tum bemühten. Ging es Zunz um die Begründung einer säkularisierten und historisierenden Wissenschaft des Judentums, so Geiger dagegen um die Schaffung einer wissenschaftlichen Theologie der jüdischen Reform. Beide Männer hatten preußische Universitäten besucht und erstrebten die Errichtung von jüdischen Lehrstühlen an deutschen Hochschulen. Beide wären selbst die besten Kandidaten für die Besetzung derartiger Lehrstühle gewesen, mußten aber infolge der bestehenden Verhältnisse auf solche Wirkungsmöglichkeiten verzichten und ihre wissenschaftlichen Arbeiten nebenberuflich leisten. Zunz wie Geiger hielten in Berlin und Breslau Privatvorlesungen über jüdische Themen, die gerade auch von Studenten besucht wurden, die derartige Vorträge an der Universität vermißten¹²⁴. Eine weitere Verbreitung fanden ihre Gedanken durch ihre wissenschaftlichen Werke, durch die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums“ (Berlin 1822/23) und durch die von Geiger 1835 gegründete „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie“.

Im zweiten Band seiner Zeitschrift veröffentlichte Geiger einen Artikel, betitelt „Die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät, ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit“. Hier setzte sich der Sechszwanzigjährige dafür ein, Rabbinerseminare direkt der Universität anzugliedern und so eine dem modernen Judentum angemessene, wissenschaftliche Rabbinerausbildung zu garantieren¹²⁵. Geigers Idee wurde aufgegriffen und popularisiert durch den Magdeburger Rabbiner Martin Philippson, der 1837 in der Allgemeinen Zeitung des Judentums zu einer Sammlung für die zu gründende Fakultät aufrief, zahlreiche diesbezügliche Aufsätze und Spendenlisten abdruckte, aber doch finanziell ein völlig unzureichendes Ergebnis erzielte, da sowohl die zahlungskräftige assimilierte Schicht als auch die Orthodoxie sich dem Projekt verschlossen¹²⁶. Als dann Leopold Zunz bei der preußischen Regierung zweimal um die Errichtung eines Lehrstuhls für die Wissenschaft des Judentums – also nicht eines theologischen Lehrstuhls – nachsuchte, erhielt er 1843 und 1848 abschlägige Antworten, wobei in der zweiten Ablehnung zu lesen war, daß eine solche Professur dazu dienen werde, „das jüdische Wesen in seiner Besonderheit, seinen entfremdenden Gebräuchen und Gesetzen geistig zu

¹²⁴ Zunz las im Winter 1834/35 in Berlin vor etwa 30 Zuhörern über Psalmen, im Frühjahr 1842 über jüdische Geschichte und Literatur. Leopold Zunz, *Jude – Deutscher – Europäer*, hrsg. v. N. Glatzer, S. 218 f. – Über die Vorlesungen Geigers am jüdischen Lehr- und Leseverein Breslau vgl. S. 103.

¹²⁵ *Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie*, Bd. II, 1836, S. 1–21. 1838 behandelte Geiger erneut das noch immer nicht verwirklichte Projekt in der Schrift „Über die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät“, s. Dokumentenanhang Nr. 9.

¹²⁶ AZJ 1837, Nr. 88, 24. Okt. – Unter den Spendern waren zahlreiche Akademiker und Studenten, auch von den Universitäten in Wien, Prag und Leiden. Vgl. AZJ 1838, S. 8, 19, 39, 86, 90, 129, 150, 176, 205, 215, 222, 329 u. a. Nach einem halben Jahr waren nur 10 % der erforderlichen Summe gespendet; AZJ 1838, S. 368; *M. Kayserling*, Ludwig Philippson, S. 64 ff.

stützen“ und daher ein „Mißbrauch der Universität“ wäre¹²⁷. Zunz dagegen vertrat seine Idee von der Wissenschaft des Judentums als einer Wissenschaft innerhalb der Universalität der Wissenschaften sogar gegen Geiger und lehnte später die Gründung der separaten wissenschaftlichen Rabbinerseminare ab. Auf der Rabbinerversammlung in Frankfurt a. M. veranlaßte Geiger, gestützt von Philippson, schließlich 1845 die Gründung einer Kommission für die Errichtung jüdischer Fakultäten¹²⁸. Aber auch diese Bemühungen wurden zunichte, als der preußische Vereinigte Landtag sich 1847 in den Emanzipationsdebatten ausdrücklich gegen eine jüdisch-theologische Fakultät an einer preußischen Hochschule aussprach¹²⁹. Damit waren die Weichen für ein selbständiges Rabbinerseminar gestellt, das dann 1854 durch die testamentarische Stiftung des Kommerzienrates Jonas Fränkel in der Universitätsstadt Breslau gegründet werden konnte¹³⁰. Das Breslauer Seminar, zu dessen Lehrkörper die bedeutendsten Wissenschaftler gehörten, verlangte von seinen Studenten das gleichzeitige Studium an der Universität und koordinierte so erstmals die humanistischen und theologischen Studien der Rabbinatskandidaten. Religiös verfolgte es unter der Leitung des früheren Dresdener Rabbiners Dr. Zacharias Frankel den Kurs der gemäßigten Reform, so daß neben diesem für spätere Gründungen vorbildlichen Seminar dann noch je eine liberale und eine orthodoxe Rabbinerbildungsstätte in Deutschland entstanden.

Wenngleich vor 1812 an deutschen Universitäten noch kein Rabbinatskandidat studiert hatte, war das Rabbinerstudium in Preußen schon ab 1815 eine Selbstverständlichkeit. Staatliche Eingriffe in die Rabbinerbildung erfolgten in Preußen nicht, aber die Gemeinden begannen von sich aus, Rabbinatskandidaten mit Hochschulstudium zu bevorzugen. Bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts starben in Deutschland die nicht akademisch gebildeten Rabbiner allmählich aus. In Bayern, Baden, Württemberg und Kurhessen wurden die Rabbiner Konsistorien unterstellt und in den zwanziger Jahren staatliche Verordnungen über die Rabbinerlaufbahn erlassen, die Ausbildung, Prüfung und Anstellung der Rabbiner reglementierten¹³¹. Eine solche zentralistische Konsistorialverfassung, wie sie vorübergehend schon im Königreich West-

¹²⁷ Leopold Zunz, *Jude – Deutscher – Europäer*, hrsg. N. Glatzer, S. 42.

¹²⁸ Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. L. Geiger, S. 119; AZJ 1845, S. 341, 501 ff., 515.

¹²⁹ Vollständige Verhandlungen, S. 128 ff.

¹³⁰ M. Brann, *Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckelsche Stiftung) in Breslau*, Breslau o. J.; *Das Breslauer Seminar: Jüdisch-theologisches Seminar (Fraenckelsche Stiftung) in Breslau 1854–1938*, Gedächtnisschrift, hrsg. von Guido Kisch, Tübingen 1963.

¹³¹ Rabbinerprüfungen wurden in Bayern schon 1811, in Kurhessen 1823, in Baden 1824 und in Württemberg 1828 eingeführt. S. Schwarz, *Die Juden in Bayern*, S. 271 f. Zu Kurhessen St.A. Marburg, Reg. Marburg, 19 h, 1018; AZJ 1837, S. 322. A. Lewin, *Geschichte der badischen Juden*, S. 209 f.; A. Tänzer, *Geschichte der Juden in Württemberg*, S. 31.

falen bestanden hatte, brach endgültig mit dem alten Prinzip der Autonomie der jüdischen Einzelgemeinde. Erst diese Gesetze veranlaßten in den süddeutschen Staaten die Mehrheit der dortigen Rabbinatskandidaten zu einem akademischen Studium, das ihnen zwingend vorgeschrieben wurde¹³². Die Reglementierung der Rabbinerlaufbahn betrachtete man aber nicht als lästigen Eingriff in die Autonomie der Gemeinden sondern, auch hierin assimiliert, als ein Zeichen der Anerkennung und der Gleichstellung mit den übrigen Konfessionen. Es fehlte in Preußen nicht an Juden, die es lebhaft bedauerten, daß der jüdische Kultus hier nicht durch Staatsgesetze geregelt wurde. So schrieb die Gemeinde Stettin 1845 in einer Petition an den Pommerischen Landtag: „...wie wäre es möglich, einen Kultus zu erhalten, wenn der Staat sich von jeder Einmischung frei hält und demselben prinzipienmäßig seinen Schutz versagt. Traurige Verhältnisse und Zerwürfnisse hat dies in verschiedenen jüdischen Gemeinden hervorgerufen ... Rabbiner und Beamte werden als Beamte nicht betrachtet, der Religionsunterricht ist keinem Zwange unterworfen ... kein Jude ist verpflichtet, sich der Glaubensgenossenschaft seines Ortes anzuschließen...“¹³³. Wo religiöser Zwiespalt und Indifferenz die Gemeinden aufzulösen drohten, kam man schließlich dahin, von staatlicher Autorität und Ordnungsmacht Reformen zu erhoffen.

Die Abschlußprüfungen wurden gewöhnlich von Professoren der philosophischen und der theologischen Fakultät zusammen mit Rabbinern abgenommen und umfaßten allgemeine Kenntnisse in Fächern wie Latein, Griechisch, Geschichte und Mathematik sowie auch in Philosophie und Didaktik und schließlich spezielle Kenntnisse in Hebräisch, Altem Testament, jüdischer Glaubenslehre, Talmud und Ritualgesetz. In Tübingen wurden alttestamentarische Kenntnisse dabei von christlichen Theologen geprüft, was bezeichnend sein dürfte für den Charakter dieser Examina¹³⁴. Es schloß sich der Prüfung eine Probepredigt in der Universitätsaula an, und wer auch hier bestand, wurde als Rabbinatsgehilfe angestellt und konnte – ganz wie protestantische Geistliche – nach zwei Jahren die zweite Dienstprüfung ablegen, die ihn zum Rabbineramt befähigte. Ordination und Amtsführung der Rabbiner wurden dann vom Konsistorium überwacht, wodurch sie zwar in ihrer Freiheit sehr beschränkt waren, aber weitgehend gesichert gegen Konflikte mit den Gemeinden. Da religiöse Reformen von den Konsistorien nur sehr begrenzt erlaubt wurden, galten die süddeutschen Rabbiner allgemein als konservativ. Wie die preußische Regierung war auch die bayerische gegen Reformen eingestellt und ging dabei sogar soweit, 1838 bekannt zu machen,

¹³² 1814–24 immatrikulierten sich an der Phil. Fak. Heidelberg 10 Juden, 1824–34 schon 42. In Tübingen schrieben sich 1818–1828 erst 3, 1828–38 dagegen 13 Juden in der Phil. Fak. ein.

¹³³ AZJ 1845, S. 217 f. – Ähnliche Klagen befinden sich im „Schreiben eines studierenden Israeliten an...“ Sulamith VIII, 2, S. 306 f. Vgl. Dokumentenanhang Nr. 8.

¹³⁴ U.A. Tübingen, R A I, 1110 Prüfung der Kandidaten der mosaïschen Theologie.

daß der König nur gründlich gebildete und zugleich den echt mosaïschen Glaubenslehren anhängende Rabbiner wünsche und diese bei der Anstellung entsprechende Gutachten über ihre religiöse Haltung vorzulegen hätten¹³⁵. Die Regierung verbot den bayrischen Rabbinern auch, an den liberalen Rabbinerkonferenzen teilzunehmen. Neben der orthodoxen Einstellung verlangte sie aber ebenso strikt die Allgemeinbildung. So ordnete das bayrische Innenministerium 1826 die Prüfung aller Lehrer und Schüler der Talmudschule in Fürth an, wobei die Hälfte der Lehrer aus Mangel an allgemeiner Bildung entlassen und die Talmudschule vollständig reorganisiert wurde¹³⁶. In der Praxis aber war sichtlich die gewaltsame Bildungsreform nicht von schnellem Erfolg, denn noch 1848 beklagte sich die Regierung von Mittelfranken darüber, daß das Niveau der Rabbiner hinter dem ihrer Amtskollegen in Baden und Württemberg zurückbleibe, weil manche nicht die Gymnasialausbildung oder den obligaten zweijährigen Kursus an der Universität beendet hätten¹³⁷.

In Württemberg mußten 1834 alle nicht staatlich geprüften Rabbiner ohne akademische Ausbildung ihr Amt aufgeben, wovon 45 Rabbiner betroffen wurden¹³⁸. Die jüdische Kirchenbehörde setzte die Zahl der Rabbinate in Württemberg dann auf 13 herab und verhinderte so, daß der Rabbinerberuf in kleinen Gemeinden weiterhin neben einer Handelstätigkeit ausgeübt wurde. Die allgemein als kärglich bekannten Rabbinergehälter finanzierte das Konsistorium in Württemberg hier ausnahmsweise nicht nur aus den Gemeindesteuern, sondern auch aus Staatszuschüssen¹³⁹.

So war die Situation der Rabbiner in den deutschen Einzelstaaten recht unterschiedlich, je nachdem ob sie in einem Staat mit autonomen Gemeinden oder mit jüdischer Konsistorialverfassung amtierten. Das Ansehen des Rabbinerstandes stieg durch einige profilierte Reformrabbiner wieder an, litt aber gleichzeitig unter den religiösen Richtungskämpfen, da die Konflikte sich an der Person des jeweiligen Rabbiners zu entzünden pflegten. Durch die Akademisierung der Rabbinerausbildung schwand die Kluft zwischen Rabbinern und „Gebildeten“, aber andererseits nahmen religiöse Ignoranz und Gleichgültigkeit in den Gemeinden immer mehr zu. Dies Desinteresse war am weitesten in Berlin verbreitet, wo das 1823 von der Regierung verhängte Reformverbot die amtierenden Rabbiner alten Typs in Bedeutungslosigkeit verharren

¹³⁵ A. Eckstein, Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern, Fürth 1905, S. 69.

¹³⁶ Die Talmudschule Fürth hatte 1824 18 Lehrer und 88 Schüler, 1829 nur noch 9 Lehrer. Sie diente auch nach der Reorganisation der religiösen Grundbildung der zukünftigen Rabbiner und Lehrer, St.A. Fürth, Mag. 1373, 1391; Sulamith VII, 2, S. 1 f. S. Schwarz, Juden in Bayern, S. 230.

¹³⁷ S. Schwarz, Die Juden in Bayern, S. 271 f. – Das Innenministerium erwog daraufhin, ein staatliches Rabbinerseminar zu errichten.

¹³⁸ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 71 u. 76.

¹³⁹ Staatszuschüsse zur Rabbinerbesoldung gab es nur in Württemberg und Anhalt-Bernburg. Sulamith VIII, 2, S. 307.

ließ und die größte Gemeinde Deutschlands erst 1845 mit dem Neuorthodoxen Dr. Michael Sachs erstmals einen wissenschaftlich gebildeten Rabbiner berief!¹⁴⁰ Ihre Integration in die deutsche Kultur konnten die Rabbiner bis zur Jahrhundertmitte mehr oder weniger verwirklichen, das größere Problem der Reform und der Reformtheologie blieb noch weitgehend Aufgabe der Zukunft.

5. Prediger und Lehrer

Nachdem sich die Auffassung vom Rabbineramt grundlegend geändert hatte, gab es einige jüdische Reformtheologen, die sich nicht mehr Rabbiner, sondern „Prediger“ nannten und ihre Hauptaufgabe in der Einführung der deutschen Predigt und des modernen Religionsunterrichts der Kinder sahen. Sie nahmen damit Funktionen wahr, die die alten Rabbiner nicht kannten, mußten aber dennoch bald in eine gewisse Konkurrenz zu ihnen geraten. Prediger ersetzten nicht die Gemeinderabbiner, sondern wirkten überall dort neben ihnen, wo sich Reformgemeinden bildeten oder neue jüdische Schulen. Im Hauptberuf betätigten sich die meisten dieser Reformprediger als Lehrer, so daß zwischen jüdischen Predigern und Pädagogen nicht zu trennen ist.

Die ersten jüdischen Prediger wirkten an den Reformtempeln in Hamburg, Berlin, Leipzig und Karlsruhe. Der Hamburger Tempelverein stellte 1818 Dr. Kley und Dr. Salomon als Prediger an. Kley, der gerade Direktor der Israelitischen Freischule in Hamburg geworden war, gehörte mit Salomon zu den Begründern dieses Reformvereins. An den Karlsruher Tempelverein wurde 1819 Dr. Simon Wolff als Prediger verpflichtet, der ab 1824 die jüdische Elementarschule in Mannheim leitete. In Berlin predigten am Jacobsonschen Reformtempel Carl Günzburg und Leopold Zunz, der 1820 auch die Leipziger „Erbauungsanstalt“ der dortigen Reformer einweihte¹⁴¹. Als der Berliner Tempel auf Befehl der Regierung geschlossen wurde, übernahm Zunz 1823–31 als Brotberuf eine Redakteurstelle bei der Haude-Spencerschen Zeitung und leitete 1826–29 vorübergehend die Berliner jüdische Gemeindegemeinschaft. Auch der 1820 als Religionslehrer und Prediger nach Königsberg berufene Dr. Isaac Francolm mußte sein Amt aufgeben und wurde Schulvorsteher, als ihm die Regierung 1825 Predigt- und Konfirmationsverbot erteilte. Diese genannten sechs jungen Reformprediger hatten alle nach 1815 ein Studium absolviert und gehörten sämtlich zum Berliner Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden¹⁴².

¹⁴⁰ Auf den Vice-Oberlandesrabbiner Meyer Simon Weyl, der 1825 starb, folgte der Rabbinatsverweser Jakob Joseph Oettinger, die „Ruine einer abgestorbenen Zeit“. *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. I, S. 189 f.

¹⁴¹ L. Zunz, *Jude – Deutscher – Europäer*, hrsg. N. Glatzer, S. 108, 110 u. 474 f.

¹⁴² *Biographica der Prediger bei H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 174 ff. (Tabelle der Mitglieder des Culturvereins). Weitere Prediger im Culturverein waren Dr. Isaak

Nach dem Verbot jeglicher Reform in Preußen waren der Hamburger Tempel und das Philanthropin in Frankfurt a. M. die wichtigsten Wirkungsstätten jüdischer Prediger. Aber auch die Neuorthodoxie übernahm jetzt die deutsche Predigt. Ab 1835 war in Königsberg Dr. Joseph Saalschütz als orthodoxer Prediger und Religionslehrer tätig, der abwechselnd mit dem Gemeinderabbiner deutsche Vorträge in der Synagoge hielt¹⁴³. In Berlin erlangte, wie erwähnt, der 1845 angestellte Rabbinatsassessor Dr. Michael Sachs, ein profilierter Vertreter der Neuorthodoxie, als Prediger Ansehen auch unter den Gebildeten. Stärkeren Zulauf noch hatten die Vorträge über jüdische Reform, die der Berliner Schulleiter Dr. Sigismund Stern hielt, der 1845 die Berliner Reformgemeinde gründen konnte, da die Regierung inzwischen eine liberalere Haltung zur Reformfrage einnahm¹⁴⁴.

Die meisten Prediger waren im Hauptberuf Lehrer und begannen mit religiösen Reformen daher oft in Schulgottesdiensten und im Religionsunterricht. Vor allem an den jüdischen Mittelschulen – ein höheres jüdisches Schulwesen fehlte – sammelten sich akademisch gebildete Lehrer, die hier im begrenzten Umfang jene Anstellungsmöglichkeiten fanden, die ihnen die staatlichen Gymnasien verweigerten. Einzelne Akademiker waren auch Vorsteher von Elementarschulen, jüdischen Lehrerseminaren und Religionsschulen. Die Zahl der jüdischen Realschulen blieb klein, weil die meisten Eltern, die für ihre Kinder mehr als bloße Elementarbildung erstrebten, diese von Anfang an auf öffentliche Gymnasien schickten¹⁴⁵. Die Gründung von Realschulen war unter dem Einfluß der jüdischen Aufklärung erfolgt und hörte mit dem Anwachsen von Assimilation und Emanzipation auf. An den im folgenden genannten Schulen unterrichteten neben Autodidakten und Elementarschullehrern auch Akademiker: Wilhelmsschule in Breslau (gegr. 1791), Franzschule in Dessau (1799), Jacobsonschule in Seesen (1801), Philanthropin in Frankfurt a. M. (1804), Talmud-Tora-Schule in Hamburg (1805), Samsonschule in Wolfenbüttel (1807) und Israelitische Freischule in Hamburg (1815). Diese Realschulen waren meist recht klein und hatten 1812 gemeinsam nicht mehr als etwa 900 Schüler¹⁴⁶. Als promovierte Lehrer und Vorsteher jüdischer Schulen sind im Vormärz mindestens 38 Personen nachweisbar, von denen 11 an der bedeutendsten Anstalt, dem Frankfurter Philanthropin, unterrichteten¹⁴⁷. Da

Levin Auerbach (Berlin) und der Historiker und Lehrer Dr. Isaac Marcus Jost (Frankfurt/Main).

¹⁴³ *H. Jolowicz*, Geschichte der Juden in Königsberg, S. 162; *J. Rosenthal*, Festschrift zur 25. Wiederkehr des Tages der Einweihung der neuen Gemeindegemeinde, Königsberg 1921, S. 61 ff.

¹⁴⁴ Vgl. S. 101.

¹⁴⁵ Vgl. S. 145.

¹⁴⁶ *M. Eliav*, Jüdische Erziehung in Deutschland, LBI Bulletin, 1960, S. 207–215; *A. Fürst*, Die höheren jüdischen Schulen Deutschlands, MGWJ 75, 1931, S. 48–67.

¹⁴⁷ Ein Verzeichnis der bis 1848 insgesamt 75 Lehrer am Philanthropin befindet sich in: Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde

es für Juden zwar die Möglichkeit zur Ablegung des Gymnasiallehrerexamens gab, es ihnen aber so gut wie keine Berufsaussichten eröffnete, pflegten die jüdischen Absolventen der philosophischen Fakultät zu promovieren¹⁴⁸. Die Zahl der Bewerber um Lehrerstellen war groß, aber die wirtschaftliche Lage der Lehrer schlecht, da die Schulen von den jüdischen Gemeinden unterhalten werden mußten. Obgleich das Frankfurter Philanthropin städtische Zuschüsse erhielt, zwang auch dort die niedrige Besoldung die Lehrer, durch Privatunterricht oder Eröffnung einer Pensionanstalt ihr Gehalt aufzubessern. Die beschränkten Berufsmöglichkeiten für Juden brachten es mit sich, daß Männer, die – wie Leopold Zunz – primär Wissenschaftler waren, ebenfalls Lehrer wurden oder aber Juden den Lehrberuf an jüdischen Schulen wählen mußten, obgleich sie – wie Dr. Anton Rée – ein separates jüdisches Schulwesen ablehnten.

Das Philanthropin in Frankfurt umfaßte 10 Klassen und wurde von Dr. Michael Hess im religiös liberalen Sinne geleitet. Aus den Sabbatandachten der Schule erwachsen ab 1828 öffentliche Reformgottesdienste, in denen vor allem die Lehrer Dr. Michael Creizenach, Dr. Jacob Auerbach und der Historiker Dr. Jost als Prediger hervortraten. Wie sein Vater gehörte zeitweise auch Dr. Theodor Creizenach, der 1842 in Frankfurt den radikalen „Verein der Reformfreunde“ gründete, dem Philanthropin als Lehrer an.

In Berlin gab es keine jüdische Realschule, aber mehrere kleine Elementarschulen, an denen auch einige Lehrer mit Hochschulbildung unterrichteten. Eine von dem ehemaligen westfälischen Konsistorialrat Dr. Moses Hirsch Bock gegründete Privatschule übernahm nach dessen Tod 1816 der Historiker Dr. Jost und übergab sie, als er 1835 ans Philanthropin überwechselte, Dr. Sigismund Stern¹⁴⁹. An der Berliner Gemeindeschule, die 1826–29 von Leopold Zunz geleitet wurde, waren außer ihm drei weitere Akademiker tätig, zu denen Dr. Levin Auerbach gehörte, dessen Bruder Baruch Auerbach gemeinsam mit ihm in Berlin studiert und dann die dortigen Waisenanstalten der jüdischen Gemeinde gegründet hatte¹⁵⁰. Die beiden Pädagogen Auerbach waren Rabbinersöhne aus der Provinz Posen.

(Philanthropin) zu Frankfurt/Main 1804–1904, S. 174 ff. – Nachweise weiterer, als Lehrer tätiger Akademiker s. u.

¹⁴⁸ Die Promotion erfolgte manchmal auch zusätzlich zum Oberlehrerexamen, so legte z. B. der Prediger Dr. Michael Sachs 1831 in Berlin das Examen pro facultate docendi ab. *J. Eschelbacher*, Michael Sachs, MGWJ 52, 1908, S. 394.

¹⁴⁹ Festschrift Philanthropin, S. 97 f.; *A. Galliner*, Sigismund Stern, der Reformator und der Pädagoge. Vgl. S. 145 u. 197. Eine ausführliche Darstellung des Berliner jüdischen Schulwesens findet sich bei *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. II, S. 234–249.

¹⁵⁰ An der Gemeindeschule unterrichteten außer Zunz und Auerbach als Akademiker Dr. David Cassel (1818–1893) und 1824–29 der spätere Königsberger Lehrer und Prediger Dr. Saalschütz. Die Brüder Auerbach traten beide als Prediger hervor, B. A. vor allem in Leipzig zur Messezeit. *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. II,

Zweimal wurde in Berlin der Versuch gemacht, ein Seminar für jüdische Elementarlehrer zu gründen. Die 1825 von Dr. Jeremias Heinemann eingerichtete Anstalt bestand nur 10 Jahre und auch das 1840 im Auftrag der Gemeinde von Dr. Leopold Zunz geschaffene Seminar hatte keine längere Lebensdauer¹⁵¹. Die drei weiteren jüdischen Lehrerbildungsanstalten in Deutschland wurden ebenfalls von Akademikern errichtet. In Dessau gliederte Dr. David Fränkel, der Leiter der Franzschule und Herausgeber der Zeitschrift „Sulamith“, seiner Anstalt ein Seminar an, und ähnlich errichtete Dr. Büdinger in Kassel 1825 eine jüdische Bürgerschule mit Lehrerseminar¹⁵². Die einzige erfolgreiche und langlebige Anstalt dieser Art schuf Dr. med. Alexander Haindorf 1825 in Münster, wo er Privatdozent an der Medizinischen Akademie war. Bis 1842 hatte die Anstalt bereits 105 jüdische Elementarlehrer ausgebildet¹⁵³.

In Hamburg gab es in der jüdischen Gemeinde je eine religiös liberale und eine orthodoxe Realschule. Leiter der Israelitischen Freischule war der bereits genannte Tempelprediger Dr. Kley. Zu den Lehrern gehörte Dr. Immanuel Wohlwill, der 1838 die Leitung der Jacobsenschule in Seesen übernahm, sowie der 1848 in die Hamburger Konstituierende Bürgerschaft gewählte Dr. Anton Rée¹⁵⁴. Als Sohn eines dänischen Hofbankiers war Rée einer der ganz wenigen Pädagogen aus der jüdischen Oberschicht. Er kämpfte gegen das Jiddische und gegen ein separates jüdisches Schulwesen, weil beide der Assimilation entgegenstanden. Wohlwill dagegen, wie Kley Mitglied des Culturvereins, propagierte unter seinen Hamburger Schülern die Auswanderung als Antwort auf das Stagnieren der Emanzipation. Die Hamburger Talmud-Tora-Schule war die einzige Realschule der Orthodoxie in Deutsch-

S. 240; JBB Nr. 1100 Anm. *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 53; Sulamith VI, 2, S. 277.

¹⁵¹ *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. I, S. 173, Bd. II, S. 249; Zunz, Briefe, S. 211 u. 312. – Heinemann gab 1817–1833 in Berlin die Zeitschrift „Jedidja“ als Organ seiner Schule heraus.

¹⁵² David Fränkel (1779–1865) nennt sich ab 1816 auf dem Deckblatt der 1806–48 erscheinenden Zeitschrift Sulamith „Dr. phil.“. Die Franzschule erlebte ihre Blütezeit während des Königreichs Westfalen und ging später zurück. Zu ihrer Geschichte s. Sulamith I, 2, S. 41 ff.; AZJ 1846, S. 184; AZJ 1848, S. 403 f. – Dr. Moses Mardochai Büdinger (gest. Kassel 1841) war Laienmitglied des Kurhessischen Landrabbinate. Nekrolog in Sulamith VIII, 2, S. 146.

¹⁵³ Jahresbericht in AZJ 1845, S. 360 f. – Die Anstalt wurde von Haindorfs Schwiegervater Marx gut dotiert und erst von den Nationalsozialisten geschlossen. *Sigfrid Braun* (Maajan Zwi), Die Marx-Haindorfsche Stiftung, in: Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen, hrsg. *H. Ch. Meyer*, Frankfurt/Main 1962, S. 47–54. – Zu Haindorf vgl. Kapitel Privatdozenten, S. 210.

¹⁵⁴ Über Kley und Wohlwill, die Mitglieder des Culturvereins, s. *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 29, 174, 178. – Rée (1815–1891) löste 1848 Kley als Leiter der Freischule ab. *J. Feiner*, Dr. Anton Rée, ein Kämpfer für Fortschritt und Recht, Hamburg 1916.

land. Sie stand unter der Aufsicht des Chacham Isaak Bernays und wurde von 1805–55 von dessen Schüler Dr. Enoch geleitet, der wie Bernays in Würzburg studiert hatte¹⁵⁵. Enoch gab ab 1845 in Altona die konservative Zeitschrift „Der treue Zionswächter“ heraus.

An der Breslauer Wilhelmsschule unterrichteten Dr. Francolm, der vorübergehend auch Prediger in Königsberg war, und der als Altphilologe bekannte Gelehrte Dr. Eduard Munk¹⁵⁶. Für jüdische Schüler christlicher Schulen eröffnete 1828 Dr. Wilhelm Freund eine liberale Religionschule in Breslau, die 1843 von Abraham Geiger in seinem Sinne erneuert und von Dr. Moritz Levy geleitet wurde. Die Orthodoxie setzte dem eine eigene Religionschule entgegen, an der 1845 nach Beendigung seines Studiums drei Jahre lang der Historiker Graetz lehrte¹⁵⁷.

In den süddeutschen Staaten gab es wegen der dort spät einsetzenden Assimilation keine jüdischen Realschulen und wenig akademisch gebildete Lehrer. Nur in Baden nahmen sich drei der ersten Philologen des jüdischen Elementarschulwesens an. Der schon 1814 in Heidelberg zum Dr. phil. promovierte Simon Wolff gründete zusammen mit dem Kommilitonen cand. phil. E. Straßburger in Mannheim 1816 eine jüdische Schule, die er vierzig Jahre lang als vorbildliche und beste Elementarschule der Juden Badens erhielt. Im benachbarten Heidelberg eröffnete der Rabbinersohn Dr. Rehfuß 1824 eine israelitische Volksschule und hielt Reformpredigten in der Synagoge, mit denen er sich den Zorn der Orthodoxen zuzog¹⁵⁸.

Ein ordentliches Lehramt an einer öffentlichen Schule zu erhalten, gelang im Vormärz sichtlich nur einem Juden. Es war dies der 1813 von der Heidelberger philosophischen Fakultät als erster Jude promovierte Meyer Marx, der 1815 seine Privatdozentur an der Universität Heidelberg aufgeben mußte, weil er von diesem Amt nicht leben konnte¹⁵⁹. Er erhielt daraufhin 1816 eine Gymnasialprofessur in Karlsruhe, mußte sie aber wieder verlassen, als die ba-

¹⁵⁵ A. Fürst, Die höheren jüdischen Schulen Deutschlands, MGWJ 75, 1931. – Auch der Direktor des Tempelvereins, Dr. Maimon Fränkel (1788–1849), ernährte sich zeitweise als Hamburger Schulvorsteher und war Mitglied des Culturvereins. H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 68.

¹⁵⁶ Dr. Isaak Ascher Francolm (1788–1849), Mitglied des Culturvereins, war Oberlehrer der Wilhelmsschule, 1820–26 Prediger in Königsberg, dann Inspektor der Wilhelmsschule. H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 184 f. – Dr. Eduard Munk, geb. 1803, war 1827–48 Lehrer an der Wilhelmsschule, veröffentlichte mehrere altphilologische Werke und wurde später Dozent des Breslauer Rabbinerseminars. M. Brann, Geschichte des jüd.-theologischen Seminars, S. 52 f.

¹⁵⁷ Zu Dr. W. Freund (1806–1894) s. A. Heppner u. J. Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden in Posen, S. 521; zu Dr. Lewy AZJ 1845, S. 683; zu Graetz (1817–91) M. Brann, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars, S. 42 ff.

¹⁵⁸ Über Dr. Wolff und Dr. Rehfuß s. B. Rosenthal, Heimatgeschichte der badi-schen Juden, S. 331 und 335.

¹⁵⁹ A. Lewin, Geschichte der Juden in Baden, S. 170. – Zur staatsrechtlichen Lage vgl. S. 167 f.; zu Marx als Privatdozent vgl. S. 208.

dische Verfassung von 1818 Juden vom Staatsdienst ausschloß. Der formal christliche Charakter der deutschen Gymnasien blieb noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts so tabuisiert, daß Juden zum höheren Lehramt nur in Einzelfällen zugelassen wurden¹⁶⁰. Ironisch gegen den Neuhumanismus gewandt, kommentierte ein jüdischer Student 1842: „Die heidnische, griechische und lateinische Literatur wird die Schulen nicht gefährden, aber mein Glaube an den einzig-einigen Gott könnte sie entchristlichen“¹⁶¹. Die Auffassung der Schulen als konfessioneller Lehranstalten hinderte aber nicht, daß in einigen Fällen jüdische Akademiker vorübergehend als Hilfslehrer an Gymnasien angestellt wurden. So unterrichtete der Marburger Privatdozent Dr. Joseph Maier Hoffa an einer Realschule der Universitätsstadt Französisch, waren Dr. Wilhelm Freund Hilfslehrer am Elisabethanum in Breslau und Dr. Moses Hirsch Bock außerordentlicher Lehrer am Köllnischen Gymnasium in Berlin¹⁶².

Im Gegensatz zu den jüdischen Ärzten und Juristen blieben die Lehrer fast ausschließlich auf innerjüdische Berufs- und Wirkungsmöglichkeit beschränkt. Hier allerdings betätigen sie sich nicht nur als Pädagogen und Prediger sondern in erheblichem Umfang auch als Schriftsteller. Keiner der oben Genannten veröffentlichte nicht entweder Schulbücher, pädagogische Aufsätze, Predigten, religiöse Abhandlungen, wissenschaftliche Werke oder Emanzipationsschriften. Mehrere Lehrer waren, wie genannt, Herausgeber von Zeitschriften. Stärker als die Rabbiner, die auf die Einheit der Gemeinden Rücksicht zu nehmen hatten, sahen die vielfach in der Tradition der Aufklärung stehenden Lehrer und Prediger ihrer eigentliche Aufgabe in der Popularisierung der jüdischen Reform. Ihre Erfolge aber blieben gering, denn für die einen klangen ihre Reden ketzerisch, während ihnen die anderen in der Assimilation schon weit vorausgeeilt waren. Einige der Prediger und Lehrer traten in der Revolutionsepoche auch als politische Redner und Wahlkandidaten hervor¹⁶³. In Hamburg wurden 1848 der genannte Schulleiter Dr. Rée und der Prediger Dr. Naphtali Frankfurter in die konstituierende Bürgerschaft gewählt. In Berlin engagierte sich Leopold Zunz als Demokrat, fiel aber bei den Wahlen zum Preußischen Landtag als Kandidat durch. Wesentlich konservativer in der Grundhaltung war Dr. Ludwig Philippson, Magdeburger Prediger und Herausgeber der Allgemeinen Zeitung des Judentums, der als Ersatzmann in

¹⁶⁰ E. Hamburger, Juden im öffentlichen Leben, S. 58 f.

¹⁶¹ Schreiben eines studierenden Israeliten an..., Sulamith VIII, 2, S. 30. Siehe Dokumentenanhang Nr. 8.

¹⁶² Für Hoffa s. Gundlach, Catalogus Professorum Academiae Marburgensis, Marburg 1927, S. 343 f. – Für Freund s. A. Heppner u. J. Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden in Posen, S. 521; für Bock, s. L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. II, S. 239.

¹⁶³ J. Toury, Die politischen Orientierungen, S. 27 f., 345 ff. L. Zunz, Briefe, hrsg. N. Glatzer, S. 298.

die Paulskirche und in die preußische Nationalversammlung entsandt wurde.

Die beschränkten Berufsmöglichkeiten für jüdische Philologen bewirkten, daß gerade aus dieser Gruppe relativ viele sich zur Emigration entschlossen. Wie die meisten jüdischen Intellektuellen bevorzugten sie das Nachbarland Frankreich zur Einwanderung, wo sie als Lehrer und Professoren Staatsstellungen erhalten konnten. Vor allem Paris wurde ein Zentrum von Juden, die aus beruflichen und politischen Gründen Deutschland verlassen hatten. Ein bezeichnendes Licht wirft auf diese Verhältnisse der Bericht einer Pariser Zeitung über die Zulassungsprüfung für Gymnasiallehrer im Jahre 1844: „Auffallend ist die Menge junger Israeliten aus Deutschland bei diesem Concours . . . Ich habe mehrere derselben gesehen, welche mit Tränen in den Augen klagten, daß man ihnen in ihrem Vaterlande unter keiner Bedingung gestattete, ihrem inneren Berufe zu folgen, und daß ihnen nichts übrig geblieben sei, als auszuwandern und ein andres Vaterland zu suchen, wo man sich nicht darum kümmere, was sie glauben als was sie wissen.“¹⁶⁴ Als Beispiele für die Emigration der Philologen seien drei Wissenschaftler genannt: der Hamburger Assyriologe Julius Oppert, der Frankfurter Altphilologe Heinrich Weil, 1845 Professor der Universität Straßburg, und der bekannte Orientalist Salomon Munk aus Schlesien, der 1828 als Privatlehrer der Rothschilds nach Paris kam und später Professor am Collège de France wurde¹⁶⁵.

6. Berufe in Presse, Verlagswesen und Buchhandel

Jene jüdischen Absolventen der philosophischen Fakultät, die nicht den Rabbiner- oder Lehrberuf ergriffen, wandten sich vielfach dem im Vormärz stark expandierenden Presse- und Verlagswesen zu. Damit folgten sie ebenso einem beruflichen Druck wie ihrem wachsenden literarischen Interesse. Im Pressewesen gab es noch keine festen Berufsstrukturen, und es gelang Akademikern aller Fakultäten ebenso wie auch Juden ohne Hochschulbildung, sich den Erfordernissen dieser im Entstehen begriffenen Berufsgruppe schnell anzupassen. Auch jüdische Buchhändler und Verleger waren im Vormärz nicht selten Universitätsabsolventen. Für diese halb kaufmännisch, halb literarisch orientierten Berufe erwiesen sich Juden als besonders geeignet, denn sie konnten dabei an alte jüdische Berufstraditionen anknüpfen.

¹⁶⁴ Sulamith IX, 1, S. 103 f.

¹⁶⁵ Zu Oppert, der 1847 nach Paris ging, JTR Berlin, Nr. 710 Anm. Zu Weils Professur AZJ 1845, S. 764; zu Munk, der in Berlin und Bonn studierte, s. ADB Bd. 23, S. 116 ff. Unter den jüdischen Auswanderern nach USA waren kaum Philologen. Reissner macht bis 1849 unter ihnen 2 Orientalisten, dagegen 8 Rabbiner und 10 Ärzte namhaft. Sowohl Gabriel Rießer als auch Leopold Zunz erwogen zeitweise Auswanderung in die USA, und der Culturverein wurde vorübergehend von der Idee der Kollektivauswanderung ergriffen. *H. G. Reissner, The German-American Jews, LBI Year Book X, 1965, S. 57–116.*

In Berlin arbeiteten 1809–1850 fast 60 Juden als Verleger, Buchhändler, Kunst- und Musikalienhändler, als Leihbibliothekare und Antiquariatsbuchhändler¹⁶⁶. Unter ihnen befanden sich drei Absolventen der medizinischen und fünf der philosophischen Fakultät¹⁶⁷. Zwei angesehene Berliner Buchhändler ließen ihre Söhne Philosophie studieren, ehe sie sie ins Geschäft aufnahmen: Heinrich August Schlesinger trat 1843 in die väterliche Buch- und Musikalienhandlung Unter den Linden ein, und Dr. Julius Friedländer erweiterte ab 1847 den wissenschaftlichen Verlag und die Buchhandlung seines Vaters¹⁶⁸. Der Associé der Vossischen Buchhandlung, Dr. med. Bendix Wolff, später Besitzer der Berliner Börsenzeitung und der liberalen Nationalzeitung, schuf 1848 das nach ihm benannte Wolffsche Telegraphenbüro und begründete damit die erste moderne Nachrichtenagentur, die bald internationale Bedeutung erlangte¹⁶⁹. Als Berliner Verleger trat der aus vermöglicher Familie stammende Dr. phil. Moritz Veit hervor. Er eröffnete gemeinsam mit seinem Studienfreund Joseph Levi 1834 einen literarischen Verlag, wurde 1839 Gemeindeältester und 1846 Berliner Stadtverordneter¹⁷⁰. Veit war eine ebenso gebildete wie politisch engagierte Persönlichkeit. Er setzte sich stark für das Emanzipationsgesetz von 1847 ein und wurde 1848 als Berliner Vertreter in die Paulskirche gewählt, wo er als Liberaler zur Fraktion des Linken Zentrums gehörte.

Politisch orientiert waren auch die mit Veit bedeutendsten jüdischen Verleger des Vormärz Dr. Zacharias Löwenthal in Mannheim und Dr. Friedrich Wilhelm Levysohn in Grünberg (Schlesien). Verlegte Veit in Berlin Chamisso und Schwab, so Löwenthal vor allem die Autoren des Jungen Deutschland¹⁷¹. Wegen der Herausgabe von Gutzkows Roman „Wally, die Zweiflerin“ verlor Löwenthal die Konzession seines Mannheimer Verlages und siedelte 1845 nach Frankfurt a. M. über, wo er „Die heilige Familie“ von Marx und Engels verlegte. Löwenthal, ursprünglich Jurist, wurde durch seinen Verlag einer der in der Öffentlichkeit bekanntesten Juden Deutschlands. Zusammen mit Heine, Börne und Gans – die damals sämtlich bereits getauft waren – griff ihn Wolf-

¹⁶⁶ JBB, Einleitung, S. 43.

¹⁶⁷ JBB Nr. 1128, 1355, 1476, 1862, 2228, 2387, 2872. Joseph Levi, Kompagnon von Moritz Veit ist in den JBB nicht eingetragen.

¹⁶⁸ JBB Nr. 1128 u. 2228. – H. A. Schlesinger, geb. Berlin 1807, ließ sich nach 1843 taufen. Er studierte in Berlin und Heidelberg. – Über alle bekannten jüdischen Buchhändler s. *J. Toury*, Jüdische Buchhändler und Verleger in Deutschland vor 1860, LBI Bulletin, 1960, Heft 9, S. 58–69.

¹⁶⁹ JBB Nr. 2387.

¹⁷⁰ ADB Bd. 39, S. 535 ff.; JBB Nr. 1355; *J. Toury*, Jüdische Buchhändler; *ders.*, Die politischen Orientierungen, S. 7, 63 f., 75 f.

¹⁷¹ Zacharias Löwenthal (1810–1884) hatte in Heidelberg Jura studiert. Er ließ sich 1847 taufen und gründete unter seinem Taufnamen die bekannte Literarische Verlagsanstalt Rütten und Loening. – *J. Toury*, Jüdische Buchhändler, S. 64 ff. *A. Lewin*, Geschichte der badischen Juden, S. 266 f.; *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 213 f.

gang Menzel im Cottaschen Literaturblatt als Repräsentant des angeblich von Juden beherrschten „Jungen Deutschland“ an. Seine politische Haltung war ebenso radikaldemokratisch wie die des schlesischen Zeitungsverlegers Dr. Levysohn, der das Grünberger Wochenblatt herausgab. Levysohn wurde in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, wo er zusammen mit Jacoby als „Rotrepublikaner und Hauptjude“ auftrat, wie Grünberger Gegner es formulierten¹⁷².

Stärker noch als in Buchhandel und Verlagswesen waren Akademiker in der Presse vertreten, wobei sie zumeist politisch eine liberale Haltung einnahmen. Unter den jüdischen Intellektuellen des Vormärz herrschte, wie mehrfach gezeigt, eine ausgesprochene Neigung zu schriftstellerischer Tätigkeit. In Hamburg beispielsweise sind für die vierziger Jahre fast 40 jüdische Autoren nachweisbar¹⁷³. Mit der Emanzipation entstand eine jüdische Presse begrenzten Umfangs, in der aber selbst die Herausgeber – überwiegend Lehrer und Rabbiner – nur nebenberuflich tätig sein konnten. Die Zahl der jüdischen Zeitschriften, die über mehr als zwei Jahre erschienen, betrug bis 1832 zwei, 1832–42 bereits zehn¹⁷⁴. Unter den Mitarbeitern dieser Zeitschriften, die sich ganz auf die Fragen der Emanzipation und der Reform konzentrierten, gab es zahlreiche Akademiker. In „Sulamith“ (1806–48) beispielsweise schrieben 22 promovierte Autoren. Das erfolgreichste jüdische Presseunternehmen war die 1837 von dem Magdeburger Prediger Dr. Ludwig Philippson gegründete und von ihm über 50 Jahre redigierte „Allgemeine Zeitung des Judentums“, die Korrespondenten und Leser in ganz Europa hatte¹⁷⁵.

Die Zahl der hauptberuflich in der *allgemeinen* Presse beschäftigten Juden und speziell der Akademiker unter ihnen ist schwer feststellbar. Etwa ab 1815 erscheinen Juden als Redakteure und Journalisten und nehmen ab 1830 in dieser Berufsgruppe auffallend zu¹⁷⁶. Mehr nebenberuflich war noch die redaktionelle Tätigkeit, die Leopold Zunz 1824–31 in der Berliner Haude und Spenerischen Zeitung und Gabriel Riesser 1833–36 für die Hamburger „Börsenhalle“ ausübten¹⁷⁷. Dr. Karl Weil vereinte in Stuttgart das Amt des Sekre-

¹⁷² Friedrich Wilhelm Levysohn war ursprünglich Buchdruckereibesitzer. – *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 63, 76; *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 171.

¹⁷³ *Herbert Gonsiorowski*, Die Berufe der Juden Hamburgs von der Einwanderung bis zur Emanzipation, Diss. Hamburg 1927, S. 79.

¹⁷⁴ Vgl. Artikel „Zeitschriften“ Jüd. Lexikon. Vor 1832 erschienen längere Zeit „Sulamith“ 1806–1848 und „Jedidja“ 1817–1833.

¹⁷⁵ L. Philippson (1811–1889) aus Dessau immatrikulierte sich 1829 in Berlin, promovierte 1833 in Jena und begann früh mit schriftstellerischer Tätigkeit. *M. Kayserling*, L. Philippson.

¹⁷⁶ *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 6 und 10 f.

¹⁷⁷ Ebd., S. 8.

tärs der Israelitischen Oberkirchenbehörde Württembergs mit seiner Arbeit als liberaler Redakteur des „Deutschen Courier“ und später mit der Herausgabe der Constitutionellen Jahrbücher. Gleichzeitig gehörte der 1827 in Heidelberg promovierte Weil zu den Vorkämpfern der Judenemanzipation in Württemberg¹⁷⁸. Der erste hauptamtliche Redakteur dürfte Dr. phil. Jacob Pinhas (1788–1861) in Kassel gewesen sein, der zunächst am „Moniteur“ des Königreiches Westfalen mitarbeitete, und ab 1815 bis zu seinem Tode die liberale Casselsche Allgemeine Zeitung herausgab. Pinhas wurde Laienmitglied des Landesrabbinats in Kassel und beeinflusste die kurhessische Judengesetzgebung¹⁷⁹. Weil und Pinhas waren diejenigen jüdischen Journalisten, die am meisten für die Rechte ihrer Glaubensgenossen eintraten. Im Gegensatz zu ihnen war der Berliner Hegelschüler Joseph Lehmann (1801–1873), der 1827 Redakteur der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung wurde, politisch konservativ orientiert. Wie Pinhas hatte er dem Culturverein angehört. Bekannt wurde Lehmann durch das von ihm als Beilage der Staatszeitung begründete „Magazin für die Literatur des Auslandes“, das ab 1842 als selbständige Zeitschrift erschien¹⁸⁰. Als weiterer konservativer Journalist ist Hermann Hersch zu nennen, der 1847 als Student das Bonner Volksblatt redigierte und 1849 in das Literarische Kabinett des Staatsministeriums nach Berlin berufen wurde, wo er den ihm bald zugemuteten Glaubenswechsel ablehnte¹⁸¹. Ebenfalls als Berufsjournalisten lebten in den vierziger Jahren Dr. Sally Gumbinner und Dr. J. L. Gumbinner in Berlin, die eine gemäßigt liberale Richtung vertraten¹⁸².

Weitere jüdische Akademiker waren im Rheinland, in Schlesien und in Franken journalistisch tätig. Der 1837 in Bonn immatrikulierte Moses Hess gehörte 1841 zu den Gründern der von ihm redigierten Kölner Rheinischen Zeitung, in der mehrere getaufte und ungetaufte Juden mitarbeiteten, bis dies wichtigste Oppositionsblatt in Preußen 1843 verboten wurde¹⁸³. Der spätere Rabbiner Dr. Bernhard Friedmann war zeitweilig Redakteur der Neuen Oderzeitung in Breslau, Dr. Max Ring Mitarbeiter beim Oberschlesischen

¹⁷⁸ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 28 f., 42 ff., 90 f.; J. Toury, Politische Orientierungen, S. 9.

¹⁷⁹ H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 67, 182 f.; Jüdische Enzyklopädie.

¹⁸⁰ Ebd., S. 82, 93, 176; Jüdische Enzyklopädie.

¹⁸¹ Hermann Hersch (1820–1870) studierte 1847–49 ohne Abitur in Bonn, verließ 1852 wegen der Tauffrage das Literarische Kabinett und lebte dann als Schriftsteller in München und Berlin. Archiv des LBI New York, Memoirensammlung Nr. 160.

¹⁸² JTR Berlin Nr. 1028; J. Toury, Die politischen Orientierungen, S. 58; dort auch weitere während der Revolution publizistisch hervortretende Akademiker.

¹⁸³ Über Gründer und Mitarbeiter des erst von Hess, dann von Marx redigierten Blattes siehe J. Toury, Die politischen Orientierungen, S. 11, Anm. 42; dort auch weitere jüdische Akademiker der Provinzpresse des Vormärz. – E. Silberner, Moses Hess als Begründer und Redakteur der Rheinischen Zeitung, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 4, 1964.

Wanderer¹⁸⁴. In Nürnberg, das bis 1850 keinem Juden das Bürgerrecht gewährte, wurde 1829 Dr. Henle aus Fürth Hauptschriftleiter des Nürnberger „Korrespondenten von und für Deutschland“, in welchem Amt ihm 1846 als zweiter Jude Dr. Philipp Feust aus Bamberg folgte¹⁸⁵. Dessen Bruder, Dr. med. Emmanuel Feust, trat 1838 in die Redaktion des Bamberger Fränkischen Merkur ein und wurde 1845 Redakteur des liberalen Nürnberger Kurier. Er machte diese Lokalzeitung während der Revolution zu einem politischen Blatt – mit dem Erfolg, daß er nach ständiger Beschlagnahme der Zeitung 1852 aus Nürnberg ausgewiesen wurde¹⁸⁶.

Diese Beispiele zeigen, daß die jüdischen Akademiker – zu Staatsämtern nicht zugelassen – dennoch in der Presse eine Möglichkeit zu öffentlichem Wirken fanden. Die mangelnde Emanzipation und der Ausschluß vom Staatsamt blieben nicht ohne Einfluß auf die politische Haltung der Journalisten, die sich überwiegend der liberalen Presse zuwandten, für Verfassung, Pressefreiheit und Volksvertretung eintraten und dabei die Judenemanzipation nur mehr als Teilfrage der notwendigen politischen Veränderungen in Deutschland auffaßten. Gegner solcher Einstellungen erhoben schon im Vormärz den Vorwurf, daß ein großer Teil der Zeitschriften von Juden redigiert und die Tagesliteratur von ihnen beherrscht werde¹⁸⁷.

7. Privatdozenten

Der Ausschluß von der Laufbahn des Hochschullehrers bedeutete die schärfste Berufsbeschränkung für die jüdischen Akademiker des Vormärz. Während Frankreich, die Schweiz, Belgien und Dänemark schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Juden zur Professur zuließen, wurde in Deutschland erst 1859 mit dem Göttinger Mathematiker Moritz Stern ein Jude Ordinarius. Regierungen und Universitäten Deutschlands übten auf jene zahlreichen begabten Juden, die sich schon seit 1810 um Habilitation bemühten, einen offenen Taufdruck aus, der – wie gezeigt – weniger religiöse als soziale Gründe hatte. Von dem mit steigendem Sozialprestige versehenen Professorenamt sollten Juden als nicht „gesellschaftsfähige“ Konkurrenten möglichst ferngehalten werden. Auch in Kurhessen und Baden, wo Juden jedenfalls zeitweise zum Staatsamt zugelassen waren, gelangten sie nicht über die Privatdozentur

¹⁸⁴ *A. Bein*, Lassalle als Verteidiger Abraham Geigers, Bulletin des LBI, 1966, S. 333; *J. Toury*, Die politischen Orientierungen, S. 11, Anm. 42.

¹⁸⁵ *I. Stöpel*, Nürnberger Presse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Nürnberger Forschungen, Bd. 1, Nürnberg 1941, S. 95–97.

¹⁸⁶ Ebd., S. 63–65; Henle und die Brüder Feust gehörten zu den wenigen Juden, denen die Stadt Nürnberg temporären Aufenthalt gestattete. *A. Müller*, Geschichte der Juden in Nürnberg, Nürnberg 1968, S. 150 f.

¹⁸⁷ So 1821 Ludwig Holst und 1843 F. W. Ghillany. *J. Toury*, Politische Orientierungen, S. 6, 10 f. – Zu W. Menzel vgl. S. 203 f.

hinaus, die weder Anstellung noch Besoldung beinhaltete. Angesichts dieser Verhältnisse entschloß sich eine große Zahl der Begabtesten zur Taufe, wobei zwischen reinen Karrieretaufen, wie etwa im Falle von Eduard Gans, und Taufen aus echter Glaubensüberzeugung, wie etwa bei dem Berliner Theologen Neander und dem Staatsrechtler Stahl, zu unterscheiden ist. Man kann annehmen, daß an den Universitäten des Vormärz bereits mehrere Dutzend getaufter Juden lehrten¹⁸⁸.

Demgegenüber blieb die Zahl der ungetauften Privatdozenten gering. In Preußen konnten Juden seit der Kabinettsordre von 1822 bis zum Emanzipationsgesetz von 1847 nicht einmal mehr zur Habilitation gelangen; in Bayern blieben sie aus konfessionellen Gründen ebenfalls von der Privatdozentur ausgeschlossen. An den übrigen Universitäten gab es einige habilitierte Juden, die aber nicht mit Anstellungen rechnen durften. Da die Privatdozentur unbesoldet war, mußten alle, die nicht von Hause aus über Vermögen verfügten, anderweitigen Broterwerb suchen. Ärzte konnten sich durch die eigene Praxis erhalten, die jüdischen Gelehrten der anderen Fakultäten hatten dagegen wegen der geringen Möglichkeiten zum Nebenerwerb einen noch schwereren Stand. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, soziale Außenseiterstellung und permanenter Taufdruck kennzeichneten das Berufsleben der potentiell ewigen Privatdozenten. Einer der Betroffenen, der Leipziger Orientalist Julius Fürst, schrieb 1842: „Das Docententum bietet auch nicht den entferntesten materiellen Vorteil und nicht den geringsten bürgerlichen oder staatlichen Einfluß, und die Jünger, welche sich seinem Dienste weihen, können kein anderes Ziel vor Augen haben, als im Dienste der Wissenschaft stehen zu wollen, siebenfach geläutert durch eine lange Kette von Entbehrenge, gefestigt durch eine oppositionelle Haltung wider die Anfechtungen des Staates.“¹⁸⁹

Noch im 18. Jahrhundert war es jedem promovierten Akademiker erlaubt, an der Universität private Vorlesungen zu halten. Erst ab 1816 wurde an deutschen Hochschulen das Habilitationsverfahren eingeführt und damit die Zulassung zur Privatdozentur von der Zustimmung der Fakultät, des Akademischen Senats und des Ministeriums abhängig gemacht¹⁹⁰. Die Fakultäten tendierten zur Beschränkung der Zahl der Privatdozenten und konnten unter dem Vorwand der Überfüllung Juden leicht ablehnen. Die nachstehende Ta-

¹⁸⁸ Vgl. S. 162.

¹⁸⁹ *Julius Fürst*, Bemerkungen über die Juden und die Hochschulen, in: *H. Wuttke*, Jahrbuch der deutschen Universitäten II, Winterhalbjahr 1842/43, Leipzig 1842, S. 131.

¹⁹⁰ *A. Busch*, Die Geschichte der Privatdozenten, Göttinger Abhandlungen zur Soziologie Bd. 5, Stuttgart 1959, S. 21 ff. – Die Universität Berlin führte die Habilitation durch die Fakultät 1816 ein, seit den Karlsbader Beschlüssen hatte ihr jeweils ein Regierungsbevollmächtigter zuzustimmen. In Marburg führte man die Habilitation erst 1830 ein. St.A. Marburg, 16 Min. d. Inn., Rep. VI, Kl. 4, Nr. 23.

belle gibt eine Übersicht über Zahl und Laufbahn der jüdischen Dozenten, soweit diese sich bis 1848 habilitierten und zum Zeitpunkt der Habilitation ungetauft waren ¹⁹¹.

	Lebenszeit	Privatdoz.	Extra- Ordin. Taufe Ordin.		
<i>Berlin</i>					
Dr. med. N. Friedlaender	1778–1830	1810			
Dr. med. Robert Remak	1815–1865	1847	1859		
<i>Breslau</i>					
Dr. med. S. Guttentag	1786–1850	1815			
<i>Halle</i>					
Dr. jur. Julius Rubo	1794–1866	1820–22			
<i>Leipzig</i>					
Dr. phil. Julius Fürst	1805–1873	1839		1864	
<i>Göttingen</i>					
Dr. med. Alex. Haindorf	1784–1862	1815			
Dr. phil. Moritz Stern	1807–1894	1829	1848	1859	
Dr. phil. Theodor Benfey	1809–1881	1829–30 1834–48	1848	1862	1848
<i>Marburg</i>					
Dr. med. L. Eichelberg	1804–1879	1826–35			
Dr. phil. J. M. Hoffa	1803–1853	1827–53			
Dr. phil. Joseph Rubino	1799–1864	1832		1843	1842
<i>Heidelberg</i>					
Dr. med. Alex. Haindorf	1784–1862	1811–12			
Dr. phil. Meyer Marx	1792–	1814–15			
Dr. jur. Sigmund Zimmern	1796–1830	1818		1821	1821
Dr. phil. Gustav Weil	1808–1889	1836	1845	1861	
Dr. jur. Heinrich B. Oppenheim	1819–1880	1842–49			
Dr. jur. Alexander Friedlaender	1819–1858	1843–49			
<i>Tübingen</i>					
Dr. jur. Samuel Marum Meyer	1797–1862	1829	1831	1837	1834

Diese Übersicht von 17 ermittelten jüdischen Privatdozenten zeigt, wie stark der Taufzwang auf ihnen lastete, dem sich vier von ihnen schließlich doch noch beugten. Nur in zwei Fällen wurden Juden im Vormärz Extra-

¹⁹¹ Die nicht unbedingt vollständige Liste erweitert entsprechende Angaben bei *J. Fürst* (Bemerkungen über die Juden, S. 132) und *A. Busch* (Geschichte der Privatdozenten, S. 148 ff.) aus unten genanntem Archivmaterial. – Die Zahl der vergeblichen Bewerbungen um eine Privatdozentur lag sicherlich höher als die der erfolgreichen.

ordinarien, wobei sich Gustav Weil in Heidelberg mit dem bloßen Titel begnügen mußte, während Meyer in Tübingen diese Stellung der persönlichen Gunst des Königs verdankte und sich drei Jahre darauf doch zur Taufe entschloß. Wirtschaftlich unabhängig waren unter den jüdischen Privatdozenten nur der Göttinger Sanskritforscher Benfey und die Heidelberger Juristen Oppenheim und Zimmern, die aus vermögenden Familien stammten. Drei der preußischen Privatdozenten verloren ihre Lehrtätigkeit durch die Kabinettsordre von 1822, die Dozenten Oppenheim, A. Friedlaender und Eichelberg durch oppositionelle politische Betätigung. Aus wirtschaftlicher Not mußte der Altphilologe Marx sein Heidelberger Lehramt aufgeben. Der Arabist Weil, der Mathematiker Stern und der Altphilologe Hoffa lebten jahrzehntelang als Privatdozenten in dürftigsten Verhältnissen, ständig zu Brotarbeit gezwungen. Nur wenige waren auf die Dauer bereit, ihren religiösen Überzeugungen und der Neigung zur Wissenschaft so große persönliche Opfer zu bringen.

Das preußische Emanzipationsedikt von 1812 gestand in § 8 Juden das Recht auf akademische Lehrämter zu. Als dieses Recht 1822 Juden wieder genommen wurde, hatten in der Zwischenzeit nur drei jüdische Privatdozenten an preußischen Universitäten gelehrt. Dr. med. Nathan Friedlaender, der erste unter ihnen, suchte – obgleich ihn Hardenberg unterstützte – zweimal vergeblich um eine Professur in Berlin nach¹⁹². Umsonst waren auch die zahlreichen Interventionen Hardenbergs zugunsten des Hegelschülers Gans, der erstmals 1819 versuchte, sich an der Berliner Juristenfakultät zu habilitieren¹⁹³. Die Fakultät wies ihn zunächst unter dem Vorwand mangelnder wissenschaftlicher Qualifikation zurück, dann, weil er als Jude nicht Mitglied einer Fakultät sein könne, die als Spruchkollegium richterliche Funktionen ausübt. Gans arbeitete über seinen Fall ein Rechtsgutachten aus, das sich auf § 8 des Emanzipationsedikts stützte, und erklärte sich dazu bereit, weder dem Spruchkollegium angehören zu wollen noch Vorlesungen über christlich-germanisches und römisches Recht zu halten. Aber auch dieser Kompromißvorschlag war nicht dazu geeignet, die grundsätzlichen Bedenken des Ministeriums Altenstein gegen einen jüdischen Rechtslehrer zu beseitigen. Das Ministerium veranlaßte die Königliche Kabinettsordre vom 18. 8. 1822, die „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse“ die Zulassung von Juden zu akademischen Lehrämtern in Preußen wieder aufhob.

Die lex Gans, die erst nach Hardenbergs Tod im Dezember 1822 veröffentlicht wurde, mußte gerade die Juden Preußens hart treffen, die in der kulturel-

¹⁹² Über N. Friedlaender, s. JBB Nr. 194, JTR Berlin Nr. 675 Anm., *M. Lenz*, Geschichte der Universität Berlin I, S. 561, II, 1, S. 371. – Die Gesuche vom 4. 12. 1815 und 4. 1. 1816 lehnte die Fakultät ab.

¹⁹³ Über Gans' Habilitationsversuche, Taufe und Ernennung zum Ordinarius s. *H. Reissner*, Eduard Gans, S. 49, 55 ff., 91 ff., 113; *M. Lenz*, Geschichte der Universität Berlin, Bd. II, 1, S. 220 f., Bd. IV, S. 448 f.

len Integration am weitesten fortgeschritten waren und dies reaktionäre Gesetz nur als Diskriminierung auffassen konnten. Eduard Gans verlangte von der Regierung wegen Irreführung durch „illusionäre Gesetze“ Entschädigung und erhielt daraufhin ein Königliches Reiestipendium von 1000 Talern. Eine geringere Abfindung bot das Ministerium dem Königsberger Arzt Dr. med. Ludovicus Jacobson an, der mitten in einem genehmigten Habilitationsverfahren von dem Gesetz überrascht wurde. Jacobson hatte bereits eine Probevorlesung an der Universität Königsberg gehalten, als einen Tag vor seiner Disputation die Kabinettsordre veröffentlicht wurde. Auf zahlreiche Beschwerden hin erklärte sich das Ministerium zur Übernahme der Druckkosten seiner Dissertation bereit, was er aber stolz zurückwies¹⁹⁴. – Das Gesetz beendete auch die Privatdozentur des jüdischen Spitalarztes Dr. Guttentag in Breslau und des Dr. jur. Julius Rubo in Halle¹⁹⁵. Nur in Münster, wo sich eine medizinische Akademie ohne Universitätsrang befand, konnte der jüdische Arzt und Philanthrop Dr. Alexander Haindorf, der 1811–12 zunächst an der Universität Heidelberg und 1815 kurze Zeit in Göttingen unterrichtet hatte, seit 1816 als Privatdozent für Chirurgie, Geburtshilfe und Psychiatrie tätig sein, bis diese Anstalt 1847 aufgelöst wurde¹⁹⁶.

Wie die Geschichte der Universität Berlin zeigt, machten Juden in Preußen immer wieder den Versuch, als Privatdozenten zugelassen zu werden, so daß das Ministerium Eichhorn dagegen 1826 eine Rundverfügung erließ¹⁹⁷. Auch nach dem Thronwechsel wurden die Berliner Habilitationsanträge der Ärzte Dr. S. Berend (1840), Dr. S. Loewenhardt (1843) und Dr. Robert Remak (1843) abgelehnt¹⁹⁸. Der 1842 in die Akademie der Wissenschaften gewählte jüdische Mathematiker Dr. Riess machte mit Rücksicht darauf von dem ihm durch die Wahl zustehenden Vorlesungsrecht keinen Gebrauch¹⁹⁹. Selbst Protektion half den Bewerbern nichts. Als sich 1840 Bettina von Arnim bei ihrem Schwager Karl Friedrich von Savigny für die Habilitation des glänzend begabten Juristen Heinrich Bernhard Oppenheim einsetzte, stieß sie auf grund-

¹⁹⁴ *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 209 f. Anm.

¹⁹⁵ Über Guttentag s. *A. Heppner*, Jüdische Persönlichkeiten in Breslau, S. 16 f. Zu dem 1817 in Halle promovierten späteren Berliner Gemeindevorsteher Rubo siehe *L. Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin II, S. 206; *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 30. – Vgl. S. 180, Anm. 70.

¹⁹⁶ A. Haindorf habilitierte sich am 4. 2. 1811 in Heidelberg und beantragte dort 1812 vergeblich ein Extraordinariat. U.A. Heidelberg, Med. Fak. III 4 b, Nr. 38. – 1813–14 machte H. eine Studienreise nach Frankreich und war 1815 Privatdozent und Oberassistentenarzt am akademischen Hospital in Göttingen. Er wurde 1822 Mitglied des Culturvereins und stiftete 1825 in Münster einen „Verein zur Beförderung von Handwerkern unter den Juden“ zusammen mit einem Lehrerseminar. Vgl. S. 199. – *H. G. Reissner*, Eduard Gans, S. 180 f.

¹⁹⁷ Gedruckt bei *M. Kalisch*, Die Judenfrage, S. 4 f.

¹⁹⁸ *M. Lenz*, Geschichte der Universität Berlin, Bd. II, 2, S. 166 f. Anm.

¹⁹⁹ Ebd.; vgl. Akten gedr. bei *M. Kalisch*, Judenfrage, S. 5–10.

sätzliche Ablehnung. Sie reagierte mit dem Ausspruch: „Nicht einmal Privatdozenten werden, nicht einmal verhungern dürfen die Juden in Preußen?“²⁰⁰

Im Rahmen der Vorbereitungen zu einem neuen Emanzipationsgesetz für ganz Preußen wurde die Frage der jüdischen Hochschullehrer auf verschiedenen Provinziallandtagen und auf dem Vereinigten Landtag von 1847 erstmals öffentlich diskutiert. Das daraufhin im Juli 1847 erlassene Gesetz enthielt folgenden Passus: „An Universitäten können Juden, soweit die Statuten nicht entgegenstehen, als Privatdozenten, außerordentliche und ordentliche Professoren der medizinischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen, geographischen und sprachwissenschaftlichen Lehrfächer zugelassen werden. Von allen übrigen Lehrfächern an Universitäten, sowie von dem Akademischen Senate und von den Ämtern eines Dekans, Prorektors und Rektors bleiben sie ausgeschlossen“²⁰¹. Aus Anlaß dieses Gesetzes begann das Kultusministerium an allen preußischen Universitäten unter 255 Ordinarien eine Umfrage darüber, ob die jeweiligen Universitätsstatuten tatsächlich, wie gefordert, jüdischen Dozenten „nicht entgegenstehen“. Alle Universitätssenate – mit Ausnahme Berlins und Bonn – konnten konfessionelle Formeln der Statuten gegen jüdische Dozenten auslegen²⁰². Aber noch ehe diese Untersuchung beendet war, überholten die Märzereignisse das Emanzipationsgesetz und verschafften de jure auch jüdischen Hochschullehrern volle Gleichberechtigung. Wie wenig das faktisch bedeutete, veranschaulicht die Laufbahn der beiden ersten Juden, die in den Genuß der Gesetze von 1847 und 1848 kamen. Robert Remak, aus einer orthodoxen Familie in Posen stammend, war seit seiner Promotion 1838 in Berlin Assistent von Prof. Schönlein und hielt ab 1843 in der Charité Mikroskopierkurse für Studenten²⁰³. Nachdem sein Habilitationsgesuch 1843 abgelehnt worden war, erhielt er auf ein zweites hin, das Alexander von Humboldt beim König unterstützte, im Vorgriff auf das zu erwartende Emanzipationsgesetz am 8. 3. 1847 die königliche Erlaubnis zur Habilitation. Obgleich Remak als bekannter Spezialist für Mikroskopie galt, wurde ihm in den fünfziger Jahren dreimal die Professur verweigert; 1859 erhielt er endlich die Ernennung zum Extraordinarius, gelangte aber nie zum Ordinariat. – Ähnlich erging es dem bedeutenden Altphilologen Jacob Bernays, der sich als

²⁰⁰ E. Hamburger, Juden im öffentlichen Leben, S. 55.

²⁰¹ Titel I, Abschnitt 1, § 2. A. Busch, Geschichte der Privatdozenten, S. 153. – Das Gesetz wurde überholt durch die Verordnung vom 6. 4. 1848 „Die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte ist fortan von dem religiösen Glaubensbekenntnis unabhängig“. A. Michaelis, Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, S. 34.

²⁰² Vota der Senate, Fakultäten und Professoren, gedruckt bei M. Kalisch, Die Judenfrage, S. 83–232.

²⁰³ U.A. Humboldt Universität Berlin, D 153, Renumerationen Med. Fak. Vol. 1; M. Lenz, Geschichte der Universität Berlin II, 2, S. 166 ff.; M. Stürzbecher, Beiträge zur Berliner Medizingeschichte, Veröff. der Historischen Kommission Berlin, Bd. 18, Berlin 1966, S. 173 f. Über die Antrittsvorlesung am 14. 10. 1847 s. Orient 1847, S. 357.

Vierundzwanzigjähriger im Oktober 1848 in Bonn habilitierte²⁰⁴. Er war ein Sohn des bekannten Hamburger Rabbiners und lebte – ein wohl einmaliger Fall – auch als Privatdozent bewußt orthodox. Aus diesem Grund konnte er 1854 an das neu gegründete Breslauer Rabbinerseminar berufen werden, kehrte 1866 als Extraordinarius und Direktor der Universitätsbibliothek nach Bonn zurück, wo er aber niemals einen ordentlichen Lehrstuhl erhielt. An diesen Beispielen wird deutlich, wie sehr die Berufsemanzipation jüdischer Dozenten nicht von juristischen, sondern von sozialen Faktoren abhängig blieb.

In Bayern waren Juden von der Privatdozentur auch noch in den fünfziger Jahren streng ausgeschlossen. Dies zeigt der Fall des Mediziners Jacob Herz, der, wie Dr. Remak in Berlin, nach ausgezeichnetem Examen 1839 Assistent in Erlangen geworden war, 1841 vertretungsweise chirurgische Vorlesungen hielt und 1847 zum Prosektor an der Anatomie ernannt wurde. Obgleich Herz in jedem Semester über Anatomie las, durften seine Vorlesungen nicht im Vorlesungsverzeichnis angekündigt werden. Nach dreizehnjähriger Lehrtätigkeit stellte Herz 1854 den Antrag auf Habilitation, den die medizinische Fakultät unter Hinweis auf die Notwendigkeit der christlichen Konfession für alle Habilitanden zurückwies, wobei sie hinzufügte: „In keiner Weise aber glauben wir es verantworten und rechtfertigen zu können, daß gerade jemand von den Fähigkeiten und von dem Bildungsgrade des Dr. Herz ein Christ zu sein verschmähen, gleichwohl aber vollberechtigter Lehrer an einer Bildungsanstalt höchster Art für ein christliches Volk sollte sein können.“²⁰⁵ Als weniger intolerant erwiesen sich die Einwohner Erlangens, die den beliebten Arzt noch zu Lebzeiten zum Ehrenbürger machten. Erst nach der bayrischen Judenemanzipation von 1861 wurde Herz dann 1869 Ordinarius.

Wie sehr die Zurücksetzung der jüdischen Privatdozenten von ihren wissenschaftlichen Leistungen unabhängig war, beweist auch das Schicksal der drei namhaften Orientalisten unter ihnen: Julius Fürst (Leipzig), Theodor Benfey (Göttingen) und Gustav Weil (Heidelberg). Da die Emanzipation der Orientalischen Philologie an den Universitäten erst begann, und vielfach noch derselbe Theologe, der auch über Altes Testament las, das Fach vertrat, war es für jüdische Orientalisten doppelt schwer, auf dem ihnen so nahe liegenden Gebiet eine akademische Lehrtätigkeit zu finden. Julius Fürst, ein aus der Provinz

²⁰⁴ Über Jacob Bernays (1824–1881) s. *M. Brann*, Geschichte des jüd. theolog. Seminars, S. 54 ff.; *Jacob Bernays*, Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. *M. Fraenkel*, Breslau 1932.

²⁰⁵ Brief der Med. Fak. an den Akad. Senat der Universität Erlangen vom 17. 6. 1854. U.A. Erlangen II, Pos. 1, Nr. 37; zu Herz s. auch *Haberling-Hübotter-Vierordt*, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, 2. Auflage, Berlin 1929–35, Bd. 3, S. 196. – Herz wurde 1862 Honorarprofessor, 1863 a.o. Prof., 1869 Ordinarius.

Posen kommender Doktorand des Hallenser Orientalisten Gesenius, hatte bereits sechs Jahre in Leipzig an einer Konkordanz zum Alten Testament gearbeitet, als ihn auf Empfehlung der philosophischen und theologischen Fakultät 1839 eine Ministerialverfügung zu Vorlesungen über hebräische und talmudische Sprache ermächtigte²⁰⁶. Trotz seines umfangreichen wissenschaftlichen Werks erhielt der bekannte Gelehrte, der ab 1840 die Zeitschrift „Der Orient“ für jüdische Geschichte und Literatur herausgab, erst 25 Jahre später eine Professur in Leipzig. – Der in Göttingen 1828 promovierte Theodor Benfey machte sich vor allem als Sanskritforscher einen Namen und entschloß sich nach fünfzehnjähriger Privatdozentur 1848 zur Karrieretaufe²⁰⁷. Im Fall des Heidelberger Arabisten Weil trat die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichem Rang und äußerer Lebensstellung besonders hervor. Nach Studien in Heidelberg und Paris sowie einem mehrjährigen Orientaufenthalt konnte sich Weil 1836 nur deshalb als Privatdozent habilitieren, weil die Universitätsbibliothek ihn gleichzeitig als Hilfsbibliothekar anstellte²⁰⁸. Zwei Jahre später wurde er ausnahmsweise als Bibliothekar in den Staatsdienst übernommen, welche Stellung seine wissenschaftlichen Arbeiten stark behinderte, da man ihm Forschungsurlaub für die notwendigen Bibliotheksreisen verweigerte. Weil, der inzwischen eine Übersetzung von „Tausendundeine Nacht“ veröffentlicht hatte, suchte 1843 vergeblich um ein Extraordinariat nach, wobei er elf in- und ausländische Orientalisten als Referenzen nannte. Zwar erhielt er dann 1845 den Titel, aber nicht die Besoldung eines Extraordinarius, so daß der international bekannte Gelehrte nach vierundzwanzig Jahren Vorlesungs- und Bibliothekstätigkeit schließlich 1860 drohte, seine Vorlesungen einzustellen, falls er weiter unbesoldet bleibe. Daraufhin wurde er 1861 zum Ordinarius ernannt.

Auch Universitäten, die mehrere jüdische Privatdozenten zuließen, kamen diesen deshalb doch in der Frage des Ordinariats keineswegs entgegen. In Göttingen wurde hiervon neben Benfey der Mathematiker Moritz Stern betroffen, ein Schüler von Gauß, der erst dreißig Jahre nach seiner Habilitation – als erster Jude Deutschlands – 1859 eine ordentliche Professur erhielt. Über die starke Persönlichkeit Sterns schrieb sein Freund Gabriel Rießer, als dessen Habilitation die Universitäten Heidelberg und Jena abgelehnt hatten: „. . . wir leiden im wesentlichen unter dem Druck desselben politischen Unrechts. Aber er . . . bringt weit größere Opfer, denn seine wissenschaftliche Befähigung zu der Stellung, die ihm die Intoleranz versagt, ist weit entschiedener und anerkannter; und dazu hat er jahrelang mit äußerer Not kämpfen müssen, die

²⁰⁶ Sulamith VIII, 2, S. 63; Zur Biographie ADB Bd. 8, S. 211 ff.

²⁰⁷ ADB Bd. 46, S. 358 f.

²⁰⁸ Personalakte Gustav Weil, U.A. Heidelberg, Phil. Fak. III 5 b, Nr. 283; ADB Bd. 41, S. 486 ff. – Weil hatte Studien in Algier, Kairo u. Konstantinopel betrieben und beherrschte neben Arabisch auch Türkisch und Neupersisch.

mir stets fremd war. Und dabei hat er noch nie einen Augenblick den Mut sinken lassen, oder in der unermüdlischen Tätigkeit und Ausdauer nachgelassen; kurz, es ist eine der edelsten und kräftigsten Naturen, die ich kenne.“²⁰⁹ Stern erhielt vom Ministerium zwar eine geringe Gratifikation, lebte aber im übrigen von Privatunterricht und Werkhonoraren so dürftig, daß er die ihm 1838 verliehene Goldmedaille der Brüsseler Akademie der Wissenschaften verkaufen mußte.

Selbst in Kurhessen, wo Juden seit 1833 Beamte werden konnten, lehnte das Ministerium die Gesuche der Privatdozenten Hoffa und Rubino um das Extraordinariat ab. Der 1827 in Marburg habilitierte Altphilologe Joseph Meier Hoffa aus Kassel blieb bis zu seinem Tode 26 Jahre lang Privatdozent. Hoffa, der zum Vorstand der Marburger jüdischen Gemeinde gehörte, ernährte sich durch Sprachunterricht an der Realschule, da alle seine Gesuche um Gratifikation oder Anstellung als Gymnasiallehrer, Bibliotheksbeamter und Lektor erfolglos blieben²¹⁰. Aus ähnlicher Situation zog Josef Rubino, der zweite jüdische Altphilologe Marburgs, nach zehnjähriger Privatdozentur die Konsequenz der Taufe. Die Universität, die ihm schon 1825 ein Extraordinariat verweigert hatte, machte ihn 1832 zum provisorischen Dozenten und verlieh ihm das Prädikat Professor²¹¹. Als ihm 1840 wiederum ein Gesuch um eine außerordentliche Professur abgeschlagen wurde, ließ er sich 1842 nach dem Tode seiner Eltern taufen und wurde so 1843 Ordinarius.

Schneller als Rubino fand sich der Heidelberger Bankierssohn Sigmund Zimmern zur Taufe bereit, der sich 1818 als erster jüdischer Jurist Deutschlands habilitieren konnte. Obgleich ihm schon bei der Habilitation vorbeugend erklärt worden war, daß jede Bewerbung um eine Professur aussichtslos sei, machte er 1821 den Versuch, ein Extraordinariat zu erhalten. Wider Erwarten entschloß sich das badische Staatsministerium zur Bewilligung des Gesuches, „wenn dem nichts als seine Religionseigenschaft entgegenstehe“, und ersuchte Senat und Fakultät um Stellungnahme²¹². Die Heidelberger Juristen-

²⁰⁹ Brief v. 1. 10. 1838, Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 287; zur Biographie von Stern, der sich vor allem mit Zahlentheorie, daneben aber auch mit Orientalistik beschäftigte, s. ADB Bd. 54, S. 502–504; Archiv des LBI New York, Memoirensammlung Nr. 392. Diese Familiengeschichte, geschrieben vom Sohn des Gelehrten, enthält zahlreiche interessante Einzelheiten. Beispielsweise korrespondierte M. S. als Student (1826–29) mit den Eltern nur in Hebräisch.

²¹⁰ Catalogus Professorum Academiae Marburgensis, bearb. F. Gundlach, Marburg 1927, S. 343 f.; AZJ 1837, S. 300; Hoffa vertrat neben der Altphilologie auch Englisch, Französisch und Hebräisch als Universitätslehrer. Autobiographie bis 1830 gedr. in F. W. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Bd. 19, S. 263–268.

²¹¹ Catalogus Prof. Ac. Marb., S. 346 f.

²¹² Schreiben vom 22. 3. 1821. Personalakte Sigmund Wilhelm Zimmern, U.A. Heidelberg, Jur. Fak. III 3b, Nr. 97, sowie Bad. G. L. A. 205, Nr. 587. – Zimmern war Mitglied des Culturvereins. H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 32, 39 ff. und 188 f. Zur Biographie ADB Bd. 45, S. 302.

fakultät lehnte einstimmig ab und betonte, „daß Heidelberg die erste Universität sein würde, die einen solchen bedenklichen Schritt täte, der nicht nur ihre Schwestern, sondern ganz Deutschland mit unangenehmen Gefühlen erfüllte“. Die Fakultät führte zuerst allgemein religiöse, dann speziell politische Gründe – Ausschluß der Juden vom Richteramt – gegen das Gesuch an und bezog schließlich offen Stellung gegen den gefürchteten intellektuellen und sozialen Aufstieg der Juden: „Allein, wenn man den so hoch gehaltenen Titel eines akademischen Professors auch an Juden austellt, wird der Andrang unfehlbar von allen Seiten erfolgen, und die durch ihren Reichtum schon halb allmächtigen, stets unermüdeten und in der Weltweisheit besonders erprobten Israeliten werden gewiß nichts unversucht lassen, den Bruch des Eises zu benutzen, um eiligst eine Scholle nach der anderen abzustößen.“ Hier wird schon 1821 erstmals analog zur Angst vor dem wirtschaftlichen Einfluß der Juden eine entsprechende Angst vor ihrem „Einbruch“ in die Positionen der Universitäten beschworen: Begabung und Ehrgeiz der jüdischen Intellektuellen bedrohen, weist man sie nicht zurück, das Ansehen des Professorenstandes. Galt die große Mehrzahl der Juden infolge mangelnder Assimilation zu dieser Zeit noch als „ungebildet“, so wurde in der intellektuellen Assimilation ohne gleichzeitige Taufe eine entschieden größere Gefahr gesehen. Dies bekamen am stärksten jene Juden zu spüren, die ungetauft die Hochschullaufbahn erstrebten. „Ich gehöre zu der unglücklichen Menschenklasse, die man haßt, weil sie ungebildet ist, und die man verfolgt, weil sie sich bildet“, beschrieb Eduard Gans diese Paradoxie, als er 1821 wie Zimmern vergeblich um eine juristische Professur kämpfte²¹³.

Die Heidelberger Jurafakultät häufte in ihrem Gutachten gegen Zimmern die möglichen Gefahren, die die Professur eines Juden brächte, und verstieg sich zu der Behauptung: „Die nächste äußere Folge wäre ein öffentlicher Indifferentismus, besonders unseren Zeiten gefährlich, und dessen Unheil nicht abzusehen ist. Wir brauchen nur zu berühren, wie die Throne und Altäre durch denselben erschüttert werden, und was alsdann den Juden selbst wegen ihrer gefürchteten Geldmacht und ihres Nationalzusammenhanges drohete.“ Geschickt wird hier an die Furcht der Regierung vor politischen Unruhen appelliert und an den Heidelberger Hep! Hep!-Sturm von 1819 erinnert. Für die Universität ist nach Meinung des Universitätskurators damit zu rechnen, daß sie sich „billigst auf den Verlust sehr würdiger und angesehener Lehrer gefaßt machen müßte“, wenn sie als erste Hochschule Deutschlands einen Juden zum Professor erhebe²¹⁴. Angesichts dieses Widerstandes der Fakultät revidierte das Großherzogliche Staatsministerium seinen Entschluß und lehnte das Gesuch Zimmerns am 14. 5. 1821 kurz ab mit der Begründung, daß die Fakultät hinlänglich besetzt sei. Zimmern erneuerte einen Monat später seinen Antrag,

²¹³ H. G. Reissner, Eduard Gans, S. 65.

²¹⁴ Bericht des Universitätskurators vom 26. 4. 1821, Bd. G. L. A. 205, Nr. 587.

wobei er nur auf dem Titel eines Extraordinarius bestand, auf die Besoldung aber verzichtete. Wohl mit Rücksicht auf seinen Vater, der zu den jüdischen Honoratioren Badens gehörte, verlieh man Zimmern daraufhin den bloßen Ratstitel. Vier Monate später, im September 1821, ließ Zimmern sich taufen und wurde bereits am 11. Oktober zum Ordentlichen Professor der Heidelberger Juristenfakultät ernannt.

Entsprang die Taufe von Gans und Zimmern erzwungenem Opportunismus, dessen Grundlage religiöse Indifferenz war, so bereitete der gleiche Entschluß dem in der Talmudschule Hechingen orthodox erzogenen Samuel Marum Mayer schwerere Gewissenskonflikte²¹⁵. Ein königliches Stipendium hatte dem begabten Juristen Gymnasial- und Universitätsstudien ermöglicht. Als aber der württembergische Justizminister ihm nach ausgezeichnetem Examen 1820 ein Staatsamt unter der Bedingung der Taufe anbot, lehnte er ab und übte neun Jahre die Advokatur mit einem christlichen Kollegen unter dessen Namen aus. Mit der Schrift „Bitten und Wünsche der Israeliten des Königreichs“ wandte er sich 1827 an König und Stände. Auch als Sprecher der Juden behielt er die Gunst des Königs, der ihn 1829 zum Privatdozenten und zwei Jahre später zum Extraordinarius in Tübingen ernennen ließ. Nach langen Kämpfen trat Mayer 1834 zum Luthertum über und wurde 1837 Ordinarius.

Der auf die jüdischen Privatdozenten geübte Taufdruck führte einerseits zu Anpassung oder Resignation, konnte andererseits aber auch als Motivation zum politischen Kampf dienen. Julius Fürst wies als erster der Privatdozenten öffentlich auf die „unwürdige Kleinlichkeit und verachtenswerte Erbärmlichkeit“ hin, der sich jüdische Dozenten an den deutschen Hochschulen konfrontiert sahen²¹⁶. Als Demokrat rief er dann 1848 in seiner Zeitschrift „Der Orient“ die Juden zur Teilnahme an der Revolution auf und wurde selbst Mitglied des Frankfurter Vorparlaments²¹⁷. – Drei jüdische Privatdozenten mußten ihre Lehrtätigkeit aufgeben, weil sie politisch verfolgt oder verurteilt wurden. Der 1826 in Marburg habilitierte Arzt Leopold Eichelberg erhielt 1837 eine Festungsstrafe wegen Verbreitung staatsgefährdender Schriften, 1843–1848 war er wegen Beihilfe zu versuchtem Hochverrat erneut inhaftiert²¹⁸. In Heidelberg wurde 1849 der hier 1843 habilitierte Jurist Alexander Friedländer aus Brilon als Privatdozent von der Universität verwiesen, da gegen ihn als Teilnehmer der badischen Revolution ein Hochverratsprozeß

²¹⁵ A. Tänzer, Geschichte der Juden in Württemberg, S. 29 f. ADB Bd. 21, S. 128 f.

²¹⁶ J. Fürst, Über die Juden und die Hochschulen, in: H. Wuttke, Jahrbuch der deutschen Universitäten II, Leipzig 1842, S. 133.

²¹⁷ J. Toury, Die politischen Orientierungen, S. 70, 78 f.

²¹⁸ Catalogus Prof.Ac. Marburg., S. 223. – Leopold Eichelberg war 1843 in den Jordanschen Prozeß verwickelt und wurde 1848 amnestiert, blieb aber bis zu seinem Tode 1879 Privatdozent.

schwebte²¹⁹. Hauptanklagepunkt gegen Friedländer waren seine Artikel in der Karlsruher Zeitung und eine Rede vor Heidelberger Arbeitern. Ursprünglich zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde der mittellose und kranke Friedländer 1850 unter der Bedingung der Auswanderung begnadigt und fiel bei der Überfahrt in die USA einem Schiffbruch zum Opfer. – Die stärkste politische Aktivität entfaltete der später bekannte Publizist und Staatsrechtler Heinrich Bernhard Oppenheim²²⁰. Der Frankfurter Juwelierssohn hatte nach seiner Promotion in Heidelberg vergeblich versucht, in Berlin zur Habilitation zugelassen zu werden und sich bereits durch seine „Studien zur inneren Politik“ einen Namen als Staatsrechtler gemacht, als ihm 1842 die Privatdozentur an der Universität Heidelberg gestattet wurde. Nachdem ein Gesuch um ein Extraordinariat 1847 vom Innenministerium abgelehnt worden war, gab der finanziell Unabhängige seine Vorlesungstätigkeit auf und lebte vorwiegend in Berlin, wo er während der Revolution als Redakteur der demokratischen Zeitung „Die Reform“ wie auch als Versammlungsredner hervortrat. An der badischen Revolution beteiligte sich Oppenheim 1849 als Redakteur ihres Organs, der Karlsruher Zeitung, woraufhin er aus der Liste der Heidelberger Privatdozenten noch im gleichen Jahr gestrichen wurde und es vorzog, vorübergehend zu emigrieren.

Auch nach vollendeter Emanzipation der Juden blieb der Zugang zum Ordinariat ein untrüglicher Gradmesser der *faktischen* Gleichberechtigung jüdischer Akademiker. Mit diesem Maßstab gemessen, wurde ihnen Chancengleichheit an der deutschen Universität niemals gewährt²²¹. Wo Gesetze und Regierungen jüdischen Ordinarien nicht entgegenstanden, blieb doch der Widerstand der Fakultäten ein letztlich entscheidender Faktor. „Die Fakultäten ließen Ausnahmen zu, gewährten aber keine Gleichberechtigung“, schrieb noch ein Hochschullehrer der Weimarer Zeit über die Situation der Juden an deutschen Universitäten²²². Die Motive der Ablehnung jüdischer Ordinarien mochten sich inzwischen gewandelt und vervielfältigt haben, aber von Anfang an suchten die Fakultäten sich im Bewußtsein sozialer Exklusivität gegen die Konkurrenz jüdischer Dozenten zu schützen.

²¹⁹ Personalakte Friedländer, U.A. Heidelberg, Jur. Fak. III 3 b, Nr. 60.

²²⁰ Personalakte U.A. Heidelberg, Jur. Fak. III 3 b, Nr. 78; *J. Towry*, Politische Orientierungen der Juden, S. 12, 56, 58 f. u. a. *E. Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben, S. 54 f. u. a.

²²¹ 1909 waren etwa 8 % der Studenten, 10 % der Privatdozenten, 7 % der Extraordinarien und nur 2 % der Ordinarien Juden. 1917 gab es nur noch 1 % Ordinarien. Hierüber und über Einzelbeispiele der Zurücksetzung s. *E. Hamburger*, Juden..., S. 55 f.

²²² Prof. Richard Willstätter (1872–1942) Nobelpreisträger für Chemie 1915. *S. Kaznelson* (Hrsg.), Juden im deutschen Kulturbereich, 3. Aufl., Berlin 1962, S. VIII.

SCHLUSS

Überblickt man Aufgabe und Stellung, die die jüdischen Akademiker im Verlaufe der hier behandelten 150 Jahre innehatten, so erweist sich dieser Zeitraum für sie – mehr noch als für die übrigen Juden – als eine Epoche der größten Wandlungen und Krisen. Relativ klar und gesichert war die Stellung der wenigen akademisch gebildeten Ärzte bis in die Zeit Mendelssohns. Gleichgültig ob sie in Italien, Deutschland oder den Niederlanden studiert hatten, nahmen sie als naturwissenschaftlich und talmudisch gebildete Gemeindeärzte in den großen jüdischen Gemeinden eine geachtete Position ein. Insofern sie nicht nur über Kenntnisse der praktischen und theoretischen Medizin, sondern auch über vertiefte Talmudkenntnis verfügten, hatten sie auch teil am Ansehen, das talmudische Gelehrsamkeit in der traditionellen jüdischen Gesellschaft mit sich brachte. Als von den Gemeinden besoldete Armenärzte kamen sie der religiösen Verpflichtung der Gemeinde zur Erhaltung ihrer Mitglieder nach und erwarben daneben in freier Praxis und durch den ihnen gestatteten pharmazeutischen Handel ein überdurchschnittliches Vermögen. Abgesehen von ihren ärztlichen Funktionen übernahmen sie häufig auch andere Gemeindeämter und traten durch Studium und Berufspraxis nach außen hin in begrenztem Umfang in Kontakt mit Gelehrten und Vertretern der höfischen Gesellschaft. In intellektueller Hinsicht wurden einzelne Ärzte zu Vermittlern außerjüdischer Wissenschaften an Juden und damit zu Mitträgern der beginnenden Aufklärungsbewegung innerhalb des Judentums. Grundsätzlich blieb ihre Situation in sozialer Hinsicht aber die aller Juden: als nur tolerierte Schutzjuden lebten sie außerhalb der Ständegesellschaft.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und am Vorabend der von Frankreich her einsetzenden Emanzipationsbewegung wandelte sich die intellektuelle und soziale Situation der jüdischen Akademiker, nicht aber ihre staatsrechtliche Stellung. Ihre Zahl nahm – wie gezeigt werden konnte – im ärztlichen Beruf erheblich zu, und ebenso steigerte sich ihr beruflicher und gesellschaftlicher Kontakt mit der nichtjüdischen Welt. Die Aufklärungsbewegung in und außerhalb des Judentums veränderte die intellektuellen und soziokulturellen Beziehungen der jüdischen Akademiker zu ihrer Umwelt entscheidend und verbesserte die soziale Position der „gebildeten“ Juden, d. h. jener, die Kenntnisse der Umweltkultur besaßen. Mit dem Fortschreiten der kulturellen Assimilation, der Erschütterung des traditionellen jüdischen Bildungssystems und dem Rückgang talmudischer Kenntnisse waren Ansehen und

Autorität der Rabbiner so weit gesunken, daß eine neue jüdische Bildungselite zur intellektuellen Führungsposition aufsteigen konnte, die, da sie sich stark der außerjüdischen Kultur zuwandte, zunächst weniger von Juden als – und das war das entscheidend Neue – von der christlichen Umwelt anerkannt und bestärkt wurde. Die teils autodidaktisch, teils akademisch gebildeten Vertreter der Haskala und der über sie hinausreichenden Assimilation wurden in den Gelehrtenzirkeln und Salons als neue Bildungselite der Juden akzeptiert. Die Akademiker waren nur ein Teil dieser neuen Elite, die aber als ganze die Voraussetzung schuf für die so starke Akademisierung der jüdischen Intelligenz, die unmittelbar nach Beginn der Emanzipationsgesetzgebung beginnen und dann auch die Rabbiner umfassen sollte. Diese Bildungselite der Übergangsepoche war, da bezogen auf die allgemeine europäische Kultur und anerkannt durch deren Vertreter, eine bereits assimilierte Elite, die jedoch – wenn auch in höchst unterschiedlichem Grade – der jüdischen Tradition verhaftet blieb.

Die Judenemanzipation gehörte, soweit sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts schon verwirklicht wurde, zu jenen umwälzenden Sozialreformen, die in Deutschland den Übergang von der Ständegesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft markieren. Die Juden wurden nicht länger als außerhalb von Staat und Gesellschaft stehend definiert, sondern sollten nunmehr als Staatsbürger frei sein, ihren beruflichen und sozialen Ort selbst zu finden. Dem standen allerdings in vielen Staaten noch einzelne Gesetze und überall soziale Vorurteile hindernd im Wege. Dazu kam, daß die erzwungene Konzentrierung der Juden auf den Handel nicht durch eine gewaltsame Berufsumschichtung plötzlich rückgängig gemacht werden konnte.

Nach der weitgehenden Beseitigung der Standesschranken gab es in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft vor allem zwei Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs: den Erwerb von Besitz und den Erwerb von Bildung. Die zweite Möglichkeit konnte für Juden allerdings nur begrenzten Erfolg versprechen, da sie von Beamtenstellungen, d. h. von der staatlichen Exekutive, ausgeschlossen blieben und auch in den freien Berufen teilweise sozialer Diskriminierung unterlagen. Juden, die aufgrund ihrer wirtschaftlichen Aktivität als Großkaufleute, Unternehmer, Bankiers und Gutsbesitzer in das Wirtschaftsbürgertum aufstiegen, fanden kaum Hindernisse, während die jüdischen Akademiker sich durch das Studium zwar dem Bildungsbürgertum assimilieren konnten, aber nicht dessen Berufsprivilegien erhielten. Damit vollzog sich eine neue Berufslenkung, die vor allem die jüdische Intelligenz treffen mußte. Diese bleibende berufliche Diskriminierung hat aber bekanntlich nicht die Entstehung einer schnell wachsenden jüdischen Bildungsschicht verhindert, die bis in die Zeit des Nationalsozialismus einen sich steigenden und außerordentlich starken Beitrag zum deutschen Kulturleben leisten sollte. Richtungweisend wirkte sich der Ausschluß vom Beamtentum allerdings im politischen Sinne aus, indem sich die jüdischen Akademiker – abgesehen von einigen

wenigen Konservativen – ganz überwiegend im Liberalismus und später auch in der Sozialdemokratie engagierten. Eine frühe Öffnung der Staatsämter für Juden hätte sicher auch eine weit stärkere politische Identifizierung mit dem Bürgertum als staatstragender Schicht zur Folge gehabt.

Wie die Emanzipationsgesetzgebung war auch die Universitätsreform Teil der großen Sozialreformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie veränderte den Charakter der alten Landeshochschulen grundlegend, befreite sie – wie es sich an den aufgeklärten Universitäten bereits bewährt hatte – endgültig von enger konfessioneller Bindung und eröffnete durch den Ausbau der philosophischen Fakultät den neu entstehenden Geisteswissenschaften großen Einfluß. Die wissenschaftliche Forschung trat gegenüber der Aufgabe der Ausbildung zukünftiger Staatsbeamter in den Vordergrund, wenngleich der alles beherrschende Neuhumanismus schon bald als Basis des entstehenden Philologenstandes auch erhebliche soziale Bedeutung erlangte. Die Emanzipationsgesetzgebung und der enorme Aufschwung von Universität und Wissenschaft in Deutschland bewirkten gemeinsam, daß sich jetzt eine schnell steigende Zahl von Juden in allen Fakultäten immatrikulierte. Während in den vierziger Jahren die allgemeine Universitätsfrequenz wieder zurückging, wuchs sie unter den jüdischen Studenten weiter an, und um die Jahrhundertmitte stellten die Juden schätzungsweise schon dreimal soviel Studenten als ihrem Bevölkerungsanteil von etwa 1 % entsprach. Obgleich sich inzwischen gezeigt hatte, daß die beruflichen Möglichkeiten für jüdische Akademiker weiterhin sehr begrenzt blieben, übte doch die Universitätswissenschaft eine erstaunliche Faszination auf die jüdische Intelligenz aus. Inmitten der religiösen und sozialen Unsicherheit, die der Untergang der traditionellen jüdischen Lebensform gerade auch bei den assimilierten Intellektuellen hervorrufen mußte, klammerten sich viele – wie die Geschichte des Culturvereins zeigt – an das Prinzip der Wissenschaftlichkeit und glaubten, daß die Zukunft des Judentums allein davon abhängig sei, wieweit die jüdische Religion und Kultur mit diesem Prinzip vereinbart werden könne. Kennzeichnend dafür waren die Pläne zur Errichtung von Lehrstühlen für die Wissenschaft des Judentums und für jüdische Theologie. Das Gefühl der Unterlegenheit in den Wissenschaften und das Streben nach Kompensation, dem schon Tobia Cohen als erster jüdischer Student in Deutschland Ausdruck gegeben hatte, ergriff jetzt auch die Rabbiner und bewirkte, daß die meisten Rabbinatskandidaten sich nach 1815 von selbst zu einem Universitätsstudium entschlossen, das sie allerdings einer Synthese von Judentum und Wissenschaft kaum näher bringen konnte und viele in nur noch schwerere Probleme und Zweifel stürzte. Die Akademisierung der Rabbinerausbildung war eine letzte Konsequenz der Assimilation und zeigte deren Problematik besonders scharf. Bis zur Begründung des Breslauer Rabbinerseminars 1854 erwarben die meisten Rabbinatskandidaten die traditionellen talmudischen Kenntnisse noch bei Rabbinern alten Typs und besuchten danach oder gleichzeitig die philosophischen und theologischen Fakultäten.

Hier hörten sie nicht nur geisteswissenschaftliche Vorlesungen, sondern auch Homiletik und Exegese des Alten Testaments, in der Hoffnung, so bei christlichen Lehrern formal-theologische Kenntnisse zu erwerben. Traditionell-jüdische und modern-wissenschaftliche Bildung blieben weitgehend ohne Verbindung, und ihre Synthese wurde zu einem den Einzelnen meist überfordern- den Problem.

Die Säkularisierung des jüdischen Bildungsideals erfolgte wesentlich schneller als die Profanierung der christlichen Bildung seit Beginn der Neuzeit. Beim Eintritt der Juden in die deutsche Kultur hatte diese eben eine Epoche höchster Entfaltung erreicht, so daß Kunst und Wissenschaft viele Juden bald bis zur Aufgabe der eigenen Tradition absorbierten. Der Hingabe an die Bildung der Zeit entsprach auf der anderen Seite ein großer Verlust an jüdischem Wissen. Der nach 1815 übliche Besuch der Gymnasien bewirkte, daß viele jüdische Kinder schon im Vormärz keinen Religionsunterricht mehr erhielten. Mit der weitgehenden Aufgabe des Gesetzes, dem Verlust des jüdischen Nationalbewußtseins und der wachsenden Emanzipation schwand auch das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Assimilierten. Viele bevorzugten bewußt den Umgang mit Christen. Zudem war unter den Akademikern infolge der verbreiteten religiösen Unsicherheit oder Gleichgültigkeit und wegen des besonderen staatlichen Druckes auf ihr Berufsleben die Zahl der Taufen überdurchschnittlich hoch, so daß aus dieser Gruppe ständig Mitglieder dem Judentum verloren gingen. Nur eine sehr geringe Zahl von jüdischen Akademikern lebte weiterhin streng gesetzestreu und wandte sich der Neo-Orthodoxie zu, die die kulturelle und nationale Assimilation bejahte, aber an der absoluten Autorität der Thora festhielt. Die meisten der bewußt im Judentum verharrenden Akademiker engagierten sich in einer der religiösen Reformbewegungen, in denen sie überall die Führung einnahmen.

Die jüdischen Akademiker des Vormärz bildeten eine absolut offene, divergente Gruppe. Gemeinsam waren ihnen im Positiven die verbliebene – wie auch immer geartete – Bindung an das Judentum und die akademisch geprägte Assimilation, im Negativen die sie treffenden Berufsbeschränkungen. Durch Taufe traten fortlaufend Angehörige der Gruppe in die allgemeine Gesellschaft über. Die Akademiker konnten sich zwar intellektuell voll assimilieren, isolierten sich aber dabei vielfach von den übrigen Juden, ohne andererseits von den christlichen Akademikern als Standesgenossen akzeptiert zu werden. Sie wurden so sozial schwebende Existenzen, die ihre Selbstverwirklichung zunehmend in literarischer und politischer Tätigkeit suchten.

Sowohl der Emanzipationskampf als auch die religiösen Reformbestrebungen aller Richtungen wurden im Vormärz fast ausschließlich von der akademisierten jüdischen Intelligenz geführt, die ein stärkeres persönliches Interesse an diesen Hauptfragen ihrer Existenz entwickelte als die noch traditionell lebende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung. Zur Gruppe der aktiven Reformer gehörten vor allem die Rabbiner und Lehrer, die aber untereinander

keine Einigkeit über den Charakter der Reform erzielen konnten und sich mit ihren Anhängern zwischen den Orthodoxen und den religiös Indifferenten isoliert sahen. Die Gemeinsamkeit der akademischen Ausbildung stellte angesichts der schweren religiösen Probleme keine ausreichende Entscheidungshilfe dar, da geistige Assimilation allein zur Selbstaufgabe führen mußte. Die Mehrheit der Rabbiner gehörte – sei es durch Erziehung, sei es durch Rücksicht auf ihre Gemeinden – zu den konservativen Reformern und lehnte radikale Veränderungen ab. Die Lehrer und andere jüdische Intellektuelle dagegen schritten in den vierziger Jahren von sich aus zur Gründung extremer Reformgemeinden in Frankfurt und Berlin und machten damit die Spaltung der Gemeinden unvermeidlich. Die Frage der Reform spielte auch in der jüdischen Presse, die fast ausschließlich von Rabbinern und Lehrern herausgegeben wurde, die Hauptrolle, ohne daß jedoch dadurch die schweren Konflikte in den Gemeinden überwunden werden konnten. Im Vordergrund der Reform standen allgemein die mehr liturgischen Fragen, während die Entwicklung einer Reformtheologie, wie sie vor allem Abraham Geiger versuchte, im Vormärz erst in Ansätzen verwirklicht werden konnte. Angesichts des völligen Umbruchs im religiösen und sozialen Leben der Juden war die erste Generation der neuen Rabbiner einer solchen Aufgabe noch nicht gewachsen.

Jüdische Akademiker, vor allem Juristen, veröffentlichten die Mehrzahl der Emanzipationsschriften. Der Kampf um die Gleichberechtigung konnte auf jüdischer Seite fast ausschließlich literarisch-publizistisch geführt werden. Die Emanzipationsdebatte wurde nicht nur in den Landtagen, sondern, ausgehend von den reaktionären Pamphleten der Professoren Fries und Rühs bis hin zur christlichen Staatslehre von Friedrich Julius Stahl, weitgehend auch im akademischen Raum ausgetragen. Unzufrieden mit den geringen Wirkungsmöglichkeiten in den jüdischen Gemeinden und von der Staatslaufbahn ausgeschlossen, wandten sich jüdische Akademiker seit der Julirevolution zunehmend liberalen und demokratischen Bewegungen zu. Männer wie Gabriel Rießer, Johann Jacoby und Heinrich Bernhard Oppenheim griffen als Deutsche und Juden bereits aktiv in die öffentliche Politik ein und betrachteten die Judenemanzipation nur mehr als Teilfrage der bürgerlichen Emanzipation in Deutschland. Wie die deutsche Gesamtbevölkerung wurden auch die Juden 1848 in der Paulskirche mehr als zur Hälfte von Akademikern repräsentiert, denen die Revolution damit erstmals die Möglichkeit zu einer aktiven Identifikation mit dem deutschen Bürgertum gab.

DOKUMENTE

I

Kabinettsordre des Großen Kurfürsten an die Universität Frankfurt/Oder betreffend die Aufnahme zweier jüdischer Studenten. 1678. – Früher: Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 51, Nr. 98. Druck bei L. Lewin, Die jüdischen Studenten an der Universität Frankfurt an der Oder, Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft XIV, Frankfurt a. M. 1921, S. 231.

Friedrich Wilhelm Churfürst p. p. Hoch- und Wolgelarte I. G. [liebe Getreue.] Demnach Gabriel Moschowitz¹ und Tobias Moschowitz beyde Juden aus Polen mit eingelegten unterschiedl. Supplicaten eingekommen, darinnen sie berichten, dass sie auf Unserer Universität das Studium Medicinæ zu continuiren, auch die deutsche Sprache zu lernen hergegen auch denen, so es begehren: die hebräische Sprache zu lehren gesonnen und innebenst gebeten, dass sie gleich anderen Studiosen daselbst die Privilegien geniessen möchten, und wir dieses ihr Suchen gnädigst deferiret, als befehlen Wir euch hiermit dieselben alder aufzunehmen und ihnen aller Privilegien gleich anderen Studenten, frey und ungehindert geniessen zu lassen. Seind ... Collen² 29. April 1668 [soll heissen 1678].

An die Universität

zu

F.furt

S. Ch. G. zu Brandenburg U. G. H.³ befehlen dero Raht und Geheimen Camerirer Haydekampfen hiermit in G., den beyden Juden Gabriel Moschowitzen und Tobias Moschowitzen, welche umb die Medicinen zu studieren nach Frankfurt sich begeben wollen, zwanzig Thlr. zu reichen.

Sign. Collen 29. Apr. 1678

(Unterschrift).

¹ Sohn des Mose.

² Kölln, Stadteil von Berlin.

³ Seine Churfürstliche Gnaden... Unser Gnädiger Herr.

II

Kabinettsordre Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg an die Universität Frankfurt/Oder betreffend Aufnahme und Schutz des Studenten Salomon Liebmann, Sohn des Hofjuweliers (Konzept). 1695. – Früher: Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 51, Nr. 91, Vol. II, Bl. 21. Druck bei G. Kisch, Der erste in Deutschland promovierte Jude, MGWJ 78, N. F. 42, 1934, S. 355. Die eingeklammerten Worte sind in der Vorlage durchgestrichen.

Friderich der IIIte, Churfürst.

Unsern etc. Ihr erseheth aus dem Beischluß, welchergestalt unser Hofjubelierer, der Jud Jost Liebmann, seinen Sohn Salomon Liebmann nicht allein die lateinische Sprache erlernen, sondern auch denselben in Polen und andern Ländern die fundamenta in studio medico legen lassen, und wie er denselben ohnlängst auf unsere dortige Universität, umb sich ad gradum doctoralem zu habilitieren geschicket, auch was er deshalb bei uns gehorsambst gesucht. Gleichwie euch nun annoch unentfallen sein wird, was wir hiebevorn wegen einiger Juden, welche aldorten dem studio medico obgelegen, für Vorsehung getan; also ist umb so viel mehr unser gnädigster Wille, daß, weil der Supplikant in unsern Diensten stehet, dessen vorerwehnter Sohn die Privilegia academica mit genießen, und nicht verstattet werden solle, daß ihm von jemand Tort, Schimpf oder Hinderung widerfahren möge, wornach Ihr Euch denn gehorsambst zu achten, solches Euers Orts zu verhüten und (ihn gleich anderen Studiosis medicinae zu traktiren), auch die Privilegia academica (ungehindert) habt genießen zu lassen. Seind etc. Cölln, den 17. Oktober 1695. von Rhetz.

An die Universität zu Frankfurt an der Oder.

III

Kabinettsordre des Landgrafen von Hessen an die medizinische Fakultät der Universität Gießen betreffend die unbefugte Verleihung der Lizentiatenwürde an den Judenarzt Mayer Löw. 1710. – Universitätsarchiv Gießen, Med. Fac. 02, Akte Meyer Löw.

Von Gottes Gnaden Ernst Ludwig, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld etc.

Hochgelahrte, liebe Getreue. Auss den Beyschlüssen habt Ihr zu ersehen, welcher gestalt bey Uns, Mayer Loew, Judt und Med. Practicus, umb gnädigste Concession die Praxin Medicam in Unserem Ambt Blankenstein exerciren zu dorffen, untertänigst nachgesucht, und was er, zur Erhaltung dessen, für Beylagen produciret habe. Nachdem Wir aber darauss mit Befremdung ersehen, daß Ihr nicht allein gedachten Juden fast in gleicher Form, wie sonst denen Candidatis der gradus Licentiatura conferiret wird, und zwar ohne Vorbericht und Bewilligung Unseres Geheimbden Rath und Cantzlers, alss dermahligen Universitäts Cancellarii, würdig erkläret, daß ihm praestitis praestandis honores Doctorales in arte Medica zu conferiren sondern auch Unserm Renthmeister Krebsen zu Blankenstein, dem (?) Juden das practiciren zu zulassen zu befehlen, Euch angemasset habt, da doch dergleichen permission im Lande, von Niemandem als Uns, dem Landesherren, gegeben werden kann. So ist Unser gnädigster Befehl hiermit, daß Uns Ihr hierüber, mit Zurücksendung der Beyschlüssen, Euren unterthänigsten Bericht und Verantwortung binnen 14 Tagen, und zwar nicht

sub nomine Collectivo, sondern Eurer aller und jeden nahmentlichen Unterschrift, erstattet und einschicket. Vorsehens Uns und seynd Euch mit Gnaden wohl gewogen.

Darmstatt am 8. Aprilis 1710

Ex speciali commissione Serenissimi. Fürstl. Hess. Präsident, Cantzler und Geheimbde Rätthe. (2 Unterschriften)

IV

Zeugnis Professor Johann Joachim Schröders in Marburg für den dortigen Universitätsrabbiner Alexander Samuel. 1716. – Hessisches Staatsarchiv Marburg 305 a, A XVII, 3, Nr. 5.

Es hat sich Vorzeiger dieses Alexander Samuel Judischer Rabbi von Metz gebürtig, nachdem er albereits vor einigen Jahren von Ihro Hoch-Fürstl. Durchl. unserm gnäd. Fürsten und Herrn die studirende Jugend in Rabbinicis zu informiren nicht allein unter hiesiger löbl. Universität freyen Schutz, sondern auch jährlich eine nothdürfftige Beysteur erhalten, anjetzo bey zeitigem Decano Facultatis Philosophicae Herrn Profess. Duysingen sich gemeldet, und um ein Attestatum seiner Bequemheit und erwiesenen Fleisses angesuchet; da es nun wohlgemeldeter Herr Decanus mir, als dessen Professionem solches nicht allein ins besonder concernire, sondern mehrere Nachricht von dem gedacht. Rabbinen und seinem Thun hätte, aufgetragen, so habe dieses seinen meriten gemäß ersuchte Testimonium ihm nicht weigern können: Bezeuge demnach hiermit und in Krafft dieses, daß obgedachter Rabbi Alexander Samuel, als ich ihn zu erst gesehen, Rabbi Ordinaire bey einer kleinen Synagoge oder verschiedenen Familien zu Amsterdam gewesen, und daß ich ihn, wegen seiner sonderbaren Erfahrungen in allen Rabbinischen Studiis alda mit vollem Genügen nicht allein selbst gebraucht, sondern auch gesehen und erfahren wie er von vielen andern gelehrten Leuthen als Professoribus, Dnn. van Til, Surenhusio, Hircelio, Hottingero, Dithmario, Schafio, verschiedenen Engelländern und Schweden, auch von Predigern alß Mess^{er} Molnau und Bignon beyden zu Leyden zu dem Ende vor und nach meiner Zeit gebraucht worden, daß er sie zu denen Rabbinischen Schrifften und Büchern anweisen möchte, welches er auch mit solchem successu gethan, daß dadurch verschiedene nützliche Bücher zu der gelehrten Welt gemeinem Nutzen an des Tages Licht kommen seynd. Ins besonder nachdem er sich wegen Ermangelung fernerer Subsistenz anhero begeben, hat er sich alhier bey allen denjenigen welche seiner begehret, so eingezogen und fleissig erwiesen, daß niemalen einige Klage wider ihn gehöret, sondern vielmehr von allen und jeden ins besonder als ein Mann der nebst einer sonderbaren Bescheidenheit auch eine besondere und grosse Wissenschaft in omnis generis Studii Rabbinici libris sich selbst compariret und seinen Scholaren mitzuthailen suche, welches ich, da ich durch eigene Erfahrung davon versichert bin, gern und willig der Wahrheit zusteuer hiermit, durch meine eigene Hand und Siegel, attestire und bekräftige. Marburg den 15ten Januarij 1716.

Johann Joachim Schröder,
Histor. Eccles. & Lingg. Sacrar. atq; Orient.
Professor. Ord.

In pleniorem fidem Testimonium hoc Facultatis Philosophicae
Sigillo signari curavit p. t.

Decanus.

V

Schutzbrief und Promotionserlaubnis König Friedrich Wilhelms I. für den Studenten Moses Salomon Gumperts an der Universität Frankfurt/Oder. 1721 (Konzepte). – Früher: Geheimes Staatsarchiv Berlin Rep. 51, Nr. 91, Vol. II, Bl. 106 u. 110. Druck bei G. Kisch, *Der erste in Deutschland promovierte Jude*, MGWJ 78, N. F. 42, 1934, 359 u. 361.

a)

Friedrich Wilhelm König.

Auf des jüdischen Studiosi Medicinae Moses Salomon Gumperts hierbeigefügtes Supplicatum werdet Ihr hiermit in Gnaden befehliget, da Supplikant Studierens halber nach Frankfurt sich begeben will und den Gradum Doctoratus ambiret¹, demselben nachdrücklich Schutz wider männiglich, insonderheit die dortige studierende Jugend zu halten, allenfalls daß Ihr Bedenklichkeit dabei fündet, sofort zu berichten.

Seind etc. Berlin, den 15. Juli 1721.

M. L. von Printzen.

b)

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König in Preußen,
Markgraf zu Brandenburg, des Heil. Röm. Reichs Erzkämmerer
und Churfürst etc.

Unsern gnädigen Gruß zuvor. Hochgelahrte, Liebe, Getreue. Weiln Ihr in Euren alleruntertänigsten Bericht von 10. dieses dem jüdischen Candidato Medicinae Moses Salomon Gumperts, wegen seiner Wissenschaft ein besonders gutes Zeugnis beileget, sonsten auch auf anderen Universitäten einige Juden zu Doctoren promoviret worden, so seind wir auch allergnädigst zufrieden, daß derselbe zum Doctore Medicinae kreiret werde, gestalten wir Dir dem Decano Facultatis Medicinae D. Goelicken kraft dieses Autorität und Macht geben, diesen jüdischen Candidatum Gumperts in Doctorem Medicinae zu kreiren und demselben alle davon dependirende Immunität und Praerogative beizulegen.

Seind Euch mit Gnaden gewogen.

Geben Berlin, den 22. Septembris 1721.

Friedrich Wilhelm m. p.
M. L. von Printzen.

VI

Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin. Auszug aus dem 1730–1797 geführten Matrikelbuch. – Druck der Gesamtmatrikel: Archiv für Sippenforschung, Jahrg. 11–12, 1934–35. – Die vermutlich oder nachweislich jüdischen Studenten sind in der Matrikel nicht immer als „Israeliten“ gekennzeichnet – vgl. Spalte „Zusatz“. Die rechte Spalte wurde von der Verf. hinzugefügt und enthält die andernorts nachweisbaren Immatrikulationen gleichnamiger Studenten gleicher Herkunft. – Die Liste kann weder Vollständigkeit noch Sicherheit in allen Fällen beanspruchen, läßt aber doch eine erstaunlich hohe Anzahl jüdischer Studenten erkennen (114) unter den insgesamt 3799 im Matrikelband Verzeichneten.

¹ „und ... ambiret“ in der Vorlage durchgestrichen.

Name	Herkunft	Immatri- kulation	Zusatz	Andere Immatrikulationen
Levin, Abraham Meyer, Elkan Bendix	Königsberg Berlin	10. 11. 1738 17. 10. 1747		Königsberg 1731 Prom. Halle 1753
Samuel, Bernhard	Samoscht (Polen)	20. 11. 1753	Israelit	
Salomon, Levi	Berlin	5. 5. 1755		
de Lemos, Joseph	Hamburg	7. 8. 1755		
Meyer, Abraham	Brodi (Polen)	7. 8. 1755		
Levin, Raphael	Lissa	17. 9. 1755		
Hirschel, Levin Elias	Berlin	18. 5. 1756		
Koreff, Joachim	Prag	4. 12. 1756		Promot. Halle 1757
Koreff, Lazarus	Prag	4. 12. 1756		
Levin, Baruch	Frankfurt/O.	20. 11. 1760		Frff./O. 1761
Meseritz, Samson	Prag	10. 9. 1761		
Kalix, Samson	Jerusalem	31. 12. 1761		Frff./O. 1764
Hermson, Jacob Aron	Polnisch-Preußen	3. 5. 1762		
Levi, Meyer	Düsseldorf	8. 11. 1762		Gießen 1761 Duisburg 1765 Göttingen 1775
Moses, Marcus	Preßburg	8. 8. 1763		Prom. Bötzwow 1766
Hirschel, Nathan Michael	Preßburg	2. 2. 1764		
Kisch,	Prag	2. 1764		
Levi, Moyse	Samoschin	5. 1764		
Ginsburg, Meyer Hartog	Schlucka	18. 6. 1765		
Aronson, Jeromi	Berlin	28. 6. 1765		Promot. Halle 1771
Jacob, Meyer	Meseritz	4. 11. 1765		
Salomonson, Moses	Friedeck, O. S.	21. 11. 1765		
Leon, Beer	Wilna	16. 12. 1765		
Bruck, Abraham	Halberstadt	16. 1. 1766		
Levin, Hirsch	Krakau	13. 10. 1766		
von Emden, Alexander	Emden	1. 12. 1766		Prom. Duisb. 1770
von Emden, Salomon	Emden	1. 12. 1766		
Hirsch, Salomon	Lemberg	17. 10. 1767		
Eli, Pinaas	Collin	5. 11. 1767		Prom. Frff./O. 1770
Meyer, Israel	Schwerin	11. 12. 1767		Bützwow 1765
Levin, Behrens	Sahland (Polen)	26. 2. 1768		
Hirschberg, Jacob Dr. med.	Prag	31. 3. 1768		Prom. Halle 1751
Fliess, Joseph	Berlin	18. 8. 1768		Leipzig 1774 Göttingen 1779
Hirschel, Gabriel	Breslau	11. 8. 1768		
Elkan, Levin Beer	Fürth	15. 11. 1768		
Wolf, Levin	Landsberg a. W.	8. 5. 1769	Israelit	Prom. Frff./O. 1772

Name	Herkunft	Immatri- kulation	Zusatz	Andere Immatrikulation
Hertz, Markus	Berlin	19. 9. 1770	Israelit	Königsberg 1766 Prom. Halle 1774
Gohl, Jacob	Sarto (Polen)	30. 5. 1771	Israelit	
Meyer, Cosmann Abraham	Berlin	7. 11. 1771	Israelit	Fr./O. 1769
Mendel, Levin	Königsberg	28. 12. 1772	Israelit	Königsberg 1769
Fraenkel, Liebmann Jacob	Berlin	9. 1. 1773	Israelit	
Wolff, Hironymus	Berlin	5. 11. 1773	Israelit	
Goslar, Nathan	Halberstadt	31. 10. 1774	Israelit	
Benjamin, Moses	Düben (Polen)	8. 5. 1775	Israelit	
Lachmann, Joseph	Wilna	30. 5. 1775	—	Königsberg 1777
Samuelson, Simon	Frankfurt/O.	3. 11. 1775	—	Prom. Fr./O. 1779
Wolf, Hirsch	Polen	19. 4. 1776	Israelit	
Marcus, Samuel	Schlesien	20. 6. 1776	—	
Heimann, Joseph	Schlesien	9. 8. 1776	—	Prom. Halle 1782
Lazarsohn, Wolf	Straßburg	29. 11. 1776	Israelit	
Hirsch, Levi	Halle	1. 1. 1777	Israelit	
Wolff, Samuel	Polen	1. 1. 1777	Israelit	
Mendel, Moses	Königsberg	11. 2. 1777	—	
Veit,	Mannheim	1. 5. 1777	—	
Bing, Israel	Berlin	16. 5. 1777	—	Prom. Halle 1783
Levy, Salomon	Berlin	4. 11. 1777	—	Fr./O. 1778
Oppenheimer, David	Berlin	12. 11. 1777	—	
Hertz, Simon	Nimwegen	15. 5. 1778	—	Prom. Fr./O. 1780
Boehm, Baruch	Berlin	5. 11. 1778	—	
Joel, Aron	Halberstadt	16. 12. 1778	—	Königsberg 1773, Prom. Fr./O. 1781
Marcus, Samuel	Königsberg	18. 12. 1778	—	Prom. Fr./O. 1782
Salomon, Jonas Isaac	Aurich	11. 5. 1779	Israelit	
Raphael	Glogau	12. 10. 1779	Israelit	
Akard, Elias	Wilna	12. 10. 1779	—	Prom. Halle 1783
Jacob, Hirschel	Cosel	28. 8. 1780	Israelit	
Sobernheim, Salomon	Zülz	22. 6. 1781	Israelit	Prom. Fr./O. 1787
Abraham, Joel	Berlin	3. 7. 1781	Israelit	
Horwitz, Wendel Levi	Hasenpoth (Kurland)	29. 10. 1782	—	
Wolf, Friedrich	Lissa	1. 11. 1782	—	Fr./O. 1788
Akord, Abraham Samuel	Wilna	1. 11. 1782	—	Königsberg 1778
Liebmann, Meyer	Warschau	3. 3. 1783	—	
Samuel, Model	Berlin	6. 5. 1783	—	
Wormes, David	Hamburg	19. 10. 1784	—	
Marcus, Jacob Josef	Erfurt	16. 11. 1784	Israelit	
Wessely, Naphtali				

Name	Herkunft	Immatri- kulation	Zusatz	Andere Immatrikulation
Moses	Hamburg	13. 5. 1785	Israelit	Göttingen 1788
Pincus, Salomon Heymann	Rathenow	3. 6. 1785	Israelit	
Bing, Abraham	Berlin	1. 1. 1785	Israelit	Göttingen 1788
Jury, Isaac	Lissa	1. 1. 1785	Israelit	
Berend, Abraham	Glogau	28. 10. 1786	—	
Beer, Joseph	Kurland	29. 10. 1786	Israelit	
Seckel, Gideon	Heidelberg	8. 11. 1786	Israelit	Heidelberg 1785
Loewen, Samuel	Potsdam	22. 11. 1786	—	
Naphtalison, Eli	Friedland	22. 11. 1786	Israelit	Prom. Frf./O. 1788
de Lemos, Aron	Berlin	22. 11. 1786	Israelit	
de Lemos, Daniel	Berlin	22. 11. 1786	Israelit	Königsberg 1791
Wallich, Emanuel	Koblenz	6. 12. 1787	Israelit	
Friedlaender, Michael Meyer	Königsberg	3. 1. 1788	Israelit	Königsberg 1782, Göttingen 1789, Prom. Halle 1791
Bevern, Joseph	Halle	2. 7. 1788	Israelit	
Hirschel, Moses	Züllichau	19. 11. 1788	—	
Levi, Isaac	Königsberg	16. 12. 1788	—	Prom. Frf./O. 1791
Flies, Isaac Beer	Berlin	17. 12. 1788	—	
Davidsohn, Wulff	Berlin	24. 1. 1789	—	
Heinemann, David	Berlin	6. 3. 1789	—	
Jacobsen, Behrend Heinrich	Lübeck	2. 5. 1789	—	
Teich, Heimann	Persedbors	16. 10. 1789	—	
Meyer, Abraham	Berlin	26. 11. 1789	—	
Isac, Salomon	Satnowe	23. 1. 1790	—	
Levin, Joseph	Neustadt (Preußen)	27. 11. 1790	Israelit	
Laband, Israel	Oberschlesien	17. 1. 1791	—	
Heydemann, Jerson	Neumark	27. 1. 1791	Israelit	
Veit, David Joseph	Berlin	8. 2. 1791	Israelit	Göttingen 1793, Jena 1794, Prom. Halle 1797
Schlesinger, Joseph	Polen	19. 2. 1791	—	
Marx, Elieser	Hannover	20. 1. 1792	—	Göttingen 1792
Levi, Joseph	Ostfriesland	29. 2. 1792	—	Göttingen 1793
Marcuse, Moses	Hannover	20. 10. 1792	Israelit	Göttingen 1794, Frf./O. 1796
Liebmann, Joachim	Berlin	2. 10. 1794	Israelit	
Natan, Lion	Trier	18. 10. 1794	Israelit	
Itzig, Meyer	Züllichau	16. 11. 1794	Israelit	
Simson, Johann Gottlieb	Friedland (Westpr.)	1. 1. 1795	Israelit	
Hollaender, Hermann	Ferchen (Schlesien)	7. 10. 1796	Israelit	
Wulff, Abraham	Griss-Glogau	13. 2. 1797	Israelit	
Maendel, Absalom	Göttingen	16. 3. 1797	—	
Levin, Moses	Fürth	13. 4. 1797	—	

VII

Statuten des von einigen hier in Würzburg studierenden jüdischen Theologen gebildeten Vereins 1827. – Universitätsarchiv Würzburg, 1645, fol. 44 ff.

Dieser Verein besteht gegenwärtig aus sieben Gliedern und hat wechselseitige Belehrung in der geistlichen Beredsamkeit zum Zwecke. Zu dessen Realisierung sind folgende Punkte verabredet und beschlossen worden.

§ 1

Jeden Samstag (Vormittags in einer zu bestimmenden Stunde) wird von einem in angemessener Kleidung erscheinendem Mitgliede des Vereins ein Vortrag in deutscher Sprache über einen religiösen oder moralischen Gegenstand gehalten, dessen Dauer höchstens auf eine Stunde bestimmt ist.

§ 2

Jede Auszielung auf irgend eine Person oder Sache, jede mit den Grundsätzen und Maximen unserer Religion nicht übereinstimmende Äußerung ist bei diesen Reden auf das Sorgfältigste zu vermeiden.

§ 3

Zur Verfolgung des Zweckes in allen seinen Richtungen soll jedes Mitglied, nachdem sich die fremden Anwesenden entfernt haben, seine Meinung über die gehaltene Rede aussprechen, und auf deren Mängel und Fehler frei und ungebunden – jedoch in geziemenden Ausdrücken – aufmerksam machen. Jeder Spott oder sonstige Rüge, die nicht den Charakter der Belehrung trägt, ist auf's Nachdrücklichste untersagt.

§ 4

Über die Art und Weise der Leistungen, insbesondere aber über die Kritik der Reden, haben die Mitglieder gegen fremde Personen ein strenges Stillschweigen zu beobachten; auch im Falle des Austritts eines Mitgliedes ist dieses sowohl von den übrigen Mitgliedern als von der austretenden Person genau zu befolgen.

§ 5

Die Zahl der Mitglieder kann nur bis auf Zwölf erhöht werden, doch sollen schon, wenn sie auf zehn gesteigert ist, an jedem Sabbath zwei Reden gehalten werden, und zwar die eine Vormittags, die andere Nachmittags.

§ 6

Sollte ein Mitglied an dem für seine Rede bestimmten Samstag verhindert sein dieselbe zu halten, so werden, um alle Unordnung und Zwistigkeiten zu vermeiden, mit Zustimmung der Gesellschaft am folgenden Sabbath zwei Reden gehalten. Doch kann das verhinderte Individuum mit einem andern wechseln, auf jeden Fall aber muß die Gesellschaft hievon so bald als möglich benachrichtigt werden und sich wirklich ein Grund zum Aussetzen vorfinden.

§ 7

Einem aus seiner Mitte gewähltem Präses überträgt der Verein die Sorge für die Ausübung der von jedem Mitgliede übernommenen Pflichten und für die strenge Beobachtung aller hier aufgezeichneten Punkte.

§ 8

Mit dem Präses beginnt die Reihe der zu haltenden Vorträge, an ihn schließen sich die übrigen Glieder dem Alter nach an, und nach vollendetem Cyclus wird dieselbe Reihenfolge wieder von Neuem beobachtet.

§ 9

Der Präses wird durch Ballotage gewählt, und zwar auf ein ganzes Semester; jedoch kann er für die Folgezeit wieder gewählt werden. Jedes Mitglied, im Falle es nicht besondere Gründe dagegen anzugeben hat, ist verpflichtet sich diesem Amte zu unterziehen.

§ 10

Zur Aufnahme eines neuen Gliedes werden folgende Eigenschaften von ihm verlangt: es muß

- I einen religiösen und moralisch guten Wandel führen,
- II den erforderlichen Grad von Bildung besitzen, und
- III an der hiesigen Universität zu seiner Ausbildung als jüdischer Theolog studieren.

§ 11

Ein solches Individuum hat sich an ein Mitglied oder gleich an den Präses zu wenden, und dieser läßt für ihn von der Gesellschaft ballotieren, wozu ein jedes Mitglied seine Stimme zu geben verpflichtet ist.

§ 12

Durch Stimmenmehrheit wird das sich meldende Individuum aufgenommen; bei Gleichheit der Stimmen bleibt es aber ausgeschlossen.

§ 13

Die in Zukunft noch hinzukommenden Mitglieder machen keine Störung in der Aufeinanderfolge der schon vorhandenen, sondern schließen sich nacheinander an.

§ 14

Jedes neu aufgenommene Mitglied hält seine erste Rede blos im Beisein der übrigen Gesellschaft, ohne Hinzulassung fremder Personen.

§ 15

Ein Mitglied, das aus dem Verein treten will, muß 14 Tage vorher dem Präses eine schriftliche Anzeige davon machen, die dieser dann der Gesellschaft vorzulegen hat.

§ 16

Hat ein Mitglied durch sein tadelhaftes Betragen oder durch Verletzung der übernommenen Pflichten sich das Mißfallen der Gesellschaft zugezogen, so soll dasselbe, nach vorhergegangenem Stimmensammeln durch den Präses von der ferneren Theilnahme am Vereine ausgeschlossen werden können, ohne jedoch demselben davon Rechenschaft geben zu müssen.

§ 17

Über die Ursache sowohl als über das Ausstoßen selbst hat die Gesellschaft ein strenges Schweigen zu beobachten.

§ 18

Es werden wenigstens vor Beendigung des ersten Cyclus der zu haltenden Vorträge keine Zuhörer eingeführt; nach derselben aber ist jedem Mitgliede erlaubt, drei

anständig gekleidete Personen, männlichen Geschlechts, einzuführen, für deren Benehmen und Qualifikation aber der Einführende verantwortlich ist.

§ 19

Sollte ein Mitglied sich in seinem Rechte beeinträchtigt glauben oder sonst eine Mißhelligkeit unter den Gliedern entstehen, so ist dem Präses davon Kunde zu geben, welcher jede Zwistigkeit zu schlichten suchen wird oder nöthigenfalls es dem Vereine vorträgt.

§ 20

Der Verein besteht fort, es mag ein großer oder kleiner Theil der Gesellschaft aus ihm heraustreten; auch liegen sodann einem jeden Mitgliede dieselben Pflichten ob, wie früher.

§ 21

Für ein zur Haltung der Vorträge geeignetes Lokal hat der Präses zu sorgen, so wie auch für feierliche Stille und Ordnung ein jedes Mitglied das Seinige beizutragen hat.

VIII

Schreiben eines studierenden Israeliten an... Mitgeteilt von Herrn Landesrabbiner Dr. Herzheimer in Bernburg. (Vermuthlich der Autor) – Sulamith VIII, 2, 1842, S. 303–307.

B., am 28. Dezbr. 1842

Theurer Freund! Ich stehe jetzt am Scheidewege meines Lebens. Welchen Weg nun einschlagen? Meine Verlegenheit ist grenzenlos. Mein Abiturienten-Examen ist bestanden; die erforderlichen Vorkenntnisse zum Studiren auf der Universität habe ich erworben; aber welches Fach nun studiren? Das ist die peinliche, Tag und Nacht meine Eltern und mich quälende Frage. Zum ärztlichen Fache habe ich durchaus keine Neigung. Zudem hätte ich als Jude, als deutscher Jude, der mehr zum Leiden, als zum Heilen geboren, keine Hoffnung zu einer Anstellung als Arzt. Eben so wenig darf ich als Jude Apotheker werden. Soll ich Jurisprudenz, Cammeralia, das Forst- oder Bauwesen studiren? Aber alle diese Wirkungskreise sind ja dem Juden meines Vaterlandes verschlossen. Oder soll ich der so unsicheren Hoffnung, es werde der Jude bald zu jeglichem Staatsdienste zugelassen werden, meine beste Jugendzeit, mein ganzes, beschränktes Vermögen zum Opfer bringen? – Zur Philosophie hätte ich große Lust; aber wiederum steht mir die Religion im Wege. Wer in unserm Lande nur an den einzig-einigen Gott und Belohnung im ewigen Leben allein glaubt, wird mit seinen Ansprüchen an jene Welt verwiesen. Die Philologie war immer mein Lieblingsstudium; gern würde ich mich ihr widmen; aber würde ich als Jude je an einer Universität oder einem Gymnasium eine Lehrstelle erhalten? Die heidnische, griechische, und lateinische Literatur würde die Schulen nicht gefährden, aber mein Glaube an den einzig-einigen Gott könnte sie entchristlichen!! Soll ich grollen mit der Vorsehung, daß sie mich nicht ausgezeichnet – als Musik-Genie, das Einzige, worin der Israelit gleiche Berücksichtigung mit dem Christen findet? – Man rieth mir, das Lehramt an jüdischen Schulen zu wählen. Allein außer dem Religionsunterricht und etwa noch einigen Brosamen Hebräisch, wird an den meisten Orten für jüdische Schulen nichts verlangt; die Jugend soll den ganzen übrigen Unterricht in den christlichen Schulen erhalten; das erfordert hier der Mangel an Mitteln für vollständige israeli-

tische Schulen, dort das Vorurtheil, daß durch den Besuch der christlichen Anstalten die Scheidewände zwischen Christen und Juden fielen. – Ein Weg bliebe mir also nur noch übrig. – Den Religionswechsel meinst du? Freilich würden mir dadurch alle Bahnen des Verdienstes und der Ehre geöffnet, nichts würde mich dann mehr hindern, mein Brod zu finden, meinen Durst nach Kenntnissen und wissenschaftlicher Ausbildung, nach gemeinnütziger Wirksamkeit zu befriedigen. Schon das Studiren würde mir durch Stipendien und Unterstützung erleichtert, wie meine alsbaldige Beförderung durch einflußreiche Pathen und Judenbekehrer bewirkt. Doch so Etwas besorgst du nicht von deinem Freunde. Nein, so leichtsinnig bin ich noch nicht geworden, die Religion, die christliche wie die jüdische, so zu schänden. Wie sollte ich jene christliche Einweihungs-Ceremonie zur Prämie, zur Assekuranz der Heuchelei herabwürdigen! Und mein jüdischer Glaube – ich müßte nicht an die Vorsehung, die mich in dieser Confession hat geboren werden lassen, glauben, wollte ich eigenmächtig meine angeborene Religion, weil sie nicht mehr Staatsreligion, wie meinen alten, die Staatsmode nicht mehr mitmachenden Rock ablegen. Was würde aus den Religionen werden, wenn sie zu Gegenständen des Tauschhandels herabsänken? was aus allem Höhern und Heiligen, wenn das Höchste, das Heiligste so unbedenklich für irdische Güter verschachert würde? was aus meiner unterdrückten Glaubensgenossenschaft, wenn sich gerade die Befähigtern, die Gebildetern von ihr trennten, und ihr so die pecuniären Mittel zur Erhaltung der Synagoge und Schule, wie die moralischen und intelligenten Kräfte entzögen? – Nein, ich meine das theologische Studium. Als Rabbiner fände ich auch ohne jenen Schritt mein einstiges Brod; fände ein großes Feld, Heilsames zu wirken. Allein wenn mir auch die Predigtgaben glücklicherweise nicht fehlen, mit welchen Schwierigkeiten hat der heutige Rabbiner zu kämpfen! Von ihm wird verlangt, daß er gleich dem christlichen Prediger in Sprachen und Wissenschaften bewandert, zugleich aber auch gleich den alten Rabbinern auf dem Oceane des Talmuds ein geübter Schwimmer sei; von ihm wird verlangt, daß er nicht bloß wie die frühern Rabbiner zwei Mal im Jahre, sondern jeden Sabbath und jeden Festtag predige, schön, ausgezeichnet predige, daß es gefalle den Neuern und den an die Deraschos (talmudische Vorträge alter Art) gewöhnten Alten; daß es sich nicht auf dem kaltlassenden Gebiete des Allgemeinen halte, aber doch auch nicht auf dem schmalen Stege der konkreten Zeitfragen, der speciellen Angelegenheiten des Kultus, des Rituals, der Schule, der Reform, der Lehre und des heutigen Judenthums, sich so bewege, daß es der einen Partei zum Ärgerniß, oder der andern zum Spott, oder der Gemeinde Anlaß zur innern Zwietracht werde. Dazu soll er auch außer den Fest- und Fast-, Sabbath- und Neumondstagen, täglich, wenigstens wöchentlich, zwei Mal den Gottesdienst besuchen, Religions-, Confirmanden- und andern Unterricht in der jüdischen Schule ertheilen, die casuistischen Anfragen entscheiden, bei jeder Trauung eine Rede halten, in jeder Gemeinde seines Rabbinats confirmiren, die Schule inspiziren, Lehrer und Schächter examiniren, und, was schwieriger als Alles, auch – Heuchler sein. Er muß fromm sein, sonst ist er kein Rabbiner, sprechen die Frommen; er muß fromm sein, wenn auch nur äußerlich, dafür bezahlen wir ihn ja, sagen die Nichtfrommen; er darf sich nicht erlauben, was uns erlaubt ist, sonst ist er nicht unser Sündenträger, sagen die, welche nicht wissen, was sie sagen; er muß sich verstellen, sonst ist der Hader vor der Thür, wollen wiederum die Andern. – Himmel! ich soll auf der Höhe der Zeitbildung stehen, und doch mit dem Geiste der Erleuchtung, der Wissenschaft und der Philosophie den eingefleischten Orthodoxen alter Art in mir vereinigen! ich soll tausendkünstlerisch Allen, den Alten und den Neuen gefallen, und mein Leben und meine Ansichten mit der bewegten Zeit, mit dem Fortschritte der Wissenschaft und zugleich mit dem Stabilismus in wunderbaren Einklang bringen? ich soll den Orthodoxen, den Halbwissern und denen, welche nicht wissen, was sie eigent-

lich wollen, zu Gefallen, mich allen geselligen, bildenden und erheiternden Genüssen und Berührungen einsiedlerisch entziehen, und unbekümmert um die Erhebung Israels nichts wirken und nichts thun, um den lieben Frieden zu erhalten, – um selbst mein Stückchen Brod in Ruhe zu genießen? ja, ich soll mein ganzes Leben lang daran studiren, ein Chamäleon zu werden? Nein, das kann ich nicht. Und wenn ich es könnte, und wenn ich mich all den inneren und äußern Kämpfen preisgeben wollte, wie dünne sind doch die Rabbinate gesäet, wie kärglich die Rabbiner-Besoldungen, wie viel Anstrengungen kostet es den Gemeinden, diese kärglichen Gehalte aufzubringen bei der geringen Zahl der Beitragenden, bei den anderweit drückenden Abgaben und Gemeindelasten, bei den ungünstigen Handelsconjuncturen, bei dem Taufen, Wegziehen oder Verarmen der Contribuenten! Zuschüsse vom Staate sind ja, außer Württemberg und Bernburg, noch selten und unbedeutend. Und ist endlich nicht auch das noch ein abschreckender Übelstand, daß in so vielen Ländern das Rabbinat von den Staatsbehörden fast gänzlich ignorirt, dessen Autorität keine Unterstützung gewährt und dadurch die fortgeschrittenen und gebildeten Rabbiner entmuthigt, das Judenthum selbst in der Geringschätzung seiner geistlichen Vertreter vernichtet werden? – Rabbiner will und kann ich darum nicht werden. Was soll ich nun aber denn anfangen? * O erfreue baldigst mit Deinem Rathe

Deinen

.....

* Das ist allerdings eine wichtige, bedeutungsvolle Frage, deren Lösung leider so viele jüdische Eltern und wissenschaftlich gebildete Jünglinge in Deutschland sehr beunruhigt, welche den Waaren- oder Wechselhandel nicht lieben, oder nicht wählen wollen und können, auch keine Freunde einer Auswanderung nach Amerika u. s. w. sind. D. H.

IX

Julius Fürst, Die Errichtung oder Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät. (Auszug aus einer Besprechung des Werkes von Abraham Geiger, „Über die Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät“, Wiesbaden 1838.) – Jahrbuch der Deutschen Universitäten, hrsg. Heinrich Wuttke, Bd. II, Leipzig 1842, S. 135–138.

Seit zehn Jahren wurde schriftlich und mündlich dieser Gegenstand unter den Juden verhandelt, da die neuern jüdischen Theologen schon seit 1819 das Studium der jüdischen Theologie nach alter hergebrachter Weise, bestehend in dem Erforschen des Talmudismus und Mosaismus im Sinne der praktisch-rabbinischen Orthodoxie, ohne wissenschaftliche Kritik, aufgegeben, und das Bedürfniß nach einer wissenschaftlichen jüdischen Theologie das allgemeine Bedürfniß wurde. Zunz wünschte schon eine solche Fakultät als Pflanzschule für die jüdische Theologie, dasselbe thaten nach ihm viele jüdische Gelehrte, und Geiger sprach sich darüber in seiner wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie (B. II. S. 1–21) in klaren, eindringenden Worten aus; aber keiner wußte diese Idee so populär und allgemein zu machen als Dr. Philippson, Religionslehrer der Judengemeinde in Magdeburg, obgleich sie nur eine Kopie der geigerischen Äußerung war. Den 24. Okt. 1837 übergab er in Nr. 88 seiner allgemeinen Zeitung des Judenthums dem Publikum eine Aufforderung durch Unterschriften einen eisernen Fonds von 100,000 Thaler herbeizuschaffen, um von dessen Zinsen eine jüdisch-theologische Fakultät und ein jüdisches Seminar errichten und erhalten zu

können. Diese Aufforderung hat dadurch, daß sie in einer jüdischen Zeitung erschienen und in den verständlichsten, allgemeinfäßlichsten Ausdrücken abgefaßt war, die größte Verbreitung und Allgemeinheit gefunden; das Journal des Débats, der hamburger Korrespondent, die Universalkirchenzeitung und fast die meisten belletristischen Blätter lenkten sogar die Aufmerksamkeit des christlichen Publikums auf diesen Gegenstand; altgesinnte Gemeinden wie neugesinnte erkannten die Wichtigkeit einer solchen Fakultät und selbst die Indifferentesten unter den Juden wurden aus ihrer Thatlosigkeit aufgerüttelt. Allein bald zeigte sich auch der große Nachtheil für diese Angelegenheit in der Persönlichkeit des Dr. Philippson, da dieser sich nicht einmal einen mittelmäßigen Ruf in der Wissenschaft erworben und doch so anmaßend als Führer und Leiter der Juden auftrat, daß die Gebildeten sich allenthalben zurückzogen und erst abwarten wollten, bis seine Anregung in den Hintergrund getreten sein wird. Zwar bildete sich in Hamburg ein Verein zur Beförderung der Subskriptionen; das Obervorsteherkollegium in Breslau erließ ein Cirkular an seine Gemeinde, aber nach Verlauf von Jahren waren trotz aller Bemühungen der Vereine kaum 13,000 Thaler gezeichnet, da die Gelehrten und in deren Gefolge auch die Reichen und Bemittelten sich ganz zurückzogen. Im Jahre 1838 gab nun auch Dr. Geiger das angezeigte Schriftchen über diesen Gegenstand heraus, welches durch seine gesunden Ansichten und wissenschaftliche Abfassung viel kräftiger auf die Gebildeten einwirkt, und es wird vielleicht nicht überflüssig sein, hier einen kleinen Bericht über dasselbe zu geben, zumal da es in vielfacher Beziehung in den Kreis dieses Jahrbuches gehört. Die allgemeine unter den Juden jetzt geltende Überzeugung, daß die jüdisch-theologische Wissenschaft nur an Universitäten oder durch eine jüdisch-theologische Fakultät eine gewisse Haltung in der Wissenschaft und heilsamen Eindruck auf's Leben erlangen kann, führt den Verf. zur Schilderung des Wesens unsrer Hochschulen selbst und ihrer großen Bedeutung für deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung, welche Schilderung aber mit den Zwecken und Absichten, welche die Regierungen mit unsern Hochschulen haben, so im Widerspruche steht, daß es zwar beschämend, aber an der Zeit sein möge, die Stimme eines Juden über unsre Hochschulen zu hören. „Die hohe Stufe, welche die deutsche Wissenschaft und die deutsche Bildung einnimmt, hat sie den Lehranstalten und vorzüglich den höchsten, den Universitäten, zu verdanken. Der schöne Doppelzweck, welchen diese in sich tragen, macht sie allein fähig, der Stolz Deutschlands und seine geistige Kraft zu sein. Unsre Universitäten sind in ihrer eigenthümlichen Weise der Sitz der freien Wissenschaft und die Hochschulen zur Ausbildung in den einzelnen Berufsfächern. Sie sind nicht bloß ein Nebeneinander von einzelnen Seminarien, in welchen die jungen Leute zu den Fachwissenschaften, zu den sogenannten Brodstudien die höhere Ausbildung erhalten; sie bilden vielmehr ein Ganzes in sich, dessen einzelne Theile organisch und harmonisch in einander eingreifen, und nur so vermag die wahre Wissenschaft Pflege und Jünger zu erhalten. Es gibt ein höheres eigenthümliches Leben wissenschaftlicher Gesamtanschauung, als die Gelehrsamkeit in einem einzelnen Fache sich in ihrer Abgeschlossenheit denken mag; es gibt eine Betrachtungsweise, welche sich nährt an der Erkenntniß der in dem praktischen Leben und in der Fachgelehrsamkeit fern von einander gehaltenen Gegenstände, und diese höhere Einsicht, welche den Einzelnen lehret, seinen Beruf und seine Stellung angemessen zu würdigen, und für sich in dem Gefüge des großen Ganzen den rechten Platz zu finden, wird auf jenen Sitzen der Gesamtwissenschaft am sichersten gewonnen. Traurig wäre es, wenn ein Jeder in einsamer Hingebung an sein Lieblingsfach fremd dastehen müßte vor allem Andern, was der Geist schafft und wirkt, wenn er nicht begreifen könnte, was Anderes noch den Gedanken bewegt, und er dann wiederum nicht begriffen würde, eben weil er nur in seinem Reiche lebet und den einzelnen Zweig zum Lebensbaume umschaffen will! Dieser Einseitigkeit wirken

unsre Universitäten entgegen schon durch die gewaltige Macht ihres *Daseins*. Dabei verlieren sie jedoch ihren wesentlichen Zweck nicht, den Einzelnen, an den das Gebet der Gottheit ergeht, mit aller seiner Kraft auf einen kleinern Boden sich zu beschränken, damit er ihn fruchtbar mache, in den seinem Berufe nöthigen Erkenntnissen für's Leben auszurüsten. Dafür ist ja eben die Eintheilung in Fakultäten, und ein jeder einzelne Theil der Wissenschaft hat seine besondern Lehrer, welche grade ihn in jeder Weise ebensowohl weiter zu bringen, als auch den Jüngern zu ihrem Eigenthume zu machen bemüht sind. Von Deutschlands Universitäten ist daher eine jede tiefere geistige Bewegung ausgegangen, und wir dürfen einem jedem Streben, welches dort Anklang findet, ein herrliches Gedeihen verkünden, denn es hat den edelsten und gediegensten Kern der Nation erfaßt, und wiederum nur was dort seine Vertretung findet, kann kräftig Wurzel schlagen. Wohl stehn wir jetzt im Leben nicht so abgerissen da, daß auch da die verschiedensten geistigen Interessen nicht ihre Berührung finden; aber das Leben hat seine andern Anforderungen, und die Theilnahme für das umfassende geistige Streben kann da nicht so befruchtend werden. Der Mann des praktischen Berufes ist eben verpflichtet, die gewonnene Einsicht für das Leben unmittelbar nützlich zu machen, und darf selten daran denken, die Wissenschaft, nicht einmal seine, in ihrem Zusammenhange zu verbreiten, noch weniger zu erweitern. Der Arzt wie der Rechtskundige, der Religionslehrer wie der Sprachkundige, sie haben für die einzelnen Fälle ihre Kenntnisse anzuwenden, bald die höhern bald die niedrigen Theile ihrer Wissenschaft zu benützen, aber keineswegs ihr, als einer reinen Erkenntniß zu leben; ja sie, welche zunächst auf die Anwendung hingewiesen sind, möchten manche Untersuchung scheuen, welche ihnen ihren frühern geistigen Erwerb in Frage stellt, da ihnen vorläufig die Stütze für's Leben dadurch entrisen würde. Wie könnte aber da die Wissenschaft gedeihen, wie könnte der Fortschritt des menschlichen Geistes in ihr sich kund geben, wenn die Anwendung alle Kräfte in Anspruch nimmt, wenn sie die Bewegung nicht gestattet? Der Fortschritt im Leben müßte schwinden, wenn die Pulsadern, die es treiben, stockten.“ – Nach einer solchen Anschauung von unsern Hochschulen fordert Geiger eine Vertretung der jüdischen Theologie, die wie die protestantische und katholische Theologie an unsern Hochschulen ihre Lehrer und Muster finden müsse, was nur durch die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät an unsern Universitäten geschehen kann. Fast eine Million Bekenner des Judenthums leben mitten im germanischen Volke oder unter den vom Germanenthum durchdrungenen Slawen und auch ihr Glaube, der doch der Quell des Christenthums und einer wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, bedarf, schon vom Standpunkte der Humanität betrachtet, einer wissenschaftlichen Vertretung. Wie die jüdische Theologie war, haben wir nicht mehr zu fragen; denn sie war gewiß nicht schlechter als die christliche Theologie im Mittelalter; sondern wie finden wir sie vorbereitet und welche Vertretung, welchen Fortschritt hat sie nun nöthig? Daß die österreichischen Hochschulen ihr das nicht bieten können ist klar, da sie den deutschen Charakter der Universitäten abgelegt, und überdies die freie Forschung namentlich auf dem Gebiete der Theologie dort keine Freistätte finden kann; aber auch viele deutsche Universitäten werden kaum zu einer Stätte passen, wo die jüdische Theologie kühn mit der Theologie anderer Konfession ungehindert in die Schranke treten kann. Von Bayern und Preußen kann hier aus leicht begreiflichen Gründen keine Rede sein; unter den freiern Universitäten der kleinern deutschen Staaten ist aber auch keine in jeder Beziehung so wohl durch Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät geeignet als die in *Leipzig*, wo der Staat noch nicht ganz den alten Geist der Universitäten verwischt, wo die akademischen Glieder frei von aller Engherzigkeit und Unfreiheit sind, und wo das Christenthum es noch nicht bis zum Pietismus und zur Intoleranz gebracht. Zwar hat, wie wir gehört, der König von

Württemberg sich nicht abgeneigt erklärt, schon bei einem Fond von 20,000 Thalern eine solche Fakultät in Tübingen gründen zu wollen, aber Leipzig scheint auch in äußerer Beziehung, als Mittelpunkt Deutschlands Vieles für sich zu haben. Es gilt vorerst nur etwa für drei jüdische Professoren der jüdischen Theologie jährlich vielleicht 2000 Thaler verausgaben zu können. Die Interessen von 13,000 Thalern sind da, es wäre bloß nöthig durch Subskriptionen zu jährlichen Beiträgen, die noch erforderliche Summe zu decken. Ist dies erreicht, so säume man ja nicht mit der Begründung. Bald werden Legate eine Erweiterung möglich machen. Ich enthalte mich der Darstellung, wie die Wissenschaft des Christenthums dadurch gewinnen könnte und verspare dieses für einen andern Ort, und wünsche nur, daß Männer von Beruf diesen Gegenstand weiter entwickeln mögen. —

BIBLIOGRAPHIE

I. Archive

1. Universitätsarchive (U. A.)

U. A. Berlin (DDR)
U. A. Bonn
U. A. Erlangen
U. A. Freiburg
U. A. Gießen
U. A. Göttingen
U. A. Heidelberg
U. A. Marburg im St. A. Marburg
U. A. München
U. A. Tübingen
U. A. Würzburg

Folgende Archive erteilen schriftliche Auskünfte:

U. A. Greifswald
U. A. Halle
U. A. Jena
U. A. Kiel im Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig

2. Staats- und Stadtarchive (St. A. und Stadt. A.)

Badisches Generallandesarchiv, Karlsruhe (Bad. Gen. L. A.)
Bayrisches Haupt St. A. München
Bayrisches St. A. Würzburg
St. A. für Oberbayern, München
Hessisches St. A. Marburg
Staatliches Archivlager Göttingen: St. A. Königsberg
Stadt A. Bonn
Stadt. A. Fürth
Stadt A. Göttingen
Stadt A. München

3. Archiv des Leo Baeck Institutes, New York

II. Gedruckte Matrikeln

Berlin: Die Matrikel des preußischen Collegium medico-chirurgicum in Berlin, 1730–1797, Archiv für Sippenforschung, Jg. 11–12, 1934–1935.
Duisburg: Die Matrikel der Universität Duisburg 1652–1818, hrsg. Wilhelm Roter-scheidt, Essen 1938.

- Erfurt: Namenverzeichnis zur allgemeinen Studentenmatrikel der ehemaligen Universität Erfurt für die Zeit von 1637–1816, A–K, bearb. Fritz Wiegand, Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt, Heft 9, Erfurt 1962.
- Erlangen: Register zur Matrikel der Universität Erlangen 1743–1843, bearb. K. Wagner, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, 4. Reihe, Bd. 4, München und Leipzig 1918.
- Frankfurt/Oder: Ältere Universitätsmatrikeln 1, Universität Frankfurt/Oder, hrsg. E. Friedländer, Bd. II 1649–1811, Bd. III Register, Frankfurt/Oder 1888 und 1891.
- Freiburg: Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau von 1656–1806, 2 Bde, bearb. im Auftrag der Akademischen Archivkommission von Friedrich Schaub, Freiburg 1955–1957.
- Gießen: Die Matrikel der Universität Gießen 1608–1707, hrsg. E. Klewitz u. K. Ebel, Gießen 1898.
Die Matrikel der Universität Gießen, 2. Teil, 1708–1807, bearb. O. Prätorius u. F. Knöpp, Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde 23, Neustadt a. d. Aisch 1957.
- Göttingen: Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837, hrsg. Götz von Selle, Hildesheim und Leipzig 1937.
- Halle: Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, bearb. Fritz Juntke, Bd. I 1690–1730, Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle a. d. Saale, Bd. 2, Halle 1960.
- Heidelberg: Die Matrikel der Universität Heidelberg, bearb. Gustav Toepke, hrsg. P. Hintzelmann, Bd. 4–7 (1704–1870), Heidelberg 1903–1916.
- Kiel: Das Album der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel 1665–1865, hrsg. F. Gundlach, Kiel 1915.
- Königsberg: Die Matrikel der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen (1544 bis 1829), 3 Bde., hrsg. Georg Erler, Publikationen des Vereins für die Geschichte Ost- und Westpreußens, Leipzig 1910–1917.
- Leiden: Album studiosorum Academiae Lugdano Batavae 1575–1875, hrsg. W. du Rieu, Den Haag 1875.
- Leipzig: Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig, 1559–1809, bearb. Georg Erler, 3 Bde., Leipzig 1909.
- Marburg: Catalogi studiosorum Marpurgensium, hrsg. Theodor Birt, Marburg 1875 bis 1914.
Suchbuch für die Marburger Universitätsmatrikel von 1653–1830, hrsg. W. Diehl, Darmstadt 1927.
- München: Das Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München; Rektoren, Professoren, Doktoren 1472–1872; Kandidaten 1772–1872; hrsg. F. X. Freninger, München 1872.
- Rostock: Die Matrikel der Universität Rostock (1419–1831) hrsg. A. Hofmeister, 7 Bde., Schwerin 1889–1922.
- Tübingen: Die Matrikeln der Universität Tübingen, im Auftrag der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte hrsg. Heinrich Hermelink, Bd. 3 (1710 bis 1817) und 4 (Register), bearb. v. A. Bürk und W. Wille, Tübingen 1953–54.
- Wittenberg: Album Academiae Vitebergensis, Jüngere Reihe, Teil 3 (1710–1812), bearb. Fritz Juntke, Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle a. d. Saale, Bd. 5, Halle 1966.
- Würzburg: Die Matrikel der Universität Würzburg, hrsg. Sebastian Merkle, Teil 1 (1582–1830), Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, München und Leipzig 1922.

III. Periodica (soweit gekürzt zitiert)

- AZJ: Allgemeine Zeitung des Judentums, begr. von Ludwig Philippson, Leipzig 1837–1932.
- JJLG: Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft, Sitz Frankfurt/Main, hrsg. J. Kauffmann, 1903–1922.
- LBI Year Book: Year Book of the Leo Baeck Institute, ed. Robert Weltsch, London 1956–1972 ff.
- LBI Bulletin: Bulletin des Leo Baeck Instituts, hrsg. Hans Tramer, Tel Aviv 1957 bis 1969 ff.
- MGWJ: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, begr. von Zacharias Frankel, Breslau 1851–1939.
- Orient: Der Orient. Berichte, Studien und Kriterien für jüdische Geschichte und Literatur. Hrsg. Julius Fürst, Leipzig 1840–1851.
- Sulamith: Eine Zeitschrift zur Beförderung der Kultur und Humanität unter der jüdischen Nation, hrsg. David Fränkel, Dessau 1806–1848, Bd. I 1806/07, II 1808/09, III 1810/11, IV 1812/16, V 1817/19, VI 1819/24, VII 1824/33, VIII 1833/40, IX 1845/48.

IV. Literatur

- Adreßkalender der Königlich-Preussischen Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam auf das Jahr. . . , Jahrg. 1798–1807, Berlin.
- ADB: Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., Leipzig 1875–1912.
- Almanach 1848: Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das Jahr 1848, Weimar 1848.
- Asaria, Zvi (Hrsg.): Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959.
- Auerbach, B. H.: Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt, Halberstadt 1866.
- Baas, Johann H.: Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes, Wiesbaden 1967 (Neudr.).
- Bach, Hans: Isaak Bernays, MGWJ 47 N. F., 1939, Neudruck Tübingen 1963.
- Baczko, L. v.: Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs, Königsberg 1804.
- Baerwald, H. und Adler, S.: Geschichte der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philantropin) zu Frankfurt a. M. 1804–1904, Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der Isr. Gemeinde (Philantropin) Frankfurt a. M. 1804–1904, Teil I, Frankfurt a. M. 1904.
- Bamberger, M.: Beiträge zur Geschichte der Juden in Würzburg-Heidingsfeld, Würzburg 1905.
- Barbeck, Hugo (Hrsg.): Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth, Nürnberg 1878.
- Baron, Salo: Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß, Berlin und Wien 1920.
- Bein, Alex: Lassalle als Verteidiger Geigers und der jüdische Lehr- und Leseverein in Breslau, LBI Bulletin, 9. Jahrg., 1966, Nr. 36.
- Bernays, Jakob: Jakob Bernays. Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. Michael Fraenkel, Breslau 1932.
- Bettelheim, Anton: Berthold Auerbach. Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß, Stuttgart u. Berlin 1907.

- Bezold, Friedrich v.:* Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität. Von der Gründung bis zum Jahre 1870, Bonn 1920.
- Bodenheimer, Rosy:* Beiträge zur Geschichte der Juden in Oberhessen, Diss. Gießen 1931.
- Boeck, Richard* (Bearb.): Ortschaftsstatistik des Regierungsbezirkes Potsdam mit der Stadt Berlin, Berlin 1861.
- Börne, Ludwig:* Sämtliche Schriften, hrsg. Inge und Peter Rippmann, 4 Bde., Düsseldorf 1964.
- Brann, Markus:* Die schlesische Judenheit vor und nach dem Edikt vom 11. März 1812, Jahresberichte des jüdisch-theologischen Seminars für das Jahr 1912, Breslau 1913.
- Ders.:* Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckelsche Stiftung) in Breslau, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Anstalt, Breslau 1904.
- Braun, Sigfrid (Maajan Zwi):* Die Marx-Haindorfsche Stiftung, in: Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen, hrsg. Hans Ch. Meyer, Frankfurt a. M. 1962.
- Brüggmann, Arnold:* Zucht und Leben der deutschen Studenten 1648–1848, Berlin 1941.
- Buchner, Otto:* Der erste Jude als praktischer Arzt in Hessen. In: O. Buchner, Aus Gießens Vergangenheit, Culturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten, Gießen 1893.
- Busch, Alexander:* Die Geschichte der Privatdozenten. Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten, Göttinger Abhandlungen zur Soziologie Bd. 5, Stuttgart 1959.
- Cahnmann, Werner:* Die Münchner Judenbeschreibung von 1804, Zeitschr. für die Geschichte der Juden in Deutschland, 7. Jahrg. 1937.
- Cohen, Arthur:* Die Münchner Judenschaft 1750–1861. Eine bevölkerungs- und wirtschaftsgeschichtliche Studie, Zschr. für die Geschichte der Juden in Deutschland, 2. Jahrg. 1931.
- Conrad, J.:* Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens, Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle, Jena 1884.
- Dahrendorf, Ralf:* Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965.
- Dierks, Margarete:* Die preußischen Altkonservativen und die Judenfrage 1810–1847, Rostock 1939.
- Dieterici, Wilhelm:* Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate, Berlin 1836.
- Dietz, Alexander:* Stammbuch der Frankfurter Juden, Frankfurt a. M. 1907.
- Dohm, Christian W.:* Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 2 Bde., Berlin u. Stettin 1781 u. 1783.
- Dubnow, Simon:* Weltgeschichte des jüdischen Volkes, 10 Bde., Berlin 1925–1929.
- Ders.:* Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes (1789–1914), 3 Bde., Berlin 1920 bis 1923.
- Dukas, Rosa:* Die Motive der preußischen Judenemanzipation von 1812, Berlin 1916.
- Dukesz, E.:* Zur Biographie des Chacham Isaak Bernays, JJLG 1907.
- Eckstein, Adolf:* Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern, Fürth 1905.
- Elbogen, Ismar:* Ein Jahrhundert jüdischen Lebens. Die Geschichte des neuzeitlichen Judentums, hrsg. Ellen Littmann, Frankfurt a. M. 1967.
- Elbogen, Ismar und Sterling, Eleonore:* Die Geschichte der Juden in Deutschland. Eine Einführung, Frankfurt a. M. 1966.
- Eliav, Mordechai:* Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation, LBI Bulletin, 3. Jahrg., 1960, Nr. 11.

- Eschelbacher, Josef*: Die Anfänge allgemeiner Bildung unter den deutschen Juden vor Mendelssohn, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Festschrift zum 70. Geburtstag Martin Philipppsons, Leipzig 1916.
- Ders.*: Michael Sachs, MGWJ 52, N. F. 16, 1908.
- Eulenburg, Franz*: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Abhandlungen der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse 24, 2, Leipzig 1904.
- Feiner, Josef*: Dr. Anton Rée. Ein Kämpfer für Fortschritt und Recht, Hamburg 1916.
- Felsenthal, S.*: Jüdische Ärzte in Alt-Mannheim, Sudhoffs Archiv f. Geschichte der Medizin, hrsg. H. Sigerist, Bd. 23, 1930, Neudruck Wiesbaden 1965.
- Fischer, Horst*: Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert. Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 20, Tübingen 1968.
- Freudenthal, Max*: Aus der Heimat Mendelssohns. Moses Benjamin Wulff und seine Familie, die Nachkommen des Moses Isserles, Berlin 1900.
- Freund, Ismar*: Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812, 2 Bde., Berlin 1912.
- Friedlaender, Fritz*: Der Kampf um die preußische Judenemanzipation im Jahre 1833, MGWJ 42, N. F., 1934.
Das Leben Gabriel Rießers, Berlin 1926.
- Fürst, A.*: Die jüdischen Realschulen Deutschlands, MGWJ, N. F. 22, 1914.
- Ders.*: Die höheren jüdischen Schulen Deutschlands, MGWJ, N. F. 29, 1931.
- Fürst, Julius*: Über die Juden und die Hochschulen, in: Jahrbuch der deutschen Universitäten, hrsg. H. Wuttke, 2. Teil, Leipzig 1842.
- Galliner, Arthur*: Sigismund Stern. Der Reformator und der Pädagoge, Frankfurt a. M. 1930.
- Geiger, Abraham*: Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. Ludwig Geiger, Berlin 1878.
- Geiger, Ludwig*: Geschichte der Juden in Berlin, 2 Bde., Berlin 1871.
- Ders.* (Hrsg.): Briefe Alexander von Humboldts an Dr. Robert Remak 1839–1855, Jahrb. für jüdische Geschichte und Literatur, Berlin 1910.
- Ders.*: Briefe von und an David Veit. Festschrift zum 70. Geburtstag Martin Philipppsons, Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Leipzig 1916.
- Ders.*: Briefwechsel des jungen Börne mit Henriette Herz, Oldenburg u. Leipzig o. J.
- Geiger, Theodor*: Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, Stuttgart 1949.
- Gerth, Hans*: Die sozialgeschichtliche Lage der bürgerlichen Intelligenz um die Wende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus, Berlin 1935.
- Glesinger, Lavoslav*: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie bei den Juden, MGWJ 82, 1938.
- Glückel v. Hameln*: Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln, hrsg. und übers. von A. Feilchenfeld, Berlin 1914.
- Gonsiorowski, Herbert*: Die Berufe der Juden Hamburgs von der Einwanderung bis zur Emanzipation, Diss. Hamburg 1927.
- Graupe, Heinz M.*: Die Entstehung des modernen Judentums. Geistesgeschichte der deutschen Juden 1650–1942, Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 1, Hamburg 1969.
Mordechai Gumpel (Levison), LBI Bulletin, 5. Jahrg., 1962, Nr. 17.
- Griewank, Karl*: Deutsche Studenten und Universitäten in der Revolution von 1848, Weimar 1949.

- Grunwald, M.*: Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811, Hamburg 1904.
- Guggenheim-Grünberg, Florence*: Pfarrer Ulrich als Missionar im Surbtal. Ein Beitrag zur Judenmission in der Schweiz im 18. Jahrhundert. In: Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz, Heft 3, Zürich 1953.
- Gundlach, F.* (Bearb.): *Catalogus Professorum Academiae Marburgensis*. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527–1910, Marburg 1927.
- Guttman, Julius*: Die Philosophie des Judentums, München 1933.
- Haberling-Hübötter-Vierordt*: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, 6 Bde., 2. Aufl., Berlin 1929–1935.
- Hamburger, Ernest*: Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848–1918, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 19, Tübingen 1968.
- Ders.*: Jews in Public Service under the German Monarchy, LBI Year Book IX, 1964.
- Hartenstein, Johannes G.*: Die Juden in der Geschichte Leipzigs. Von der Entstehung der Stadt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1938.
- Hecht, E.*: Studentenübermut gegen die Juden, MGWJ 10, 1861.
- Heiler, Carl*: Der Herborner Studenten 1584–1817, Nassauische Annalen, Bd. 55, 1935.
- Heine, Heinrich*: Briefwechsel, hrsg. Friedrich Hirsh, 3 Bde., München und Berlin 1914–1920.
- Confessio Judaica*, hrsg. Hugo Bieber, Berlin 1925.
- Hensel, S.*: Die Familie Mendelssohn 1729–1847, 2 Bde., 14. Aufl., Berlin 1907.
- Heppner, Aron*: Jüdische Persönlichkeiten in und aus Breslau, Breslau 1931.
- Heppner, Aron und Herzberg, Isaak*: Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden und der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen, Koschmin/Breslau 1904 bis 1929.
- Herlitz, Georg*: Three Jewish Historians. Isaak Marcus Jost-Heinrich Graetz-Eugen Taeubler, LBI Year Book IX, 1964.
- Hess, Moses*: Briefwechsel, hrsg. Edmund Silberner unter Mitwirkung von Werner Blumenberg, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, s'Gravennage 1959.
- Hinrichs, Carl*: Die Idee des geistigen Mittelpunkts Europas im 17. und 18. Jahrhundert. In: C. Hinrichs, Preußen als historisches Problem, Gesammelte Abhandlungen, hrsg. G. Oestreich, Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 10, Berlin 1964.
- Hirschberg, Isidor* (Hrsg.): Verzeichnis sämtlicher naturalisierter Israeliten im Großherzogtum Posen, Bromberg 1836.
- Holzmann, Michael*: Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken, Berlin 1888.
- Honigmann, David*: David Honigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren (1841/45), hrsg. M. Brann, Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 7, 1904.
- Horowitz, M.*: Jüdische Ärzte in Frankfurt/Main, Frankfurt a. M. 1886.
- Jacobson, Jacob*: Zur Geschichte der Juden in Posen, in: Geschichte der Stadt Posen, hrsg. Gotthold Rhode, Neuendettelsau 1953.
- Jedidja*: Eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift, hrsg. J. Heinemann, Berlin 1817–1831.
- Jolowicz, Heimann*: Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr., Posen 1867.
- Jost, Isaak Marcus*: Geschichte des Judenthums und seiner Sekten, 3. Abt., 6.–8. Buch, Leipzig 1859.
- Judenbürgerbücher (JBB): Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851, be-

- arb. und hrsg. Jacob Jacobson, Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission, Bd. 4, Berlin 1962.
- Jüdische Trauungen: Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813, bearb. und hrsg. von Jacob Jacobson, Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission, Bd. 28, Berlin 1968.
- Kahn, Arnold*: Die berufliche, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Juden in Frankfurt a. M. während der Emanzipationszeit (1806–1866), Diss. Frankfurt M. 1923 (Masch.)
- Kaiser, Wolfram*: Das Studium Pragense des 19. Jahrhunderts an der Universität Halle, Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Mathem.-naturws. Reihe, XIX, 1970.
- Kaiser, Wolfram und Piechocki, Werner*: Anfänge des Medizinstudiums jüdischer Studenten in Halle. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Mathem.-naturws. Reihe, XIX, 1970, Heft 4.
- Kaiser, Wolfram und Krosch, Karl-Heinz*: Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jahrhundert. Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe, XIV, 1965.
- Kalisch, M.*: Die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen, Leipzig 1860.
- Kampmann, Wanda*: Deutsche und Juden, Studien zur Geschichte des deutschen Judentums, Heidelberg 1963.
- Katz, Jacob*: Die Entstehung der Judenassimilation in Deutschland und deren Ideologie, Frankfurt a. M. 1935.
Tradition and Crisis. Jewish Society at the End of the Middle Ages, New York 1961.
- Kaufmann, David und Freudenthal, Max*: Die Familie Gomperz, Frankfurt a. M. 1907.
- Kaufmann, Georg* (Hrsg.): Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau, 2 Bde., Breslau 1911.
- Kayserling, Mayer*: Ludwig Philippson. Eine Biographie, Leipzig 1898.
- Kaznelson, Siegmund* (Hrsg.): Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk, 2. Aufl., Berlin 1959.
- Kellenbenz, Hermann*: Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 40, Wiesbaden 1958.
- Kessler, Gerhard*: Die Familiennamen der Juden in Deutschland, Leipzig 1935.
- Ders.*: Judentaufen und judenchristliche Familien in Ostpreußen, Familiengeschichtliche Blätter, Deutscher Herold, Jahrg. 36, 1938.
- Kestenberg-Gladstein, Ruth*: Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern, 1. Teil, Das Zeitalter der Aufklärung 1780–1830, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 18, Tübingen 1969.
- Kisch, Guido*: Die Prager Universität und die Juden 1348–1848. Mit Beiträgen zur Geschichte des Medizinstudiums, Mährisch-Ostrau 1935.
Universitätsgeschichte und jüdische Familienforschung, Jüdische Familienforschung 10, 1934.
Der erste in Deutschland promovierte Jude, MGWJ 78, 1934.
Die Universitäten und die Juden. Eine historische Betrachtung zur Fünfhundertjahrfeier der Universität Basel, Reihe Philosophie und Geschichte, Heft 77, Tübingen 1961.
Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Halle 1686–1730, Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin Band 32, Berlin 1970.

- Ders.* (Hrsg.): Das Breslauer Seminar: Jüdisch-Theologisches Seminar Fraenckelscher Stiftung, Gedächtnisschrift, Tübingen 1963.
- Kober, Adolf*: Karl Marx' Vater und das napoleonische Ausnahmegesetz gegen die Juden 1808, Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins XIV, 1932.
Rheinische Judendoktoren vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Festschrift zum 75jährigen Bestehen des jüdisch-theologischen Seminars Fraenckelscher Stiftung, Teil II, Breslau 1929.
Jüdische Studenten und Doktoranden der Universität Duisburg, MGWJ 75, 1931.
- Kobler, Franz*: Juden und Judentum in deutschen Briefen, Wien 1935.
- Ders.* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in Briefen aus Ost und West. Das Zeitalter der Emanzipation, Wien 1938.
- Köhler, W.*: Die Anfänge des Pietismus in Gießen 1689–1695, in: Die Universität Gießen 1607–1907, Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier Bd. II, Gießen 1907.
- Kosellek, Reinhart*: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848. Industrielle Welt, Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, hrsg. W. Conze, Bd. 7, Stuttgart 1967.
- Kracauer, Isidor*: Geschichte der Juden in Frankfurt a. M., 2 Bde., Frankfurt a. M. 1925–27.
- Krohn, Helga*: Die Juden in Hamburg 1800–1850. Ihre soziale, politische und kulturelle Entwicklung während der Emanzipationszeit. Hamburger Studien zur neueren Geschichte, hrsg. Fritz Fischer, Bd. 9, Frankfurt a. M. 1967.
- Kronthal, Arthur*: Die Naturalisation und die Berufe der Juden in der Provinz Posen vor 100 Jahren, Jüdische Familienforschung VII, Heft 26 und 27, Berlin 1931.
- Krüger, Hans-Jürgen*: Die Judenschaft von Königsberg in Preußen 1700–1812, Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas, hrsg. vom Johann Gottfried Herder-Institut, Nr. 76, Marburg 1966.
- Kürschner, W.*: Die Stellung der Juden in einer hessischen Stadt (Marburg) von den Anfängen bis zur Neuzeit, Hessenland 49. Jahrg., 1938.
- Kupka, Elisabeth*: Die ersten jüdischen Ärzte im preußischen Breslau, Jüdische Familienforschung VIII, Heft 29, Berlin 1932.
- Lamm, Hans* (Hrsg.): Von Juden in München. Ein Gedenkbuch, München 1958.
- Landau, Richard*: Geschichte der jüdischen Ärzte, Berlin 1895.
- Landsberger, J.* Zur Geschichte des Sanitätswesens der jüdischen Gemeinde in Posen, JJLG 1912.
- Lebermann, J.*: Aus der Geschichte der Juden in Hessen am Anfang des 19. Jahrhunderts, JJLG, Bd. VI, 1908.
- Lenz, Max*: Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, 4 Bde., Halle 1910–1918.
- de Le Roi, Johann F.*: Geschichte der evangelischen Judenmission seit Entstehung des neueren Judentums, 2 Teile, 2. Ausg., Leipzig 1899.
- Leschnitzer, Adolf*: Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft, Heidelberg 1954.
- Lesser, Ludwig*: Chronik der Gesellschaft der Freunde in Berlin zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums, Berlin 1842.
- Lewin, Adolf*: Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs 1783–1809, Karlsruhe 1909.
- Lewin, Louis*: Die jüdischen Studenten an der Universität Frankfurt a. O., JJLG, Bd. XIV, XV, XVI, 1921, 1923, 1924.
Jüdische Ärzte in Großpolen, JJLG, Bd. IX, 1911.

- Linvald, A.*: Die dänische Regierung und die Juden in Dänemark und den Herzogtümern um den Anfang des 19. Jahrhunderts, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 57, 1928.
- Lisco, Friedrich G.*: Das wohltätige Berlin, Berlin 1846.
- Lorenzen, Sievert*: Die Juden und die Justiz. Schriftenreihe des Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands, 2. Aufl., Berlin 1943.
- Löwenstein, Leopold*: Geschichte der Juden in der Kurpfalz, Frankfurt a. M. 1895.
- Ders.*: Zur Geschichte der Juden in Fürth, JJLG, Bd. VII, VIII, IX, 1910–12.
- Lüth, Erich*: Isaac Wolffson, 1817–95. Ein Hamburger Wegbereiter des Rechts und der deutschen Emanzipation, Hamburg 1963.
- Mack, Rüdiger*: Judenexamina an der Universität Gießen vor 1800, Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins, N. F. 57, Bd. 1972.
- Maimon, Salomon*: Geschichte des eigenen Lebens, Berlin 1935.
- Marcks, Erich*: Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1903.
- Marcus, Jacob*: Communal Sick-Care in the German Ghetto, Cincinnati 1947.
- Marx, Adolf B.*: Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1865.
- Mathy, H.*: Um die Promotion von Protestanten und Juden an der alten Mainzer Universität. Jahrbuch der Vereinigung der Freunde der Universität Mainz, hrsg. Michel Oppenheim, Mainz 1962, Bd. 11.
- Maurer, Wilhelm*: Kirche und Synagoge. Motive und Formen der Auseinandersetzung der Kirche mit dem Judentum im Laufe der Geschichte, Stuttgart 1953.
- Mayer, Gustav*: Liberales Judentum im Vormärz. Zwei Briefe Johann Jacobys, Der Jude, 1. Jahrg. 1916/17.
- Meiners, C.*: Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheils, 2 Bde., Göttingen 1802/3.
- Meisl, Josef*: Geschichte der Juden in Polen und Rußland, Bd. 1, Berlin 1921.
- Meyer, Hans Ch.* (Hrsg.): Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen, Frankfurt a. M. 1962.
- Michael, Rewwen*: Isaak Marcus Jost und sein Werk, LBI Bulletin, 3. Jahrg., 1960, Nr. 12.
- Michaelis, Alfred*: Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts. Gesetze, Erlasse, Verordnungen, Entscheidungen, Berlin 1910.
- Michaelis, Johann D.*: Raisonement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, 4 Bde., Göttingen 1768–1776.
- Milkau, Fritz*: Verzeichnis der Bonner Universitätsschriften 1818–1885, Bonn 1897.
- Monumenta Judaica*: 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein, Handbuch, im Auftrag der Stadt Köln hrsg. Konrad Schilling, Köln 1963.
- Müller, Arnd*: Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, hrsg. im Auftrage des Stadtrates Nürnberg von der Stadtbibliothek, Bd. 12, Nürnberg 1968.
- Naaman, Shlomo*: Lassalle. Hannover 1970.
- Nauck, E. Th.* Die Zahl der Medizinstudenten deutscher Hochschulen im 14. bis 18. Jahrhundert. Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Bd. 38, 1954.
- Neumann, S.*: Zur Statistik der Juden in Preußen von 1816–1880, Zweiter Beitrag aus den amtlichen Veröffentlichungen, Berlin 1884.
- O'Boyle, Lenore*: Klassische Bildung und soziale Struktur in Deutschland zwischen 1800 und 1848, Historische Zeitschrift, Bd. 207, 1968.
- Offenburg, Benno*: Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in der preußischen Judenheit, Hamburg 1933.
- Paulsen, Friedrich*: Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902.

- Geschichte des Gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1896–97.
- Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universität, in: Die deutsche Universität, hrsg. W. Lexis, Bd. 1, Berlin 1893.
- Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre, 6. Aufl., Stuttgart 1920.
- Philantropin: Das Philantropin zu Frankfurt a. M., Dokumente und Erinnerungen, hrsg. von der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden, bearb. A. Hirsch und D. Andernacht, Frankfurt a. M. 1964.
- Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. 1804–1904, Frankfurt a. M. 1904.
- Philippson, Martin*: Der Anteil der jüdischen Freiwilligen an dem Befreiungskriege 1813 u. 1814, MGWJ, N. F. 14, 1906.
- Philippson, Johanna*: The Philipppsons. A German-Jewish Family 1775–1933, LBI Year Book VII, 1962.
- Pfützner, W.*: Der Heidelberger Judensturm 1819. Bericht eines Augenzeugen, Akademische Monatshefte 3, 1886/87.
- Plaschkes, Siegfried*: Die ersten jüdischen Ärzte der Wiener Universität und ihre Schicksale, LBI Bulletin, 5. Jahrg., 1962, Nr. 19.
- Protokolle der Rabbinerversammlungen: Protokolle der ersten Rabbinerversammlung, abgehalten zu Braunschweig vom 12.–19. Juni 1844, Braunschweig 1844.
- Protokolle und Aktenstücke der 2. Rabbinerversammlung, abgehalten zu Frankfurt a. M. vom 15.–28. Juli 1845, Frankfurt a. M. 1845.
- Protokolle der 3. Versammlung deutscher Rabbiner, abgehalten zu Breslau vom 13.–24. Juli 1846, Breslau 1847.
- Reissner, Hanns Günther*: Eduard Gans. Ein Leben im Vormärz, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 14, Tübingen 1965.
- The German-American Jews, LBI Year Book X, 1965.
- Rieger, P.*: Deutsche Juden als Heidelberger Studenten im 18. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Festschrift zum 70. Geburtstag von Martin Philippson, Leipzig 1916.
- Riesser, Gabriel*: Gesammelte Schriften, hrsg. Meyer Isler, 4 Bde., Frankfurt a. M. 1867/68.
- Ring, Friedrich*: Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland, Berlin 1962.
- Rinott, Moshe*: Gabriel Riesser. Figther for Jewish Emancipation, LBI Year Book VII, 1962.
- Ritter, Immanuel H.*: Samuel Holdheim. Sein Leben und seine Werke, Geschichte der jüdischen Reformation, 3. Teil, Berlin 1865.
- Rönne, Ludwig von und Simon, Heinrich*: Die früheren und gegenwärtigen Verhältnisse der Juden in den sämtlichen Landesteilen des preußischen Staates. Eine Darstellung und Revision der gesetzlichen Bestimmungen über ihre staatlichen und privatrechtlichen Zustände, Breslau 1843.
- Rosenthal, Berthold*: Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart, Bühl/Baden 1927.
- Ruppin, Arthur*: Der Anteil der Juden am Unterrichtswesen in Preußen, Veröffentlichungen des Büros für Statistik der Juden, 1, Wien 1905.
- Ders.*: Die Juden im Großherzogtum Hessen, Veröffentlichungen des Büros für Statistik der Juden, 6, Berlin 1909.
- Rürup, Reinhard*: Die Judenemanzipation in Baden, Ztschr. für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 114, 75 N. F., 1966.
- Ders.*: Judenemanzipation und Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, in: Gedenk-

- schrift Martin Göhring, Studien zur Europäischen Geschichte, hrsg. Ernst Schulin, Wiesbaden 1968. (Engl. Fassung LBI Year Book 1969.)
- Rotholz, Julius*: Die Berufe der preußischen Juden bis zum Jahre 1853, MGWJ, 75, 1931.
- Scheuer, Oskar F.*: Burschenschaft und Judenfrage. Der Rassenantisemitismus in der deutschen Studentenschaft, Berlin 1927.
- Schmidt, Harry*: Das Judengrab bei Dänischenhagen und der Kieler Advokat Schiff, Ztschr. der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 70/71, 1943.
- Schmidt, H. D.*: Chief Rabbi Nathan Marcus Adler 1803–90, LBI Year Book VII, 1962.
- Schnabel, Franz*: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 4 Bde., Freiburg i. Br. 1929–1937.
- Schnee, Heinrich*: Die Hoffinanz und der moderne Staat, Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus, Bd. 1–6, Berlin 1953–1967.
- Schneppen, Heinz*: Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben. Von der Gründung der Universitäten Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert, Diss. Münster 1960.
- Schochet, Azriel (Shochet)*: Im Chilife Tekufot, Reschit Hahaskala Bejahudat Germania, (The Beginnings of Haskala among German Jewry), Jerusalem 1960.
- Schoeps, Hans-Joachim*: Barocke Juden, Christen, Judenchristen, Bern und München 1965.
- Ders.*: Friedrich Julius Stahl und das Judentum, in: Von Juden in München, hrsg. Hans Lamm, München 1958.
- Ders.*: Philosemitismus im Barock, Tübingen 1952.
- Schrader, W.*: Geschichte der Friedrichs-Universität Halle, Berlin 1894.
- Schultze, H.*: Geschichte der Familie Wallich, MGWJ, 49, N. F. 13, 1905.
- Schumann, Herta*: Daniel Lessmann, Diss. Leipzig 1920 (Masch.).
- Schwarz, Stefan*: Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, München 1963.
- Seligmann, Caesar*: Geschichte der jüdischen Reformbewegung von Mendelssohn bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1922.
- Selle, Götz von*: Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937, Göttingen 1937.
- Silbergleit, Heinrich*: Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich, 1. Bd.: Freistaat Preußen, Berlin 1930.
- Silberner, Edmund*: Sozialisten zur Judenfrage. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1914, Berlin 1962.
- Ders.*: Moses Hess als Begründer und Redakteur der Rheinischen Zeitung, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 4, 1964.
- Ders.*: Der junge Moses Hess im Lichte bisher unerschlossener Quellen, International Review of Social History, Bd. 3, 1958.
- Ders.*: Zur Jugendbiographie Johann Jacobys, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 9, 1969.
- Spira, Moses A.*: Meilensteine zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland, in: Melemata, Festschrift für Werner Leibbrand zum 70. Geburtstag, hrsg. Joseph Schumacher, Mannheim 1967.
- Stein, Siegfried*: Liebliche Tefilloh. A Judeo-German Prayer Book printed in 1709, LBI Year Book XV, 1970.
- Steinschneider, M.*: Mathematik bei den Juden, MGWJ, 49, 1905.
- Sterling, Eleonore*: Judenhaß. Die Anfänge des politischen Antisemitismus in Deutschland (1815–1850), Frankfurt a. M. 1969.
- Stern, Selma*: Der preußische Staat und die Juden, 7 Bde., Teil I: Die Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I., Teil II: Die Zeit Friedrich Wilhelms I.,

- Teil III: Die Zeit Friedrichs des Großen. Schriftenreihe Wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 7/8 u. 24, Tübingen 1962 u. 1971.
- Dies.*: The Court Jew. A Contribution to the History of the Period of Absolutism in Central Europe, Philadelphia 1950.
- Stöpel, Ingeborg*: Nürnberger Presse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Nürnberger Forschungen, Bd. 1, Nürnberg 1941.
- Stürzbecher, Manfred*: Beiträge zur Berliner Medizingeschichte, Veröff. der Historischen Kommission Berlin, Bd. 18, Berlin 1966.
- Suchier, Wolfram* (Bearb.): Bibliographie der Universitätsschriften von Halle-Wittenberg, 1817–1885, Berlin 1953.
- Tänzer, Aron*: Die Geschichte der Juden in Württemberg, Frankfurt a. M. 1937.
- Toury, Jacob*: Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland. Von Jena bis Weimar, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 15, Tübingen 1966.
- Ders.*: „Deutsche Juden“ im Vormärz, LBI Bulletin, 8. Jahrg., 1965, Nr. 29.
- Ders.*: Jüdische Buchhändler und Verleger in Deutschland vor 1860, LBI Bulletin, 3. Jahrg., 1960, Nr. 9.
- Ders.*: Die Anfänge des jüdischen Zeitungswesens in Deutschland, LBI Bulletin, 10. Jahrg., 1967, Nr. 38/39.
- Ders.*: Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum. Eine Dokumentation. Veröffentlichungen des Diaspora Research Institute, hrsg. Shlomo Simonsohn, 2. Buch, Tel Aviv 1972.
- Ucko, Siegfried*: Geistesgeschichtliche Grundlagen der Wissenschaft des Judentums, Ztschr. für die Geschichte der Juden in Deutschland, Jahrg. 5, 1935.
- Varnhagen v. Ense, K. A.* (Hrsg.): Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, Leipzig 1836.
- Vereinigter Landtag: Vollständige Verhandlungen des Ersten Vereinigten Preussischen Landtags über die Emanzipationsfrage der Juden, Berlin 1847.
- Vogelstein, Hermann*: Geschichte des israelitischen Vereins für Krankenpflege und Beerdigung zu Königsberg in Pr. 1704–1904, Festschrift zum 200jährigen Bestehen des israelitischen Vereins für Krankenpflege und Beerdigung, Chewra Kadischa Königsberg, Königsberg 1904.
- Wallach, Luitpold*: Leopold Zunz und die Grundlegung der Wissenschaft des Judentums, Frankfurt a. M. 1938.
- Weil, Hans*: Die Entstehung des dt. Bildungsprinzips, 2. Aufl., Bonn 1967.
- Wiener, Max*: Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation, Berlin 1933.
- Wilhelm, Kurt*: Levi Herzfeld – der erste jüdische Wirtschaftshistoriker, LBI Bulletin, 3. Jahrg., 1960.
- Wininger, Salomon*: Große jüdische National-Biographie, 7 Bde., Czernowitz 1925 bis 1936.
- Wolbe, Eugen*: Geschichte der Juden in Berlin und der Mark Brandenburg, Berlin 1937.
- Wolf, A.*: Ein Gutachten des Senats der Universität Jena, MGWJ, 42, 1898.
- Wolff, Max I.*: Heinrich Heine, München 1922.
- Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums, hrsg. vom Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden, Redakteur Dr. Zunz, 3 Hefte, Berlin 1822–23.
- Zunz, Leopold*: Leopold Zunz. Jude – Deutscher – Europäer, ein jüdisches Gelehrten-schicksal des 19. Jahrhunderts in Briefen an Freunde, hrsg. Nahum N. Glatzer, Schriftenreihe Wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 11, Tübingen 1964.
- Ders.*: Leopold and Adelheid Zunz. An Account in Letters, hrsg. Nahum N. Glatzer, Publications of the Leo Baeck Institute, London 1958.

PERSONENREGISTER

- Aarons, Nathan 109
Abraham, Israel ben (Johan Kemper) 20
Abraham, Joel 228
Abraham, Moses 21
Abraham, Süskind 125
Abraham, Zaadas 20
Adam, Jakob 174
Adler, Abraham 106
Adler, Nathan Marcus 117 f., 121, 124,
149
Adolphi, Dr. med. 37
Ahrens, Dr. iur. 183
Akard, Elias 228
Akord, Abraham Samuel 228
Alsberg, Notar 185
Alsberg, Obergerichtsprokurator 185
Anschel, Salomon 30
Anschel, Theodor Salomon 62
Arndt, Ernst Moritz 107, 153
Arnim, Bettina v. 210
Aronsohn, Jacob 65
Aronson, Jeromi 227
Aronsohn, Jakob 62
Ascher, Saul 154
Auerbach, Baruch 198
Auerbach, Benjamin 126
Auerbach, Berthold 111, 129, 139, 148,
156, 158
Auerbach, Isaak Levin 125, 197
Auerbach, Jacob 198
Auerbach, Levin 198
Austerlitz, Christian H. G. 23
- Baader, Franz v. 116
Bach, Isaac 23
Bamberg, Salomo v. 173 f.
Bamberger, Aaron Löw 75
Bamberger, Isaac 30, 75
Bamberger, Ludwig 111, 187
Barisch, Franciscus 81
Barkow, Prof. 170 f., 176
Baur, Ferdinand Christian 128 f.
- Beer, Joseph 229
Beer, Lazarus 63
Behr, Isachar Falkenson 51
Behrend, Friedrich J. 177 f.
Benary, Albert Agathon 106, 141
Benary, Simon Ferdinand 106, 141
Bendavid, Lazarus 62
Bendavid, Salomon 62, 180
Bendemann, Gebr. 140
Benedict, Prof. 178
Benfey, Samuel 123 f.
Benfey, Theodor 123 f., 208 f., 212 f.
Beniamin, Levin 66
Benjamin, Moses 228
Berend, Abraham 229
Berend, S. 210
Berlin, Samuel 116, 183
Bernays, Isaak 117, 144, 147 f., 159, 200
Bernays, Jacob 104, 106, 159, 161, 211 f.
Bernhard, Christoph 23
Bevern, Joseph 229
Bilefeld, Johann Christoph 39
Bing, Abraham (Berlin) 53, 62, 229
Bing, Abraham (Würzburg) 117 f., 124,
147
Bing, Israel 228
Bing, Johannes Hertz 62
Bing, Salomon 11, 26, 75
Bingo, Julius 186
Bismarck, Otto v. 166
Bloch, Marcus Elieser 55
Bock, Friedrich Wilhelm 81
Bock, Moses Hirsch 198, 201
Bodenheim, stud. iur. 158
Boeckh, August 101
Boehm, Baruch 228
Boehm, Benedictus 53
Böhm, Moses 174 f.
Boehner, Leib 99
Börne, Ludwig 95, 127, 157, 169, 186,
203
Bondi, Mardochai 106

- Bonn, Jonas 76
 Brahe, Tycho 10
 Breidenbach, Moritz Wilhelm 123
 Breinersdorf, Samuel 76, 120, 151
 Brendel, Prof. 119
 Brenner, Gabriel 126
 Bresselau, Meyer Israel 184
 Brill, Eduard 123
 Brogi, Joseph 100
 Bruck, Abraham 227
 Bruck, Dr. 143
 Buchsbaum, Anselm Gutmann 65
 Buchsbaum, Benjamin Levi 65
 Buedinger, Max 126
 Buedinger, Moses Mardochai 126, 199
 Buka, Meyer 106
 Burgheim, Salomon Hirsch 40

 Callenberg, Johann Heinrich 48
 Calvary, Salomon 106
 Carové, Friedrich Wilhelm 112, 155, 157
 Cassel, David 198
 Cassel, Philipp Simon 65
 Cassel, Simon Meyer 41, 65
 Cellarius, Prof. 48
 Chamisso, Adalbert v. 203
 Charleville, Simon 175
 Chrianowski, Stanislaus 80
 Cohen, Ascher Joel 106
 Cohen, Hermann Jacob 123
 Cohen, Marcus 99
 Cohen, Meier 123
 Cohen, Meyer Kalman 27
 Cohen, Moritz 183
 Cohen, Moses Gerschom (Karl Anton) 23
 Cohen, Moyses 27
 Cohen, Tobia (Tobias Moschowitz, Mosche Tobia) 10 f., 26, 33–35, 77 f., 223
 Cohn, Meyer Hirsch 81
 Colhori, Mendel Aaron 55
 Crailsheim, Alexander 178
 Creizenach, Michael 127, 198
 Creizenach, Theodor 125, 127, 198

 Dalberg, Karl Theodor v. 84
 David, Meyer 66
 David, Moses 74
 Davids, Gerson 27
 Davidson, Wulff 229

 Delitzsch, Franz 130, 162 f.
 Delmedigo, Joseph Salomon 11, 26
 Dernburg, Joseph 106
 Dohm, Christian Wilhelm 7, 14, 86
 Duttlinger (bad. Abgeordneter) 170

 Eger, Akiba 117, 148
 Ehrenbaum, Jakob 115
 Ehrenberg, Philipp 125
 Ehrenberg, Treidel 126
 Eichelberg, Leopold 125 f., 208 f., 216
 Elcanfurth, Meyer 63
 Eli, Pinaas 227
 Elkan, Levin Beer 227
 Emden, Alexander v. 227
 Emden, Jakob 5 f., 12, 78
 Emden, M. 186 f.
 Emden, Salomon v. 227
 Engels, Friedrich 203
 Enoch, Joseph 99, 200
 Ephraim, Veitel Heine 139
 Epstein, Naphtali Herz 149
 Ernst Ludwig, Landgraf v. Hessen 224
 Ettliger, Jakob 147
 Ettliger, Veit 185
 Euchel, Isaak 12 f., 57, 173
 Eybeschütz, Jonathan 5, 12

 Feist, Uri 148
 Feust, Emanuel 206
 Feust, Karl 148, 164, 180, 182
 Feust, Philipp 206
 Fichte, Johann Gottlieb 140
 Flies, Isaac Beer 53, 229
 Fliess, Joseph 62, 227
 Fonseca, Abrahamus da 27
 Fonseca, Jacobus da 27
 Fonseca, Josephus da 27
 Fortis, Salomon Isaak 55
 Fränckel, Jonas 139, 193
 Fraenkel, Liebmann Jacob 228
 Fränkel, David 199
 Fränkel, Maimon 200
 Fränkel, Meyer 126
 Francke, August Hermann 35
 Francolm, Isaac 129, 196, 200
 Frankel, Zacharias 104, 147, 193
 Frankenheim, Marcus Leo 99
 Frankfurter, Naphtali 201
 Frenssdorf, Salomon Zaddik 106
 Freund, Wilhelm 106, 200 f.
 Freytag, Prof. 106

- Friedenthal, Wilhelm 179
 Friedländer, Alexander 208 f., 216 f.
 Friedländer, Daniel 58, 140
 Friedländer, David 7–9
 Friedländer, David Joachim 58
 Friedlaender, Eberhard 123
 Friedländer, Joachim Moses 58
 Friedländer, Johann 123
 Friedländer, Julius 106, 203
 Friedlaender, Ludwig 162
 Friedländer, Mendel Joachim 58
 Friedländer, Michael Meyer 57 f., 70, 229
 Friedländer, Nathan 208 f.
 Friedländer, Salomon 111
 Friedmann, Bernhard 205
 Friedmann, Gabriel Hirsch 147
 Friedmann, Lazarus 57
 Friedrich I (III), Kf. v. Brbg. u. Kg. in Pr. 35 f., 70, 224
 Friedrich II, Kg. v. Pr. 84
 Friedrich Wilhelm, Gr. Kf. 28, 31–34, 223
 Friedrich Wilhelm I, Kg. v. Pr. 36, 42, 226
 Fries, Jakob Friedrich 85, 111 f., 153–155, 171, 222
 Fürst, Julius 130, 207 f., 212 f., 216, 234 ff.
 Fürst, Salomon 21
 Fulda, Leopold Nathan 125

 Gabriel ben Mose s. Moschowitz, Gabriel
 Gans, David 10
 Gans, Eduard 89, 100 f., 111, 123 f., 137, 140, 150, 159, 161, 165, 181, 203, 207, 209 f., 215 f.
 Gans, Gumbert Loeb 123
 Gans, Salomon Philipp 94, 123, 183
 Gauß, Karl Friedrich 213
 Geiger, Abraham 102–107, 118, 138, 141, 150 f.
 Geldern, Gottschalk v. 59
 Geldern, Joseph v. 59
 Geldern, Joseph Gottschalk v. 30
 Geldern, Moyses Emanuel v. 59
 Gerathwohl, Nathan 187
 Gerson, Hartog 27
 Gesenius, Prof. 105, 126
 Getz, Gustav 186 f.
 Ghillany, F. W. 206

 Ginsberg, Benjamin Philipp 106
 Ginsberg, Nathan 106, 150
 Ginsburg, Meyer Hartog 227
 Gintzburg, Benjamin Wolff 40, 78
 Glückel v. Hameln 17
 Görres, Joseph v. 115 f.
 Goethe, Johann Wolfgang v. 64
 Gohl, Jacob 228
 Goldbeck, Großkanzler v. 180
 Goldmann, Philipp 126
 Goldschmidt, Ferdinand 186
 Goldschmidt, Salomon 62
 Goldschmidt, Salomon H. 186 f.
 Goldstein, Moritz 106
 Goldtschmidt, Carl Leopold 95, 178, 186 f.
 Goldtschmidt, Heymann 57
 Gomperz, Baer (Bernhard) Jacob 27, 59, 70, 76
 Gomperz, Moses 26
 Gomperz, Salman Emmerich 26 f., 42
 Gosen, Moses Salomon 125 f.
 Goslar, Nathan 228
 Gottfried, Johann Adolph 81
 Gotthilf, Johann Christian Wilhelm 81
 Gottschalk, M. L. 95
 Graetz, Heinrich 104 f., 129, 148 f., 152, 200
 Grünsfeld, Sigmund (Samuel Loeb) 116, 182
 Gumbertus, Wetzlar 66
 Gumbinner, J. L. 205
 Gumbinner, Sally 205
 Gumpel, Mordechai (Levison) 11 f.
 Gumperts, Aron Salomon 70, 76
 Gumperts, Joseph 70
 Gumperts, Moses Salomon 36, 41 f., 70, 226
 Gumpertz, Marcus Cosmann 59, 70
 Gumpertz, Ruben Samuel 140
 Gumpertz, Samuel Bendix 140
 Gumperz, Aron Emmerich 13, 51, 55
 Gumprecht, Aaron Jacob 62
 Gumprecht, Isaak Jacob 62
 Gumprecht, Joseph Jacob 62
 Günzburg, Carl 196
 Guttentag, Samuel Simon 94, 208, 210
 Gutzkow, Karl 203

 Haar, Moses 126
 Haas, Salomon 23, 39
 Haber, Jordan v. 185

- Haber, Louis 123
 Haindorf, Alexander 199, 208, 210
 Haindorf, Marx 199
 Haller, Albrecht v. 61
 Hamburg, Joseph 30
 Hamburger, Salomon Nathan 158, 186
 Hamburger, Wolf Lippmann 189
 Hanno, Raphael Benjamin 126
 Hartog, Emanuel 64, 120
 Hartwich, Johann Andreas 81
 Hayum (Hofarzt) 25, 38
 Hegel, Georg W. Friedrich 88, 101, 105, 141, 160
 Heimann, Joseph 228
 Heine, Heinrich (Harry) 59, 89, 100 f., 107, 123, 137, 141, 144, 148, 150, 152, 156, 158, 161 f., 203
 Heine, Henry 123
 Heine, Maximilian 123
 Heine, Simon 81
 Heineberg, Bernhard Jacob 125
 Heinemann, David 229
 Heinemann, Jeremias 199
 Heinemann, Marcus 125
 Henle, Sigmund 116
 Henle, Dr. 206
 Henschel, Elias 51, 66 f., 141
 Herder, Johann Gottfried 58
 Hermson, Jacob Aron 227
 Hersch, Hermann 205
 Herschel, Josua 22
 Herxheimer, Salomon 123, 126, 232
 Hertz, Joseph 99
 Hertz, Simon 228
 Herz, Abraham 99
 Herz, Amschel 63
 Herz, Elcan 63
 Herz, Henriette 50, 157
 Herz, Jacob 177, 212
 Herz, Joachim 63
 Herz (Hertz), Markus 12 f., 50, 53, 57, 73, 80, 173 f., 228
 Hess, Michael 198
 Hess, Moses 148 f., 205
 Heydemann, Jerson 229
 Heymanns, Joseph 73
 Heymans, Abraham 26 f., 38
 Hildesheimer, Israel (Esriel) 105 f., 148
 Hirsch, Levi 228
 Hirsch, Prof. 162, 176
 Hirsch, Salomon 227
 Hirsch, Samson Raphael 104, 106 f., 144, 148
 Hirsch, Siegfried 163
 Hirschberg, Jacob 227
 Hirschberg, Jehuda Jacob 42
 Hirschel, Gabriel 227
 Hirschel, Levin (Leon) Elias 52, 76, 227
 Hirschel, Moses 229
 Hirschel, Nathan Michael 227
 Hirschfeld, Hirsch 99
 Höchheimer, Simon 30
 Hoffa, Josef 126, 201, 208 f., 214
 Hoffmann, Friedrich 48
 Hofman, Joseph 126, 147
 Holdheim, Samuel 129, 152
 Hollaender, Hermann 229
 Holst, Ludwig 206
 Honigmann, David 99, 139, 150, 180
 Horowitz, Abraham 10
 Horwitz, Wendel Levi 228
 Humboldt, Alexander v. 50, 211
 Humboldt, Wilhelm v. 43, 64, 79
 Hupfeld, Hermann 126

 Immanuel, Johann Chr. Fr. 81
 Isac, Salomon 229
 Isler, Meyer 99, 138
 Israel, Emanuel 76
 Israel, Ephraim 22
 Israel, Salomon 35
 Itzig, Albert 99
 Itzig, Benjamin Daniel 73
 Itzig, Daniel 180
 Itzig, Isaak Daniel 7
 Itzig, Isaak Elias (Eduard Julius Hitzig) 64, 70, 180 f.
 Itzig, Meyer 229

 Jacob, Hirschel 228
 Jacob, Meyer 227
 Jacobi, K. G. J. 162
 Jacobi, Samuel 76
 Jacobsen, Behrend Heinrich 229
 Jacobsohn, Prof. 162
 Jacobson, Heinrich F. 162
 Jacobson, Hermann 123, 179
 Jacobson, Israel 179, 189
 Jacobson, Ludovicus 210
 Jacobssohn, Lipmann 62
 Jacoby, Johann 108, 156, 159, 178, 187, 204, 222

- Jahn, Friedrich Ludwig 153
 Japha, Hirsch Mendel 99
 Japha, Meyer Mendel 99
 Jeitteles, Jonas 40, 48 f.
 Joel, Aron 228
 Joel, David 148
 Joel, Manuel 104, 148
 Jolowicz, Heimann 150
 Jonas, Isaak 140
 Josaphat, Gerson 106
 Josef II, Kaiser 29, 83
 Joseph, Peisach 106
 Josephat, Jerson 126
 Josephat, Süßkind 126
 Jost, Isaak Marcus 100, 124, 143, 145 f.,
 152 f., 161, 197 f.
 Jury, Isaac 229
 Jutrosinski, Moritz 156
- Kaim, Isidor 183
 Kalisch, Marcus 106
 Kalix, Samson 227
 Kant, Immanuel 56 f., 79 f., 107, 160
 Karl Ludwig, Kf. v. d. Pfalz 32 f., 39
 Kepler, Johannes 10
 Kisch, Abraham 13, 49, 173, 175
 Kisch, David 49
 Kisch, stud. med. 53, 227
 Kley, Eduard Israel 196, 199
 Koreff, Joachim 52, 227
 Koreff, Lazarus 49, 52, 227
 Koreff, Salomon 49
 Kosch, Raphael 108, 177 f.
- Laband, Israel 229
 Lachmann, Joseph 228
 Ladenburg, Leopold 185
 Landsberger, Julius 106
 Lasker, Eduard 103 f.
 Lassalle, Ferdinand 103, 105, 143, 150,
 156, 160
 Lautz, Moses Joseph 99
 Lazarssohn, Wolf 228
 Lazarus, Leiser 106, 148
 Lazarus, Oscher 36
 Lehmann, Joseph 205
 Lehrs, Karl 162
 Lemos, Aron de 70, 229
 Lemos, Benjamin de 50, 70, 73, 174
 Lemos, Daniel de 70, 229
 Lemos, Joseph de 52, 227
 Lenheim, Lazarus 125
- Leon, Beer 227
 Lessing, Gotthold Ephraim 58
 Lessmann, Daniel 100, 146, 151
 Levi, Abraham Philipp 42
 Levi, Beer 126
 Levi, Isaac 229
 Levi, Joseph (Berlin) 203
 Levi, Joseph (Ostfriesland) 229
 Levi, Meyer 66, 227
 Levi, Moyse 227
 Levi, Philipp Samson 125
 Levi, Rabbi (Herborn) 21
 Levi, Raphael 23
 Levi, Salomon 20
 Levi, Samuel 63
 Levin, Abraham Moses 36 f., 52, 227
 Levin, Baruch 227
 Levin, Behrens 227
 Levin, Hirsch 227
 Levin, Joseph 229
 Levin, Moses 229
 Levin, Raphael 52, 227
 Levin, Samuel 66
 Levin, Wulf 66
 Levy, Jakob 106
 Levy, Moritz 200
 Levy, Moses 108
 Levy, Philipp 125
 Levy, Philippe Abraham 66
 Levy, Salomon 228
 Levy, Sara 140
 Levysohn, Friedrich Wilhelm 187, 203 f.
 Lewy, Jacob Joseph 94
 Lewysohn, Ludwig 106
 Liebmann, Bär 66
 Liebmann, Joachim 229
 Liebmann, Jost 35, 70, 224
 Liebmann, Lucas Abraham 66
 Liebmann, Meyer 228
 Liebmann, Michael 108
 Liebmann, Salomon 35, 224
 Liebmann, Samuel Wilhelm 99
 Lindner, Friedrich Ludwig 79
 Löbel, Mayer (Meyer) 94, 99
 Löbenstern, Jacob David 123, 185
 Löw, Gerson 66
 Löw von Gosfeld 22
 Löw, Herz 66
 Löw, Jehuda 10
 Löw, Meyer 39–41, 65, 224 f.
 Löw, Salomon 66
 Loewen, Samuel 229

- Loewenhardt, S. 210
 Löwenheim, Jacob 118
 Löwenthal, Zacharias 111, 203
 Loewi, Isaak 113
 London, Nathan Aron (Johann Gottfried) 23, 64
 Ludwig I, Kg. v. Bayern 114
 Luzzatto, Samuel David 153
 Lynar, Fürst v. 166
- Maas, Josef 187
 Maas, Simon 187
 Maendel, Absalom 229
 Maier, Joseph 128
 Maimon, Salomon 51, 57, 80
 Maimonides, Moses 1, 3, 10, 12, 78
 Manhayn, Michael 186 f.
 Mannheimer, Ludwig 115
 Mannsfeld, Philipp 183
 Marcus, Jacob Josef 228
 Marcus, Lewis 152, 183
 Marcus, Moses 66, 74
 Marcus, Samuel (Königsberg) 228
 Marcus, Samuel (Schlesien) 228
 Marcus, Simon 66
 Marcuse, Moses 53, 62, 229
 Margalita, Aaron 22
 Maria Theresia, Kaiserin 29
 Marx, Adolf Bernhard 51
 Marx, Assur 19, 48 f., 73, 79
 Marx, Beyfus 65
 Marx, Elieser 62, 229
 Marx, Heinrich (Karlsruhe) 157
 Marx, Heinrich (Trier) 178, 181
 Marx, Karl 165, 178, 203, 205
 Marx, Meyer 168, 171, 200, 208 f.
 Marx, Moses 51, 81
 May, Johann Heinrich 39
 Meldola, Abraham 184
 Mendel, Levin 228
 Mendel, Moses 228
 Mendelssohn, Moses 2, 5, 7–9, 13, 31, 51, 55, 79 f.
 Meseritz, Samson 227
 Metz, Sekkin Amschel 125
 Meyer, A. Dr. jur. 186
 Meyer, Abraham (Berlin) 229
 Meyer, Abraham (Brodi) 227
 Meyer, Cosmann Abraham 228
 Meyer, Elkan Bendix 52, 227
 Meyer, Israel 40, 66, 227
 Meyer, Joel 99
- Meyer, Samuel Marum 128 f., 137 f., 148, 186, 208 f., 216
 Michaelis (Advokat) 183
 Michaelis, Johann David 18 f., 32
 Michaelis, J. H. 21
 Mohl, Robert v. 128
 Morgenstern, David 121, 131, 183
 Moschowitz, Gabriel 26, 33, 35, 223
 Moschowitz, Tobia s. Cohen, Tobia
 Moser, Moritz 106
 Moser, Moses 100, 102, 140 f., 160
 Moses ben Ahron (Johan Kemper) 20
 Moses, Israel 21
 Moses, Jacob L. 106
 Moses, Josephus 62
 Moses, Magnus 74
 Moses, Marcus 66, 227
 Moses, Rabbi 20
 Mosovius, Marcus Moritz 99
 Munk, Eduard 105 f., 200
 Munk, Salomon 106, 202
- Naphtalison, Eli 229
 Napoleon I, Kaiser 84
 Natan, Lion 229
 Neander, Prof. 162 f., 207
 Neukirch, Wolfgang 186 f.
 Neustädtel, Leopold Joseph 185
- Oettinger, Hermann 115, 177 f.
 Oettinger, Jakob Joseph 196
 Oken, Lorenz 115
 Oppenheim, Heinrich Bernhard 111, 123, 137, 186 f., 208 f., 210, 217, 222
 Oppenheim, Leopold 186 f.
 Oppenheimer, David (Berlin) 53, 228
 Oppenheimer, David (Niederaula) 125
 Oppenheimer, Simon 186
 Oppert, Julius 202
- Paulus, Heinrich 111
 Pfeiffer, Jurist 186
 Pflaum, Salomon 186
 Philippson, Ludwig 101, 138 f., 142, 158, 164, 190–192, 201, 204, 234 f.
 Phoebus, Levin 76
 Pincus, Salomon 229
 Pinhas, Jacob 205
 Pinhas, Josef 126
 Poll, Prof. 124
 Poper, Salomon 106
 Prager, Moses 23

- Quandt, Johann Jacob 21
 Raphael, stud. med. 228
 Raumer, Friedrich v. 101
 Rée, Anton 131, 198 f., 201
 Rée, Brend Isaak 131
 Rehfuß, Dr. 200
 Reinganum, Hermann 106
 Reinganum, Maximilian 186
 Remak, Robert 177, 208, 210–212
 Reuss, Moses 119, 142
 Riess, Dr. 210
 Rießler, Gabriel 90, 111, 115, 124, 131, 137, 148, 151, 158, 164, 178, 184 f., 187, 213, 222
 Ring, Max 205
 Ritschl, Albrecht 159
 Rosenberg, Marcus 106
 Rosengarten, Aaron 125
 Rosengarten, Leffmann 123
 Rosin, David 148
 Rothschild, Anthony v. 123
 Rothschild, Lionel v. 123
 Rotteck, Karl v. 168
 Rubino, Josef 123 f., 126, 208, 214
 Rubino, Ruben 123, 125
 Rubo, Julius 100, 105 f., 151, 180 f., 208, 210
 Rückert, Friedrich 121
 Ruer, Marcus 125
 Rühs, Prof. 85, 100 f., 154, 204, 222

 Saalschütz, Joseph Levin 108, 197 f.
 Sachs, Isaak 177
 Sachs, Michael 99, 101, 196–198
 Salinger, Samuel 108
 Salomo, Wolf 22
 Salomon, Gotthold 196
 Salomon, Jakob 64
 Salomon, Jonas Isaac 228
 Salomon, Levi 52, 227
 Salomon, Levi 99
 Salomon, Nathan 65
 Salomonsen, Isaak 66
 Salomonson, Moses 227
 Samosz, Israel 13
 Samson, August 123
 Samson, Heinrich 123, 179
 Samson, Isaak Herz 179
 Samuel, Alexander 22, 225
 Samuel, Aron ben 6
 Samuel, Bernhard 52, 227
 Samuel, David 95
 Samuel, Jacob 63
 Samuel, Model 228
 Samuel, Moses 63
 Samuelson, Simon 228
 Savigny, Friedrich v. 101, 210
 Schelling, Friedrich v. 115 f., 121
 Scheuring, Prof. 119
 Schiff, Meyer Isaak 114, 130 f., 183
 Schlamm, Gump 27
 Schlegel, August Wilhelm 107, 158
 Schleiermacher, Friedrich 101, 162
 Schlesinger, Heinrich August 203
 Schlesinger, Joseph 229
 Schmedding, Geheimrat 159
 Schönlein, Prof. 211
 Schröder, Johann Joachim 22, 225
 Schultz, Pfarrer 162
 Schwab, Gustav 203
 Schwarz, Chaim 118
 Schwarz, Joseph 118
 Schwarzschild, Heinrich 178
 Schwarzschild, Moses 126
 Schwerin, Moritz 99
 Seckel, Gideon 61, 229
 Seligo, Salomon 71 f.
 Seligmann, Christian Godfried 80
 Seligmann, Johann Christian 81
 Seligsberg, Marx Heyum 121
 Selling, Christian F. G. C. 121
 Selz, Hajum 119, 142
 Simon, Samuel 79
 Simon, Selig 94
 Simson, Johann Gottlieb 229
 Simson, Martin Eduard v. 162
 Skytte, Benedykt 33
 Sobernheim, Isaak 106
 Sobernheim, Levi 175
 Sobernheim, Moyses 42
 Sobernheim, Salomon 228
 Spener, Philipp Jacob 48
 Speyer, Nathanael 41, 66
 Spinoza, Baruch 33
 Staël, Anne de 58
 Stahl, Friedrich Julius 86, 162, 169, 207, 222
 Stahl, Georg Ernst 48
 Steffens, Henrik 101
 Stein, David 115
 Steinheim, Salomon Levi 99
 Steinschneider, Moritz 130, 139
 Stern, Herz 126

- Stern, Moritz (Göttingen) 124, 206,
 208 f., 213 f.
 Stern, Moritz (Karge) 106
 Stern, Sigismund 101, 105 f., 143, 145,
 197 f.
 Stiefel, Nathan 95
 Stieglitz, Israel 79
 Straßburger, E. 200
 Strauß, David Friedrich 128 f., 158 f.
 Süß, Jud 5
- Teich, Heimann 229
 Theodor, David Salomon 57
 Thibaut, Anton 112
 Thomasius, Christian 35
 Tobia, Mosche s. Cohen, Tobia
 Traub, Hirsch 118
 Traube, Mendel 126
 Trier, Nathan 116
- Uhland, Ludwig 128
 Ullmann, Leon 106
 Ulman, Mayer David 185
- Valentini, Michael Bernhard 27, 38 f.,
 40 f.,
 Varnhagen, Rahel (geb. Levin) 50, 64
 Vaudel, Abraham Wolff 61
 Veit (Mannheim) 228
 Veit, David 50, 64, 76, 79 f., 229
 Veit, Moritz 101, 129, 187, 203
 Voltaire 81
- Wallerstein, Jurist 186
 Wallich, Abraham Isaak 26
 Wallich, Emanuel 53, 229
 Wallich, Isaak 49, 73, 79
 Wallich, Salomon Emanuel 69
 Wallich, Simon Emanuel 65
 Warburg, Moritz 183
 Weil, Gustav 208 f., 212 f.
- Weil, Heinrich 202
 Weil, Karl 128, 204 f.
 Wessely, Hartwig 7–9
 Wessely, Naphtali 228
 Wette, Prof. de 101
 Wetzlar, Gumbrich 65
 Wetzlar, Gustav 125
 Wetzlar, Isaak 6
 Wetzlar, Marcus Gerson 126
 Weyl, Meyer Simon 196
 Wiener, Meyer 106
 Willstätter, Elias 118
 Wohlwill, Immanuel 88, 100, 131, 160,
 199
 Wolf, Friedrich 228
 Wolf, Hirsch 228
 Wolf, Levin 227
 Wolf, Moyses Abraham 76
 Wolf, William Leo 120
 Wolff, Bendix 203
 Wolff, Christian v. 35
 Wolff, Elkan Isaak 65
 Wolff, Hironymus 228
 Wolff, Samuel 228
 Wolff, Simon 196, 200
 Wolffson, Isaak 184
 Wollheim, Anton Eduard 99
 Wormes, David 228
 Worms, Anselm Wolf 11
 Worms, Aser Anselm 39, 65
 Worms, Simon Wolff 65
 Wulff, Abraham 229
 Wulff, Benjamin Isaak 73
 Wulff, Jacob 73
 Wulff, Moses Abraham 15
- Zimmern, Sigmund 100, 111 f., 123 f.,
 137 f., 154, 208 f., 214–216
 Zuckermann, Benedict 104, 149
 Zunz, Leopold 89, 100 f., 105 f., 139 f.,
 145 f., 158, 191–193, 196, 198 f., 201
 Zwi, Sabbatai 5

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

- 14 | Hanns Günther Reissner · Eduard Gans
Ein Leben im Vormärz. 1965. X, 203 Seiten. Mit 23 Kunstdrucktafeln. Kart.
DM 24.–, Ln. DM 28.50
- 15 | Jacob Toury · Die politischen Orientierungen der Juden in
Deutschland
Von Jena bis Weimar. 1966. X, 387 Seiten. Kart. DM 44.–, Ln. DM 49.–
- 16 | Wissenschaft des Judentums im deutschen Sprachbereich
Ein Querschnitt. Mit einer Einführung herausgegeben von Kurt Wilhelm.
2 Bände. 1967. XIX, Seiten 1–367 und VII, Seiten 369–796. Kart. DM 72.–,
Ln. DM 81.–
- 17 | Hans Liebeschütz · Das Judentum im deutschen Geschichtsbild
von Hegel bis Max Weber
1967. XII, 360 Seiten. Kart. DM 29.50, Ln. DM 35.–
- 18/1 | Ruth Kestenbergl-Gladstein · Neuere Geschichte der Juden in den
böhmischen Ländern
Erster Teil: Das Zeitalter der Aufklärung 1780–1830. 1969. XV, 418 Seiten.
Mit 10 Kunstdrucktafeln. Kart. DM 63.–, Ln. DM 69.–
- 19 | Ernest Hamburger · Juden im öffentlichen Leben Deutschlands
Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit
1848–1918. 1968. XXIV, 595 Seiten. Kart. DM 48.–, Ln. DM 54.–
- 20 | Horst Fischer · Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen
19. Jahrhundert
Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik. 1968. VIII, 232 Seiten. Kart.
DM 34.–, Ln. DM 39.–

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

22 | Leo Baeck Institute New York · Bibliothek und Archiv

Katalog Band I: Deutschsprachige jüdische Gemeinden, Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher, Almanache und Kalender. Unveröffentlichte Memoiren und Erinnerungsschriften, herausgegeben von Max Kreuzberger unter Mitarbeit von Irmgard Foerg. 1970. XLI, 623 Seiten mit 23 Kunstdrucktafeln. Kart. DM 135.–, Ln. DM 143.–

23 | Hans Liebeschütz · Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig

Studien zum Jüdischen Denken im deutschen Kulturbereich. Mit einem Nachwort von Robert Weltsch. 1970. VIII, 258 Seiten. Kart. DM 32.–, Ln. DM 37.50

24 | Selma Stern · Der Preußische Staat und die Juden

Dritter Teil: Die Zeit Friedrichs des Großen. 1971. Erste Abteilung: Darstellung. XV, 426 Seiten. Zweite Abteilung: Akten. Erster Halbband: V, Seiten 1–814. Zweiter Halbband: V, Seiten 815–1615. Kart. DM 450.–, Ln. DM 480.–

25 | Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923

Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker. 1971. XI, 704 Seiten. Kart. DM 65.–, Ln. DM 72.–

26 | Werner Feilchenfeld, Dolf Michaelis, Ludwig Pinner · Haavara-Transfer nach Palästina

und Einwanderung deutscher Juden 1933–1939. Mit einer Einleitung von Siegfried Moses. 1972. 113 Seiten mit 5 Tafeln und mehreren Tabellen. Kart. DM 19.–

27 | Erwin Lichtenstein · Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus

1973. XIII, 242 Seiten. 1 Bildtafel. Ln. DM 59.–

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

